

DIE WELTWOCHEN



Der Letzte, den wir haben

Europas Bürgerliche hoffen auf FDP-Chef Christian Lindner.

Roger Köppel

Toxische Weiblichkeit

Die Irrwege linker Polit-Frauen. *Christoph Mörgeli*

«Ich bin der Typ mit der Wunderkerze»

Grosses *Weltwoche*-Gespräch mit Thomas Gottschalk.

Erik Ebnetter

Glücksfall im Paradies
Freddy Burger's grandiose
Hotel-perle an der
Algarve

4 1947407 006999 4

#bornelectric



THE iX



100% ELECTRIC

BMW iX xDrive50, 385 kW (523 PS), 21.0–19.4 kWh/100 km, 0 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse A. Katalogpreis CHF 115 900.–. Abgebildetes Modell enthält Sonderausstattungen: BMW Individual Aventurinrot metallic CHF 3 110.–, Sportpaket CHF 4 060.–, 22" Aerodynamikräder 1020 Bicolor 3D-Glanzschliff Jet Black CHF 1 560.–, BMW Individual Exterieur Line Titanbronze CHF 830.–, Exclusive Package CHF 5 490.– und BMW Laserlicht CHF 2 710.–.



Weltwunder Christentum

Zuerst wollte ich hier über den Niedergang des Westens schreiben. Ich hatte den Artikel fast fertig, doch das düstere Thema behagte mir nicht. Also habe ich nochmals angefangen. Wir lesen zu viele Abgesänge, es braucht mehr Erbauliches. Statt die Leute dauernd darauf aufmerksam zu machen, was falsch läuft, sollte man sich stärker mit dem Guten, mit dem Erfolg befassen.

Eine der grössten Erfolgsgeschichten der Menschheit ist das Christentum. Ich schreibe das als nicht besonders religiöser Mensch. Eigentlich misstraue ich der Religion. Religion kommt von Bindung. Dieser Begriff stellt mir den Menschen zu sehr in den Vordergrund. Religiöse Menschen neigen zum Glauben, sie hätten eine Standleitung zum Allerhöchsten. Allzu «religiöse» Menschen laufen Gefahr, von Gott zu reden, aber sich selber zu meinen.

Das Christentum ist die grösste Revolution, die es je gegeben hat. Es war eine Revolution, die nicht mit einem Urknall, mit einem Weltkrieg, mit einem Palaststurm begann. Es war eine stille Revolution des Geistes, im Innersten des Menschen, die sich abseits der Paläste ereignete, zunächst unmerklich, dann unwiderstehlich. Weltreiche fielen vor der Macht des Christentums, weil sie sich der Macht des überlegenen Gedankens beugen mussten.

Ich will hier die Verbrechen, die im Namen des Christentums begangen wurden, weder weg- noch schönreden. Menschen haben die unangenehme Angewohnheit, auch das Beste und Schönste zu verseuchen. Doch nichts, was an Gräueltaten unter dem Kreuz verübt wurde, wäre auch nur im Entferntesten geeignet, das Gute zu überlagern, das durch das Christentum auf und über die Welt gekommen ist.

Warum ausgerechnet jetzt dieser Artikel? Weihnachten ist noch weit weg. Ich habe kürzlich zwei Bücher gelesen. Eines handelte von der Geschichte des Trojanischen Kriegs. Das andere würdigte den «Sieg des Abendlandes». Der Autor Rodney Stark, Professor für Religionssoziologie, selber Agnostiker, beschreibt schlüssig den mir in dieser Art bis dahin überhaupt nicht bewussten Zusammenhang zwischen Christentum und Freiheit.

Ohne das Christentum, und jetzt rede ich nicht von der «protestantischen Ethik» nach der Reformation, ohne das ursprüngliche – nennen wir es das katholische – Christentum gäbe es den

Westen, gäbe es die Moderne, gäbe es Shakespeare, Goethe, die Wissenschaft, technischen Fortschritt, den Freihandel, gäbe es die Marktwirtschaft und damit unseren Wohlstand nicht. Das klingt steil, ist aber wahr.

Wie lautete die wichtigste Erfindung des Christentums? Nein, es ist nicht die Idee eines einzigen gütigen Gottes. Es ist die Erfindung, sagen wir besser: die Entdeckung des freien Willens. Ohne das Christentum gäbe es den westlichen Individualismus nicht, die Idee, dass der Mensch nicht erst als Teil einer Gemeinschaft, sondern als Mensch aus sich selbst seinen unerschätzbaren Wert erlangt.

Auf den wir uns allerdings, weil wir ihn mit allen teilen, nicht allzu viel einbilden sollten.

Was hat der Trojanische Krieg damit zu tun? Sehr viel. Die Mythenwelt der alten Griechen war das Gegenteil des Christentums. Sie wurde bevölkert von grossartigen Helden und faszinierenden Charakteren, doch aus christlicher Sicht verbindet sie ein folgenschwerer Makel: Sie alle sind Sklaven, Statisten, Gefangene ihres Schicksals.

Egal, was Achilles, Hektor, Paris oder Agamemnon an Heldentaten oder Schurkereien vollbringen, an ihnen vollzieht sich mit kalter Wucht die Macht des Schicksals, das Wal-

ten der Götter und ihrer Prophezeiungen. Ihre Handlungen zählen nicht. Sie erfüllen ihre Bestimmung. Oder fallen ihr zum Opfer.

Dagegen steht Shakespeare, dieser christliche Gigant. In seinem Drama «Julius Cäsar» sagt Cassius zu Brutus: «Der Fehler, lieber Brutus, liegt nicht in den Sternen. Er liegt in uns selbst.» Oder, in den Worten des Kirchenvaters Augustinus: «Wir haben einen freien Willen, und daraus folgt, dass, wer auch immer rechtschaffen zu leben wünscht, dies auch erreichen kann.»

Die Entfesselung des freien Willens ist die weltumwälzende Revolution, der zentrale Sprengstoffgedanke des Christentums. Sie befreite den Menschen aus den Fängen des Schicksals, um ihm eine noch viel grössere Last aufzubürden: die Last seiner eigenen Verantwortung. Es gab keine Götter mehr, über die er sich hätte beschweren können. Fortan konnte er niemand anders beschuldigen als sich selber.

Aber noch viel mehr. Ich habe einen freien Willen, und ich denke, also bin ich. Dieser Satz stammt nicht vom grossen Aufklärer Descartes. Viele Jahrhunderte vorher hat ihn bereits der schon erwähnte Augustinus ausgesprochen, allerdings nicht in der Auseinandersetzung mit der Wahrheit, sondern mit dem Irrtum: «Wenn ich mich nämlich täusche, dann bin ich. Denn wer nicht ist, kann sich natürlich nicht täuschen; und demnach bin ich, wenn ich mich täusche. [...] Denn so gut ich weiss, dass ich bin, weiss ich eben auch, dass ich weiss.»

Urknall der Philosophie im Mittelalter: Ohne die Kirchenväter, ohne die Christen hätten wir keine Wissenschaft. Die Basler Chemie wäre nie entstanden.

Das Christentum ist viel wichtiger, als wir alle glauben. Im Christentum stecken Schätze von Wahr- und Weisheiten, die uns zu dem gemacht haben, was wir heute sind. Wir laufen Gefahr, sie zu vergessen.

Der Westen im Niedergang? Ganz bestimmt. Amerika schwankt. Die EU ist eine Ruine auf dem Schuldensumpf, Opfer ihrer Illusionen. Die Schweiz bemüht sich, dem Sog zu widerstehen.

Kann uns nur noch ein Gott retten, wie Martin Heidegger, der enttäuschte Katholik, einst finster orakelte? Gerade nicht. Die tröstliche Botschaft des Christentums lautet: Der Fehler liegt nicht in den Sternen. Unsere Rettung, die Lösung sind wir selbst. R. K.

Lockdown im Rachen? Wir machen auf!

Hals-, Nasen- und Ohrenchirurgie.
Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Toxische Weiblichkeit, Sanija Ameti, Freddy Burger, Daniel Eggspühler

Gibt es nur «toxische Männlichkeit», wie uns Feministinnen weismachen? Und keine «toxische Weiblichkeit»? Wir halten dagegen. Auch Frauen können Unheil anrichten, das umso grösser wird, je mehr Macht sie haben. Den drohenden Blackout wegen Strommangels verdanken wir einer Frauenmehrheit im Bundesrat, die nach Fukushima in einem populistisch-emotionalen Entscheid den Ausstieg aus der Atomenergie beschloss. Die Bilanz der drei mächtigsten Frauen Europas – Angela Merkel, Ursula von der Leyen und Christine Lagarde – sieht eher trüb aus. Die Frauen stimmen tendenziell sozial statt liberal. Das schadet unserem Wohlstand, unserer Freiheit und unserer Sicherheit. **Seite 24**

Sanija Ameti bringt frischen Wind in die Europadebatte. Das ehemalige Flüchtlingskind aus Bosnien ist die neue Co-Präsidentin der Operation Libero. Interessanterweise lehnt die Grünliberale einen EU-Beitritt der Schweiz ab. Das unterscheidet sie von ihren Vorgängerinnen. Gleichzeitig hofft sie, dass das Rahmenabkommen wieder auf den Tisch kommt. Eine kühne Vision, die sich nur schwer erfüllen dürfte. Zuerst muss sie aber ihrer Truppe neuen Schub verleihen. Lange schien die Organisation ein Abonnement auf politische Siege zu haben, mutierte zum SVP-Schreck. In diesem Jahr verrannte sich die Operation Libero aber bei wichtigen Themen wie der Burka-Initiative oder dem Bundesgesetz über polizeiliche Massnahmen zur Bekämpfung von Terrorismus. Ameti steht vor keiner leichten Aufgabe. Dem



In der Blüte seines Könnens:
Art Director Eggspühler.

politischen Diskurs tut die 28-Jährige mit ihrer offenen, direkten Art aber auf jeden Fall jetzt schon gut. **Seite 36**

Er beschreibt sich als «recht rationalen Manager», er stand mit geschäftlichem Kalkül und strategischem Geschick hinter der erfolgreichen Karriere des Schlagerstars Udo Jürgens. Doch nun liess sich der Zürcher Manager Freddy Burger von seinem Bauchgefühl lenken und kaufte mitten in der Krise ein Hotel an der Algarve im Südwesten von Portugal: «Das schönste Bou-

tique-Hotel weit und breit», wie er sagt. *Weltwoche*-Reporter Thomas Renggli und Fotografin Rebecca Marshall sind der Geschichte auf den Grund gegangen. Angetroffen haben sie ein Paradies in der romantisch-rauen Umgebung einer der spektakulärsten Küsten Europas – und Freddy Burger, der an der Seite seiner Ehefrau Isabella den dritten Frühling erlebt. **Seite 56**

Trauermeldung: Letzte Woche ist unser hochgeschätzter Mitarbeiter und Freund Daniel Eggspühler aufgrund eines langjährigen Herzleidens, am Ende aber dennoch unerwartet verstorben. Der erst 56-Jährige war seit 2013 als Art Director für die *Weltwoche* tätig und hat in dieser Funktion unsere Zeitschrift entscheidend geprägt. Sein letzter grosser Wurf war das erfolgreiche *Weltwoche*-Redesign von 2020, das dem Blatt eine neue Architektur und neue inhaltliche Dimensionen verliehen hat. Zudem entwickelte er die visuellen Online-Formate «*Weltwoche daily*» und *Weltwoche Digital*. Daniel Eggspühler stand in der Blüte seines Könnens. Er war nicht nur ein brillanter, ideenreicher Art Director mit breitem kulturellem Flair, das er unter anderem auch als Drummer einer Rockband auslebte. Wir haben ihn enorm geschätzt als hochintegren, liebenswerten Kollegen und feinen, sensiblen Menschen, der uns allen ans Herz gewachsen ist. Wir werden die Erinnerung an ihn und an seine grossartigen Leistungen für die *Weltwoche* immer in Ehren halten. Den Hinterbliebenen sprechen wir unser tief empfundenes Beileid aus.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



PEUGEOT
PROFESSIONAL

DER NEUE e-EXPERT

Full electric

bis zu 330 km Reichweite (WLTP)*
in 30 Minuten zu 80% aufladen** - Nutzlastgewicht: bis zu 1199 kg

* WLTP-Zyklus, Standard 2019, entspricht 300 km WLTP. ** An öffentlichen 100-kW-Ladestationen.



INTERNATIONAL VAN OF THE YEAR 2021



Schlüsselrolle: Christian Lindner. Seite 18



Elegantes Leben: Anna Bey. Seite 50



Gut gelaunt: Thomas Gottschalk. Seite 40

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Unbezahlbarer Preis
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Ancillo Canepa
- 10 Tagebuch Lucas Albers
- 12 Bern Bundeshaus
Linkes Kartell
- 14 Blick in die Zeit
- 16 Erziehung der Gefühle
Wunsch und Wirklichkeit
- 18 Der Letzte, den wir haben
Hoffen auf FDP-Chef Christian Lindner
- 21 Personenkontrolle
- 21 News Gehirnwäsche am Bundeshaus
- 22 Mörgeli
Hochnotpeinliche Kohäsionsmilliarde
- 22 Gottfried Locher
Es gibt kein reformiertes Rom
- 23 Peter Bodenmann
Konzerne, Saudis, Putins und Maduros
- 24 Toxische Weiblichkeit
Regieren Frauen wirklich besser?
- 26 Neuer Stern des Südens
James Bond und das italienische Matera
- 27 Gemeinden droht Sozialhilfe-Tsunami
Folgen der Flüchtlingskrise 2015
- 28 Alec und die Baldwins
Wer ist der Mann hinter dem Drama?
- 30 Lob der Hausfrau
Erfolgsmo­dell in der Corona-Krise
- 31 Kurt W. Zimmermann
Liebesgrüsse von links

- 32 Opium der Eliten Frankreichs
Führung huldigt dem Europäismus
- 33 Inside Washington
- 34 Energiestrategie Raus aus dem Sumpf
- 35 Buchmesse in Frankfurt
Medien-Blase und Barbour-Jacken
- 36 Sanija Ameti Die Träume der neuen
Chefin von Operation Libero
- 37 News Guldemann beschimpft Schweizer
- 38 Front gegen Polen
Neuer Paria-Staat Europas
- 39 Tamara Wernli Nur mal kurz sterben
- 40 Thomas Gottschalk Das grosse Gespräch
mit der deutschen Show-Legende
- 44 Femizid Hauptsache, man redet darüber
- 45 Kavalas Verhängnis
Oppositionspolitiker in Haft
- 46 Bitte lassen Sie sich impfen!
Appell von Infektiologe Manuel Battegay
- 48 Neunzehn Bestseller Die britische
Kulturministerin Nadine Dorries
- 49 Anabel Schunke
Flüchtlingsmagnet Deutschland
- 50 Anna Bey «Das Problem beginnt,
wenn jemand nur schön ist»
- 52 Eine Frage der Selbstachtung
Zum Rücktritt von Jens Weidmann
- 54 Falsche Besetzung im Bett
Fehler des Ex-Bild-Chefs
- 56 Freddy Burger Der Showmanager
wird Hotellier in Portugal
- 61 Thiel Antifa
- 62 Leserbrief
- 63 Nachrufe
Martin Heller, James Michael Tyler
- 64 Beat Gygi Selbstheilungskräfte

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Tonspuren der Kindheit
Schriftstellerin Eva Menasse
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Zwischen Stuhl und Bank
Chansonnier Georges Brassens
- 74 Film «Und morgen seid ihr tot»
- 75 Serie «Squid Game»
- 76 Kunst Noëmi Manser
- 76 Pop Coldplay
- 77 Jazz Christy Doran, Stefan Banz

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Fast verliebt
- 80 Frauen Jesy Nelson
- 80 Häuser Villa Certosa
- 81 Was macht eigentlich?
Sarah Meier, Eiskunstläuferin
- 82 Essen
- 82 Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Arieh Wagner
- 88 Menschen von morgen
Isabel Z. Martínez, Ökonomin
- 90 Das indiskrete Interview
Christoph Sigrist, Pfarrer

Der Pro-Idee Geschenkfinder:

finden Sie mehr als 4.000 Geschenkideen auf
www.proidee.ch



Lichterbaum 90 cm,
Best.-Nr.: 220-945
Fr. 84.95



Disney Traditional
Weihnachtsfiguren
Best.-Nr.: 226-452
Fr. 24.95



GUTSCHEIN*
CHF **20.-**
Gutschein Code
216281W

*Bitte die Gutschein-Nummer bei Ihrer Bestellung angeben. Natürlich können Sie Ihren 20.- Fr. Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist für das gesamte Sortiment gültig und einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 200.-. Gültig bis 25.11.2021



Festliche Glas-Platzteller,
6er-Set
Best.-Nr.: 220-249
Fr. 62.95



Pro-Idee

LED-Stern
Grösse 43 cm hoch
Best.-Nr.: 231-390
Fr. 169.95



Finden Sie das Besondere. Das Beste und das oft Vermisste

Bestellen leicht gemacht: proidee.ch/geschenkefinder T. +41 (0)71-274 6617

Unbezahlbarer Preis

Die Pariser Klimaziele wären nur unter horrenden Kosten zu erreichen. Dennoch hält die Politik daran fest. Die Leute merken allmählich, dass das nicht geht.

Hans Rentsch

Jetzt beginnt in Glasgow die 26. Uno-Klimakonferenz (COP 26), und just vor einer Woche las man die Meldung, Frankreich verteile aus Angst vor neuen Gelbwestenprotesten eine «Inflationsentschädigung». Etwa 38 Millionen Franzosen mit einem Nettogehalt unter 2000 Euro pro Monat sollen 100 Euro erhalten. Man erinnert sich: Im November 2018 hatten in Frankreich Demonstrationen einer spontanen Bürgerbewegung begonnen. Protestiert wurde gegen eine von Präsident Emmanuel Macron zur Durchsetzung der Energiewende geplante höhere Besteuerung von Diesel und Benzin. Die Protestierenden trugen als Erkennungszeichen die gelben Warnwesten, die im Auto mitzuführen sind. Die Inflationsentschädigung ist eine Reaktion auf gestiegene Öl- und Gaspreise, die auf die Diesel- und Benzinpreise und die allgemeine Teuerungsrate durchschlagen.

Nach den jüngsten Preisschüben für fossile Energie baten einige westliche Regierungen die wichtigsten Ölproduzenten (Opec-Staaten und Russland), die Förderung zu erhöhen. Das Motiv war dasselbe wie bei der französischen Inflationsentschädigung: Angst vor dem Zorn des Volkes über eine steigende Teuerung.

In der Schweiz scheiterte im Referendum vom 13. Juni das revidierte CO₂-Gesetz. Die Hauptmotive der Referendumssieger erinnern stark an die französischen Gelbwesten: Kostensteigerungen, besonders für Autofahren und Reisen generell. Auch die Verteuerung fossiler Energie zulasten unterer Einkommenschichten war im Argumentarium wichtig.

Sprung zurück

Wie sind die Gemeinsamkeiten dieser Vorkommnisse im Hinblick auf das bevorstehende klimapolitische Grossereignis Glasgow zu deuten? Machen wir einen Sprung zurück in das Jahr 2006, als der Stern-Report («Stern Review on the Economics of Climate Change») erschien. Dieser Bericht von Sir Nicholas Stern, dem ehemaligen Chefökonom der Weltbank, wurde im Auftrag der britischen Regierung erstellt. Er untersuchte erstmals umfassend

die wirtschaftlichen Folgen der globalen Erwärmung. Die Schlussfolgerung lautete: Es ist dringend und lohnt sich, sofort drastische Massnahmen gegen die Klimaerwärmung zu ergreifen, weil die Kosten raschen Handelns geringer sind als die Klimaschäden in der Zukunft. Eifrige Verkünder dieser Sichtweise sind bei uns der Klimaphysiker Reto Knutti oder Bundesrätin Simonetta Sommaruga.

Der Klimaökonom und spätere Nobelpreisträger William Nordhaus äusserte zum Stern-Report kritisch, die radikale Revision der vorgeschlagenen Ökonomie des Klimawandels ergebe sich nicht aus einer neuen Wissenschaft oder Modellierung. Sie hänge vielmehr entscheidend ab von der Annahme eines so-

Eine realistische Klimapolitik sollte statt auf CO₂-Vermeidung stärker auf Anpassung setzen.

zialen Diskontsatzes nahe null. Die Schlussfolgerungen zur Notwendigkeit extremer Sofortmassnahmen würden hinfällig mit Diskontierungsannahmen, die mit dem Marktgeschehen konsistent sind. So blieben, so Nordhaus, die zentralen Fragen zur Politik gegen die globale Erwärmung – wie viel, wie schnell und wie teuer – offen.

Eine Diskontsatz nahe null heisst: Stern gewichtete Zustände, die weit in der Zukunft

liegen, viel höher, als es üblich ist, wenn die Menschen in der Politik Entscheide treffen. Wenn nämlich zur Abzinsung von künftigen Kosten eine Rate nahe null verwendet wird, erhalten Kosten in ferner Zukunft fast das gleiche Gewicht wie heutige Kosten. Dasselbe gilt für den Nutzen. Dies entspricht überhaupt nicht der beobachteten Realität. Menschen bewerten tausend Franken heute höher als in zwanzig oder fünfzig Jahren. Und sie handeln auch so.

Die eingangs erwähnten Proteste zeigen, dass die Kritik von Nordhaus stichhaltig ist.

Weltrettung in ferner Zeit

Nordhaus hält eine Politik, die das 1,5-Grad-Erwärmungsziel des Pariser Klima-Abkommens anstrebt, für unbezahlbar, wenn man eine markt- und verhaltensgerechte Diskontrate anwendet. Selbst wenn eine globale CO₂-Steuer eingerichtet würde, müsste sie so hoch sein, dass keine Regierung auf der Welt diese durchsetzen könnte. Nach den Modellsimulationen von Nordhaus hätte eine Politik, die sich an einer 3,5-Grad-Erwärmung orientiert, das günstigste Kosten-Nutzen-Verhältnis.

Dessen ungeachtet wird das 1,5-Grad-Ziel in Glasgow weiterhin inbrünstig beschworen werden. Der Pariser Prozess hängt dem illusionären Bild eines Übermenschen an, der seine heutigen Bedürfnisse zugunsten einer Weltrettung in ferner Zeit hintanstellt. Solange die Politik die Tatsache verdrängt, dass den Menschen die Gegenwart und nähere Zeit wichtiger sind als die ferne Zukunft, so lange werden hochtrabende CO₂-Reduktionsziele verfehlt.

Eine vernünftige Klimapolitik sollte statt auf CO₂-Vermeidung viel stärker auf Anpassung setzen. Die Geschichte zeigt, dass menschliche Gesellschaften anpassungsfähig sind. Das hätte den grossen Vorteil, dass man zeitlich und räumlich situativ auf die tatsächlichen Entwicklungen reagieren könnte, statt sich auf wacklige Modellprognosen verlassen zu müssen, denen bisher nicht einmal die korrekte Nachbildung vergangener Klimatrends gelungen ist.



Lieber Ancillo Canepa

Sie nennen Ihre extremen FCZ-Fans, die wieder einmal in schwarzen Kapuzenjacken, Jeans und weissen Turnschuhen für Gewalt, Feuerwerk und Radau im Stadion gesorgt haben, «Idioten», Sie verurteilen ihr Verhalten als «kriminell» und sind überzeugt, dass es manchmal «deutliche Worte» braucht. «Paroles et paroles et paroles», würde Dalida singen.

Sie wissen ganz genau, dass diese «Idioten» an nichts so viel Freude haben wie am Kampf, an Schimpfworten und wütenden Gegnern. Und wenn sich der FCZ-«Präsi» mit starken Worten und Beleidigungen ins Getümmel stürzt, jubeln sie innerlich. Merken Sie denn nicht, dass Sie sich als Präsident mit Ihren «deutlichen Worten» aufs Niveau dieser «Idioten» begeben?

Besser wäre doch, einen kühlen Kopf zu bewahren und endlich die sich aufdrängenden Kontrollmassnahmen einzuführen. Aufschlussreich ist Ihre Aussage «Jetzt ver-



Maulheldentum ohne Konsequenzen?
FCZ-Präsident Canepa.

ursachen einige Idioten wieder eine Diskussion, die völlig unnötig ist». Da haben wir's: Völlig unnötig finden Sie also, dass es keine Stehplätze mehr geben sollte für Extremfans oder dass allenfalls personalisierte Tickets eingeführt werden müssten. Warum beklagen Sie sich dann, wenn's knallt? Wie

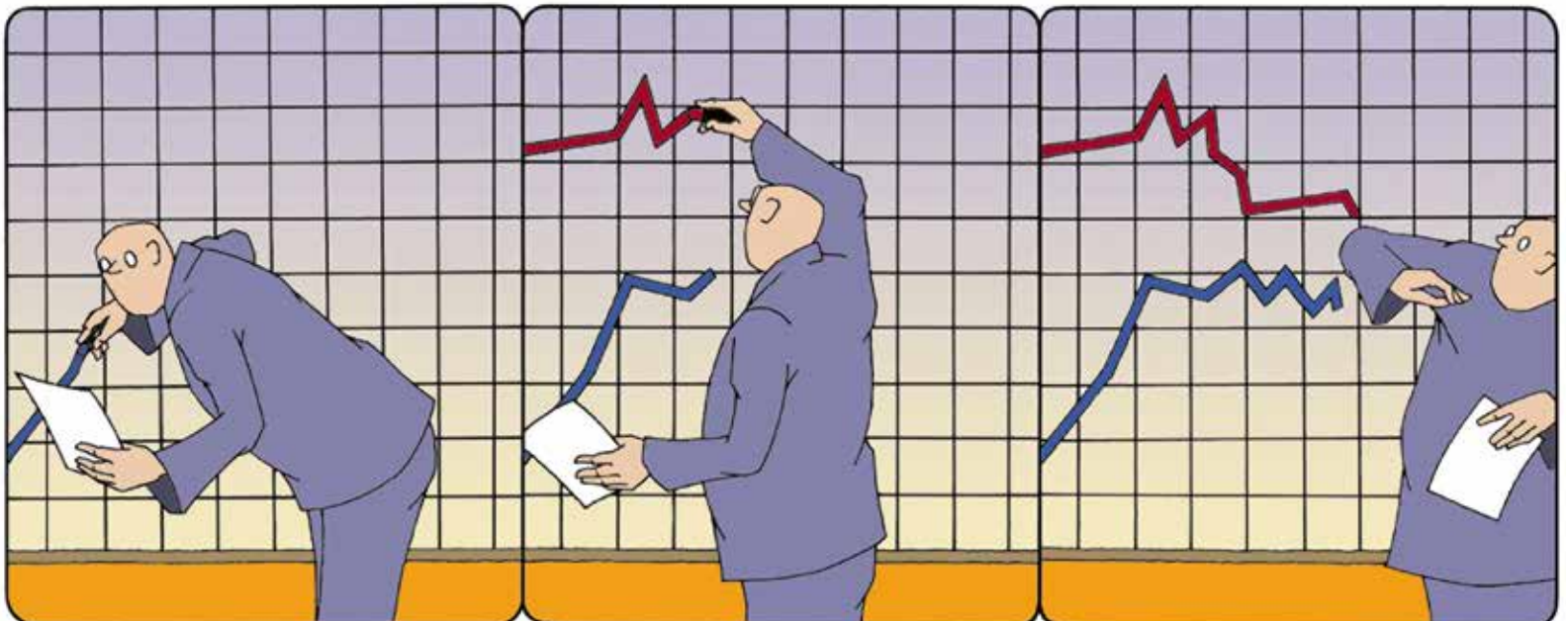
kommt es eigentlich, dass die «Chaoten» immer wieder Feuerwerkszeug ins Stadion schmuggeln können? Heute, wo in jedem Museum die Handtaschen an der Tür durchwühlt werden?

Das haben Sie seit Jahren nicht im Griff. Nein, mit Ihren «deutlichen Worten» überzeugen Sie niemanden. Das ist reines Maulheldentum ohne Konsequenzen. Aber warum etwas ändern? Vielleicht gehören die Schlägereien der Fussballfans irgendwie zum Spiel. Sie wissen es nur allzu gut: Jeder Appell an die Vernunft oder gar die Disziplin von «Idioten» bleibt ungehört.

Entweder machen Sie vor, wie man durchgreift, oder Sie lassen die Kurven-Löli ihr Gewaltspielchen mit Feuerwerk weitermachen. Und spielen einfach nachträglich den Empörten. Wie gehabt.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Lucas Albers



Am 16. Oktober besuchte ich bei strahlendem Sonnenschein die Ortschaft Mouans-Sartoux in der Nähe von Grasse an der Côte d'Azur. Anlass war die Eröffnung der Jubiläumsausstellung des Espace de l'Art Concret zum dreissigjährigen Bestehen. Die Ausstellung dauert bis Ende Februar 2022 und ist auch eine Hommage an die Mitbegründerin, meine vor zwei Jahren verstorbene Mutter Sybil Albers.

Kuratorin dieser Ausstellung ist Ines Bauer-Albers, sie hat über unsere Mutter im August eine umfangreiche Biografie publiziert.

Begonnen hatte das Kunstabenteuer von Sybil Albers in Südfrankreich 1990. Damals beschloss die Zürcherin mit ihrem Lebenspartner Gottfried Honegger, ihre Sammlung der abstrakten, geometrischen, konstruktiven und konkreten Kunst der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Diese Entscheidung stiess bei der südfranzösischen Gemeinde Mouans-Sartoux und beim legendären französischen Kulturminister Jack Lang in Paris sofort auf Zustimmung.

Der Bürgermeister sagte ja zur Umnutzung des Stadtschlusses in das Espace de l'Art Concret, und zehn Jahre lang zeigte Sybil Albers in über dreissig verschiedenen Ausstellungen ihre Sammlung in den Räumlichkeiten des Schlosses.

Dabei wurden Bilder und Skulpturen von über 300 verschiedenen Künstlern und Künstlerinnen präsentiert, wie zum Beispiel Jean Arp, Joseph Beuys, Max Bill, Eduardo Chillida, Christo, Sam Francis, Donald Judd, Yves Klein, François Morellet,

Aurélie Nemours, Gerhard Richter, Richard Serra, Bernar Venet und Andy Warhol.

Im Jahr 1997 beschlossen Sybil Albers und Gottfried Honegger, einen Teil ihrer Sammlung dem französischen Staat zu schenken, unter der Bedingung, dass diese Werke in einem neuerrichteten Gebäude im Schlosspark ausgestellt würden. Im Jahr 2000 wurde diese Schenkung offiziell vollzogen, und 2004 wurde dafür im Park ein apfelgrünes Gebäude errichtet. Die Architektur stammt von den beiden renommierten Schweizer Architekten Gigon und Guyer.

Zur gleichen Zeit entstand auf demselben Gelände auch ein Malatelier, wo seither Kinder und ganze Schulklassen täglich ihre Kreativität entdecken und ausleben können.

Die Realisierung dieses einzigartigen Kulturprojekts in Südfrankreich hat die Geschichte des Dorfs und der Umgebung geprägt. Es ging dabei nicht nur darum, ein neues Museum zu eröffnen, das Projekt war etwas anderes: Die Macher hatten den Ehrgeiz, eine kritische und engagierte Kulturstätte ins Leben zu rufen. Kunst und Schönheit sollten wieder ein integraler Bestandteil unseres Alltags werden, die Begegnung mit dem Publikum war die Zielsetzung, vor allen mit dem jungen Publikum.

Das Espace de l'Art Concret hat sich in all den Jahren weder zu einem elitären Kunsttempel oder glamourösen Veranstaltungsort entwickelt, noch ist es zu einem vergessenen Museum verstaubt. Es ist ein gutgeführter Ort für konkrete Kunst geworden.

An der Vernissage vom 16. Oktober waren meine Geschwister Ines, Vincent und Philip anwesend, ebenso reisten viele Schweizer Freunde an: Peter Zimmermann, Herausgeber der Bücher Roman Signers, Movie-Artdirector Beat Hellstern mit seinem Lebenspartner Dirk Braeger, Grafikdesigner Mathias Schröder mit seiner Tochter Laurène. Ebenso anwesend waren die Künstlerin Marion Strunk sowie die Künstler Christoph Haerle mit Frau Sabine, Christian Herdeg und Lukas Hofkunst mit Frau Eva.

Ernst Caramelle gestaltete eigens für diese Sonderausstellung einen ganzen Raum, und Roman Signer brachte aus der Schweiz eine seiner neusten Skulpturen mit. Sein Werk «Televisor» soll zum kritischen Nachdenken über die immer grösser werdende Macht der elektronischen Medien und Digitalisierung anregen.

Beim anschliessenden Abendessen sagte Roman zu mir: «Ich hätte diese Skulptur auch «Das wachende Auge» nennen können und zähle es jetzt schon zu einem meiner wichtigsten Werke.» Er erzählte mir auch, dass er vor sechzig Jahren als Lehrling ein Praktikum beim berühmten französischen Architekten Jacques Couëlle in Nizza absolvieren durfte – das entsprechende Inserat für diese Praktikumsstelle entdeckte er damals in den sechziger Jahren in der *Weltwoche!*

Lucas Albers ist ein Schweizer Kulturunternehmer. Er lebt in Zürich und Grasse.

«Jetzt ist Zeit, mit Silber vorzusorgen»

In Deutschland ist die Inflation auf über 4 Prozent gestiegen, in den USA auf über 5 Prozent. Wer sein Ersparnis retten will, sollte in Silbergranulat investieren – insbesondere mit Blick auf die Vorsorge. Dies empfiehlt Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall AG.

Von Stephan Lehmann-Maldonado



Empfeht das S-Deposito für Silberanlagen:
Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall.

Herr Ullmann, die Welt kämpft mit der Inflation. Müssen Herr und Frau Schweizer bangen?

Der Schweizer Franken gilt als «sicherer Hafen», aber ich warne davor, sich in Sicherheit zu wiegen. Wenn wir das globale Szenario betrachten, teile ich die Auffassung der Weltbank-Chefökonomin Carmen Reinhart: Die Inflation wird dauerhafter als

«Silber gehört in jede Vorsorgestrategie.»

gedacht. Unsere Nationalbank befindet sich im Schlepptau der US-Notenbank Fed und der Europäischen Zentralbank. Um eine Aufwertung des Frankens zu verhindern, hat die Nationalbank massive Euro- und US-Dollar-Reserven angehäuft. Werten sich diese ab, wirkt sich das aufs Volksvermögen aus. Ganz praktisch spürt man die steigenden Preise aber auch an den Zapfsäulen.

Zieht die Inflation unsere Vorsorge in Mitleidenschaft?

Klar. Viele Menschen sind sich nicht bewusst, dass die Pensionskassen meist nur

nomielle Verpflichtungen eingehen. Unsere Altersrenten können also rasch an Kaufkraft verlieren. In den USA beläuft sich die offizielle Inflation auf 5,4 Prozent. Bei diesem Wert büsst ein Vermögen in zehn Jahren fast die Hälfte an Kaufkraft ein. Noch nie in der Geschichte haben die Notenbanken den Markt mit solchen Geldsummen überschwemmt wie seit der Covid-Krise. Wir sitzen auf einer Zeitbombe.

Wie lässt sich unser Ersparnis retten?

Silber und Gold haben ihre Kaufkraft seit Jahrtausenden behalten. Sie dürften auch weitere Krisen überstehen. Ich stimme dem Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman zu: Silber ist das wichtigste Geldmetall – noch vor Gold. Aus diesem Grund erwähnt schon die Bibel meist Silber vor Gold.

Eignet sich Silber zu Vorsorgezwecken?

Silber gehört in jede Vorsorgestrategie. Privatpersonen wie Unternehmen können mit unserem S-Deposito einfach in reines Silbergranulat investieren und vorsorgen. Das S-Deposito vereint die Vorteile einer Silberanlage mit jenen eines Kontos. Es ist ideal, um die freie Selbstvorsorge im Rahmen der Säule 3b – ergänzend zu AHV, Pensionskas-

se und Säule 3a – auszubauen. Das Silber lagern wir vollumfänglich versichert in einem Schweizer Zollfreilager. Dabei eröffnet jedes S-Deposito den Zugang zu einer Win-win-Tauschwirtschaft. Denn damit kann man bei attraktiven Partnern allerlei Produkte und Dienstleistungen erwerben, unabhängig vom Banken- und Währungssystem. Zusätzlich empfehle ich unsere Silbermedaillen namens Haggai. Sie sind in kleinen Stückelungen erhältlich und eignen sich in Krisenzeiten für tägliche Einkäufe.

Wie stehen die Aussichten auf Kursgewinne bei Silber?

Das Potenzial für Kurssteigerungen ist gross. Zwei Drittel der jährlichen Silberförderung gehen in die Industrie. Silber ist etwa in der Telekombranche, der Medizinaltechnik und der Elektromobilität unentbehrlich. Die Vorräte sind äusserst knapp.

Das S-Deposito basiert auf Silbergranulat, nicht auf Barren. Wieso?

Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und industriellen Anwendungen. Der Vorteil: Wir können Silbergranulat jederzeit an die Hersteller zurückgeben – was es höchst liquide macht.



Engagement für bleibende Werte

Die BB Wertmetall aus Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen systematisch Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsenkotierte Goldexplorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch

Telefon +41 62 892 48 48

E-Mail service@bb-wertmetall.ch

Linkes Kartell

Die Grünen gebärden sich immer noch wie der Juniorpartner der Sozialdemokraten, obwohl sie an Wählerstärke bald gleichauf sind. Wollen sie wirklich in den Bundesrat?

Zwei Jahre nach ihrem grandiosen Sieg bei den National- und Ständeratswahlen sind die Grünen brav und todlangweilig geworden. Als einzige Nichtregierungspartei von beachtlicher Grösse könnten sie eigentlich als Opposition nach Belieben auf den Putz hauen. Aber stattdessen operieren die Grünen im Parlament fast wie eine Regierungspartei – nur ohne eigenen Bundesrat.

Liegt es vielleicht daran, dass die Ökologen nach fast zwanzig Jahren Aufbauarbeit auf dem Zenit ihres Erfolgs angekommen sind? Sie sitzen inzwischen in vielen Kantons- und Stadtregierungen. Selbstbewusst sehen sie sich seit den letzten Wahlen mit ihren 13 Prozent Wähleranteil als viertstärkste Kraft im Land, seit den letzten Umfragen zur Legislatur-Halbzeitbilanz ringen sie sogar mit der FDP und der Mitte-Partei hinter der SVP und den Sozialdemokraten um Platz drei in der bundesbernischen Polit-Hierarchie.

Nur eines haben sie bisher nicht geschafft: den Sprung in die Landesregierung, obschon sie seit Jahrzehnten darüber reden – wie auch jetzt wieder. Etwas vollmundig gab Präsident Balthasar Glättli in einem Interview mit der NZZ zu verstehen, die Grünen hätten seit den 1990er Jahren einen höheren Anspruch auf einen Sitz als die FDP auf zwei Sitze. Da muss der Vordenker der Grünen etwas durcheinandergebracht haben. Denn in den besagten Jahren betrug der Wähleranteil der Grünen Partei um die 5 Prozent, derjenige der FDP dagegen über 20 Prozent.

Schlecht durchdachter Angriff

Ernsthaft diskutiert wurde eine Regierungsbeteiligung der Grünen erst unter Präsident Ueli Leuenberger vor den Parlamentswahlen 2007. Damals hatte man den Sitz des FDP-Bundesrats Hans-Rudolf Merz im Visier. Der Plan von SP und Grünen war es, die rechte Mehrheit in der Regierung zu brechen. Aber statt Merz wurde SVP-Bundesrat Christoph Blocher abgewählt. An seine Stelle wurde die dem linken Lager zugeneigte Bündner SVP-Politikerin Eveline Widmer-Schlumpf ins Gre-



Traum vom Sprung in die Regierung: Parteipräsident Glättli.

mium gezwängt. Die Grünen hatten dabei wieder einmal das Nachsehen.

Den vorerst letzten Versuch, einen Sitz in der Landesregierung zu ergattern, startete die Partei nach ihrem Sieg bei den eidgenössischen Parlamentswahlen 2019. Als Kandidatin wurde die damalige Parteichefin Regula Rytz ins Ren-

Die Grünen stehen sich selber im Weg. Einen Sitz auf Kosten der SP wollen sie auf keinen Fall.

nen geschickt. Aber der schlecht durchdachte Angriff auf FDP-Bundesrat Ignazio Cassis scheiterte kläglich. Die Regierungsbeteiligung steht bei der Grünen Partei aber auch in Zukunft weit oben auf der Agenda. Die Grünen haben aber ein grosses Problem: Sie stehen sich selber im Weg. Einen Sitz auf Kosten der SP wollen sie auf keinen Fall, das wiederholen Glättli und andere fast gebetsmühlenartig.

«Die FDP ist übervertreten», sagt auch die Genfer Ständerätin Lisa Mazzone. «Wenn es nach den Wahlen 2023 drei fast gleich starke Parteien gibt, ist es nicht mehr zu recht-

fertigen, weshalb eine keinen, eine andere aber zwei Sitze bekommt.» Mazzone findet es auch richtig, wenn die Grünen bei jeder bürgerlichen Vakanz eine Kandidatur prüfen – zumal noch nie ein so grosser Teil der Wähler im Bundesrat nicht vertreten war.

Diese ständige Rücksichtnahme der Grünen auf die SP grenzt allerdings schon fast an Selbstverleugnung. Die Genossen zeigten sich in der Vergangenheit viel weniger zimperlich, wenn es darum ging, ihren Machtbereich zu festigen. Unter SP-Präsident Peter Bodenmann, in den 1990er Jahren, wurden die Grünen von den Genossen sukzessive verdrängt. Von Bodenmann ist der Satz überliefert, dass es links der SP keine nennenswerte politische Gruppierung mehr geben soll. Das spiegelte sich auch in den Wähleranteilen wider. Bei den letzten Wahlen unter Bodenmann lag die SP mit 22 Prozent fast gleichauf mit der SVP, während die Grünen arg untendurch mussten. Erst ab 2003 ging es wieder aufwärts.

Ende der Konkordanz?

Seither rücken SP und Grüne immer näher zusammen. Für einzelne Politologen unterscheiden sich die beiden Parteien inhaltlich kaum noch voneinander. Sie bilden fast schon so etwas wie ein linkes Kartell, mit dem Fernziel einer Mitte-links-Regierung. Der frühere Präsident der Grünen, Ueli Leuenberger, wusste, wie man dafür vorgehen müsste. «Die Parteien, die gewillt sind zusammenzuarbeiten, sollen nach den Wahlen zusammensitzen und eine Art Regierungsprogramm für die kommenden vier Jahre aushandeln. Danach wählt das Parlament jene Politiker in den Bundesrat, die dieses Programm auch umsetzen wollen», sagt der Genfer.

Es würde wohl darauf hinauslaufen, die SVP ganz aus dem Bundesrat zu werfen. Davon träumt das rot-grüne Lager seit Jahrzehnten. Es wäre das Ende der Konkordanz. Solche abenteuerlichen Planspiele helfen vor allem der SP. Die Genossen können so ihre zwei Sitze aus der Schusslinie bringen und die Grünen immer auf später vertrösten.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'356'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelssole.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'078'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand September 2021

BLICK IN DIE ZEIT

Hanspeter Born



Geimpfte können angesteckt werden, und sie können anstecken. Dieses Erkenntnis ist einer der Gründe, wieso ich gegen das Zertifikat bin. Meine Frau Anna, die seit Beginn der Epidemie die einschlägige Literatur durchforstet, ist, glücklicherweise, gleicher Meinung. «Wenn du demonstrieren gehst, komme ich mit», versprach ich ihr erneut letzte Woche. Kam der Samstag, war ich zu bequem, den Zug von Zürich nach Bern zu nehmen: «Ich bin zu alt für solche Spässe», lautete wieder meine Entschuldigung.

So ging denn Anna ohne mich, aber zusammen mit ihrer Freundin Daniella an die Demo. Vor ihrer Pensionierung hatte Daniella in einem Altersheim die Insassen bei Handwerksarbeiten betreut. Sie ist eine im Zürcher Oberland lebende, gescheite Baslerin, eine altmodische Linke. Sie will sich nicht impfen lassen. Anna ist eine seit 33 Jahren in Zürich lebende, patriotische Papierschwizerin. Sie kommt aus einer gutbürgerlichen isländischen politischen Familie. Das letzte Mal ging sie 1968 auf die Strasse, um gegen den Einmarsch der Sowjetpanzer in die Tschechoslowakei zu protestieren.

Während ich am späten Samstagnachmittag vor dem Fernsehen Premier-League-Fussball schaute, traf auf meinem Computer ein Video vom Bundesplatz ein, in dem Anna, meine Anna, mit um den Hals geschlungenen Trychler-Glocken munter dahinschritt. Eine isländische Trychlerin! Gab es wohl noch nie. Wieder daheim, übersprudelte die sonst eher zurückhaltende Anna bei ihrer Schilderung des Erlebten. Sie zeigte Fotos von fröhlichen Leuten, die ausgezogen waren, um... was eigentlich?

Aufschluss gibt das Bild eines blau- und rot-beschrifteten, selbstgefertigten Plakats: «Ez isch gnuag Heu dunä! Susch zeige mer eu wo dä Bartli dä Moscht holt!» Vermutlich brauchen Bundesrat Berset und mit ihm viele andere dazu Lesehilfe: Bartli holt den Most im Keller. In längst vergangenen Zeiten nahm der Vater den *Büebel*, der etwas Schlimmes getan hatte, an den Ohren, zerrte ihn in den Keller und versohlte ihm dort den Hintern.

Anna erzählt, wie sie und Daniella auf dem randvollen Münsterplatz mit andern wartenden Leuten ins Gespräch kamen. Ihre Freundin plauderte mit einem Mann mit Rosschwanz, wohl einem in die Jahre gekommenen

Auch wenn die Meinungsumfragen etwas anderes behaupten, das Volk will das Zertifikat nicht.

Hippie. Die beiden verstehen die Welt nicht mehr. Daniella: «Ich habe immer SP gewählt, muss ich jetzt für die SVP stimmen?» Rosschwanz-man: «Mir geht es genauso.» Hart ist es für stramme Linke.

Als Anna abends im Internet Berichte über die Demo überfliegt und Fernsehen schaut, ist sie empört. Die Hauptausgabe der SRF-«Tageschau» beginnt mit einem sehr langen Beitrag über einen geplanten Lockdown in Österreich. Die grösste Demonstration, die die Schweiz seit langem erlebt hat, ist unserem Staatsfernsehen ganze 36 Sekunden (!) wert. Ein langweiliges Berichtlein spricht von «Tausenden», die manifestierten. Es waren Zehntausende. Alle Gassen vom Zytglogge bis Bahnhof, der Bärenplatz und der Bundesplatz waren von mehr

Menschenmassen verstopft als am Zibelmärkt. Ich bin Berner, ich kann's beurteilen.

Der Bericht im Berner *Bund*, einst mein Leibblatt, heute eine in Zürich gemachte Satellitenzeitung, pickte aus all den Slogans, die an der Demo zu sehen gewesen waren, einen einzigen heraus: «Steckt euch eure Spritze in den Arsch». Daraus konnte jeder-mann erkennen, dass es sich bei den Demonstrierenden um ein Pack handelte. Daniella und Anna sind nicht ein Pack. Bei den Bürgerrechtsdemos in der DDR – mehr als dreissig Jahre ist es her – riefen sie: «Wir sind das Volk!», in Bern war das Volk auf der Strasse.

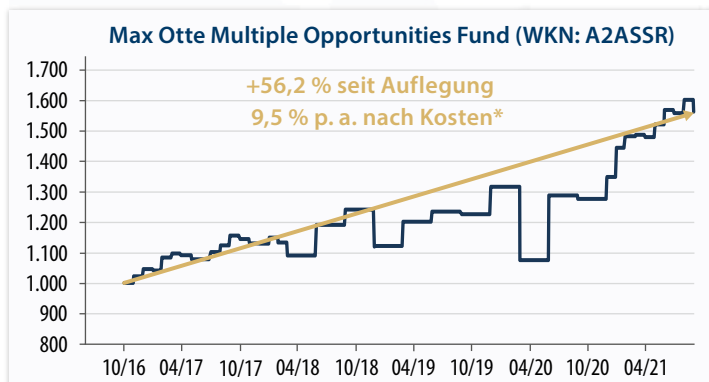
Auch wenn die Meinungsumfragen etwas anderes behaupten, das Volk will das Zertifikat nicht. Dieses obligatorische Dokument schützt die Gefährdeten nicht, weil auch Zertifizierte infiziert werden und andere anstecken können. Es ist unnütz. Es ist undemokratisch, weil es die Impfunwilligen diskriminiert, die sich nicht eine Substanz in den Körper spritzen lassen wollen, dessen Langzeitwirkungen noch unerforscht sind. Daniella lässt sich vom Bundesrat nicht zwingen, grüsst den Gesslerhut nicht. Jetzt darf sie weder ins Kino noch ins Kunsthaus, nicht in die Bibliothek, nicht in die Volkshochschule. Sie darf nicht einmal in einer Beiz ein Bier oder ein Coci trinken.

Am Sonntagmorgen ging Anna ohne ihr Telefon zur Kirche Enge – ein aus dem 19. Jahrhundert stammendes, mächtiges Gebäude mit einem voluminösen, hohen Innenraum. Sie wollte herausfinden, ob man sie ohne Zertifikat in den Gottesdienst lassen würde. «Nein», sagte der Petrus am Eingang. «Sehr christlich», sagte Anna.



Der Max Otte Multiple Opportunities Fund (WKN: A2ASSR): Aktien, Gold und Silber aus einer Hand, und das in Liechtenstein

Mit dem **Max Otte Multiple Opportunities Fund** bieten wir Ihnen die Möglichkeit, in Deutschland (als professioneller Investor ab 100.000 €/CHF) oder der Schweiz (als professioneller Investor oder Privatinvestor mit Vermögen ab 2 Mio. CHF) an unserem wertorientierten Investmentansatz der Königsanalyse[®] nach Prof. Dr. Max Otte zu profitieren. Zudem können Sie Ihr Vermögen rechtssicher in einem stabilen Land ausserhalb der Europäischen Union anlegen. **Jetzt auch als CHF Tranche mit der WKN: A3CU4B – unser volles Liechtensteinpaket!**



Umfassender Investmentansatz aus einer Hand

- konzentriertes Portfolio mit Aktien von Top-Unternehmen
- Physisches Gold & Silber, sicher verwahrt in der Schweiz und in Liechtenstein
- Anleihen (möglich), Liquidität

* Die gemachten Renditeangaben sowie Angaben zu vergangenheitsbezogenen Daten sind keine Gewähr und kein verlässlicher Indikator für künftige Entwicklungen.

Der **Max Otte Multiple Opportunities Fund** ist ein alternativer Investmentfonds (AIF), der in Aktien, physisches Gold & Silber, Anleihen und Liquidität investieren darf. Dabei können wir Einzelpositionen bis zu 20 % des Fondsvermögens eingehen und somit von den starken Kursentwicklungen unserer Beteiligungen länger profitieren. Unser Erfolgsrezept: sorgfältige Kapitalmarktanalysen, ein langfristiger Ansatz und der Mut, Chancen zu nutzen und auch grössere Positionen einzugehen.



Standort Liechtenstein

- Politisch und wirtschaftlich stabil
- Keine „dubiose Steueroase“
- Industriestandort (noch vor Finanzen!)
- Keine Staatsschulden, aufgeräumte Banken
- Keine EU-/Euro-Zugehörigkeit, CHF als Währung



Alan Gafleck

- verantwortlicher Fondsmanager und Senior Analyst
- seit über zehn Jahren leidenschaftlicher Langfristinvestor
- Partner PI Privatinvestor Kapitalanlage GmbH



Philipp Schäferhoff

- Vertriebsleiter
- Kontakt & Informationen:
Tel.: +49 221 98 65 33 94
E-Mail: schaeferhoff@pi-kapitalanlage.de

Dieses Dokument ist eine Werbemitteilung. Der Fonds ist in Liechtenstein domiziliert. Dieses Dokument darf in oder von der Schweiz aus nur an qualifizierte Anleger im Sinne von Art.10 Abs. 3 und 3ter KAG verteilt werden. Alle Angaben in diesem Artikel dienen ausschliesslich Ihrer Information und stellen weder Zusicherungen noch ein Angebot, eine Offerte oder eine Aufforderung zum Kauf oder Verkauf dar. Vor Erwerb von Anteilen des jeweiligen Fonds sollten Sie sich vergewissern, dass der gewählte Fonds für Sie geeignet ist. Hierzu informieren Sie sich am besten vollständig und eingehend über dessen Vermögenswerte, Funktionsweise, Risiken und Hintergründe und prüfen den Prospekt, die Emissionsunterlagen und Berichte. In der Schweiz ist der Vertreter die LLB Swiss Investment AG, Claridenstrasse 20, CH-8002 Zürich, und die Zahlstelle die Helvetische Bank AG, Seefeldstrasse 215, CH-8008 Zürich. Die Basisdokumente der Fonds im Sinne von Art. 13a KKV sowie die Jahres- und ggf. Halbjahresberichte sind kostenlos am Sitz des Schweizer Vertreters erhältlich.

Wunsch und Wirklichkeit

Ich war ein wenig beunruhigt. Nicht wegen der allgegenwärtigen Vergänglichkeit.



Das allerletzte bisschen Sommergefühl.

Es war klar, dass die Nacht vom 20. auf den 21. Oktober die letzte warme sein wird für eine lange Zeit. 20 Grad noch um Mitternacht, zärtliche Luft aus sanften südlichen Ländern würde zum letzten Mal dieses Jahr ungehindert nordwärts strömen, bevor ein Sturm käme und das allerletzte bisschen Sommergefühl davonblasen würde und Platz machte für unendlich lange Kältetage. Es war Vollmond oder ein Tag danach, aber sein Licht drang immer nur für Momente durch eine sich zuziehende Wolkendecke.

Die Kanten des Abgrundes

Die Nacht widerspiegelte kongenial mein inneres Klima, meine Gefühlsströmungen zwischen meiner ewigen Sehnsucht nach dem Süden, wo ich die Leichtigkeit verortete, und meiner Abneigung gegen diese lichtlose Kälte, die sich jeweils im helvetischen Flachland einrichtet, als ob sie nie mehr zu gehen beabsichtigte. Ich sass auf meinem Balkon, trank bei Kerzenschein einen leichten italienischen Chianti, rauchte und redete stumm mit mir selbst und mit all jenen, die ich verloren hatte für immer, mit Dani auch, dem Art-Director der *Weltwoche*, der jeweils ein Bild suchte, das zu diesen Zeilen passt, und oft drückte sein Bild aus, was mir zu sagen nicht wirklich gelungen war.

Ich war ein wenig beunruhigt. Nicht wegen der allgegenwärtigen Vergänglichkeit, auch nicht, weil mein Leben immer nur in seltenen Momenten meinen Träumen von ihm

entsprach, daran hatte ich mich, wie alle zum lebenslänglichen Romantikertum Verdammten, gewöhnt und einen Sonderfrieden geschlossen mit diesem Abgrund, der zwischen Wunsch und Wirklichkeit liegt.

Manchmal im Leben ist dieser Abgrund unüberbrückbar, für Wochen, für Jahreszeiten, für ganze Jahre, und manchmal kann man ihn mit einem Satz überspringen und landen im persönlichen Elysium. Ein paar Mal schon lagen die Kanten des Abgrundes meines Lebens so nahe beieinander, dass ich auf die andere Seite in den Wunsch hüpfen und ihn Wirklichkeit werden lassen konnte, in einen Zustand geriet, den man als Befreiung von der eigenen Last bezeichnen könnte. Das ist ein wenig wie sterben, ohne am Ende dabei tot zu sein, oder wie geboren zu werden, ohne dabei das erste Mal in seinem Leben kalt zu haben.

Ich wünschte mir dann jeweils, dass der Abgrund sich jetzt verbreitern würde, so dass es mir verunmöglicht werden würde, auf die andere Seite zurückkehren zu müssen, jene Seite, auf der die Wirklichkeit liegt, die Wünsche gebiert, und ich bleiben könnte, wo der Wunsch zur Wirklichkeit wird. Damals, als ich noch viel weiter hüpfen konnte als heute, war mir noch nicht klar, wie fatal es gewesen wäre, für immer im Wunschland leben zu müssen.

Weil die Wirklichkeit auch im Paradies zurückkommt, weil sie stärker ist als der Wunsch, viel überlebensfähiger. Weil die

Wirklichkeit irgendwann jedes Paradies verSpeist, und dann gäbe es keinen Unterschied mehr zwischen den beiden Seiten des Abgrundes und auch keine Zuflucht mehr in die Illusion.

Ich war beunruhigt, weil mir das einzige Mittel, das in der Lage ist, diese Wunsch-Wirklichkeit-Spaltung zu umgehen, zu schwächeln anfangt: die Tagträumerei. Unter all den Tagträumern dieser Welt, diesen Tage-dieben auf der Flucht vor der Wirklichkeit, war ich einer der fähigsten und der unermüdlichsten. Ich verträumte sicher die Hälfte der Zeit meines Lebens, indem ich mich woanders hindachte.

Einsamkeit in diesem Moment

An diesem letzten warmen Abend dieses Jahres, als die Nacht kam, das Leise und die Schweigsamkeit, als die lebendig gewordenen Toten sich wieder zur Ruhe gelegt hatten, wollte ich mich zurückträumen in das Sommermeer der Erinnerungen, darin treiben und baden und von dessen Wellen angehoben werden, aber es gelang mir nicht, ich steckte fest im Sumpf der Wirklichkeit, des Gegenwärtigen.

Ich erschrak über die Einsamkeit, die in diesem Moment steckte, wie hilflos ich war und mir fremd ohne die Möglichkeit, ein zweites Ich im Tagtraum zu sein. Ich dachte, dass ich einen Abgrund überquert habe, jenen, auf dessen anderer Seite das Alter liegt. Ich blies die Kerze aus und ging schlafen.



Exklusive Leserreise: «Faszination Vatikan – Schweizergarde» Welt der Päpste und Cäsaren

Etruskische Könige, römische Cäsaren und schillernde Päpste haben die Ewige Stadt am Tiber über mehr als zweieinhalb Jahrtausende geprägt. Auf unserer fünftägigen Exkursion vom 29. Dezember 2021 bis 2. Januar 2022 tauchen Sie ein in die wechselvolle Geschichte der Metropole, in der sich Glaube und Kunst in unermesslicher Schönheit vereinen.

Direkt nach der Ankunft unternehmen Sie eine Rundfahrt durch Rom, vorbei an Engelsburg, Villa Borghese, Kolosseum, Forum Romanum und Vatikan. Anschliessend geht es zum zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Michelangelo», das nur ein paar Schritte entfernt vom Petersplatz liegt. Anschliessend speisen wir in einer typischen Trattoria mit Andreas Englisch.

Als Highlight der Exkursion begleitet uns Andreas Englisch einen ganzen Tag lang. Der Journalist und Buchautor gilt als einer der bedeutendsten Vatikan-Insider. Sein historisches Wissen ist unerschöpflich; seine Bestseller über den Kirchenstaat und die Päpste wurden in vierzehn Sprachen übersetzt und mehrfach verfilmt. Ein weiteres Highlight ist der Besuch der Schweizergarde. Sie besuchen die Waffenkammer. Beim Apéro im Kasernenhof erfahren Sie Wissenswertes über den Korp.

Auf unterhaltsame Art erleben wir die Faszination des Petersdoms mit der Papstbasilika, der zu den grössten Kirchenbauten der Welt zählt. In einer Seitenkapelle befindet

sich Michelangelos Pietà aus dem 15. Jahrhundert. Ebenfalls weltberühmt ist die von Arnolfo di Cambio um 1300 n. Chr. geschaffene Bronzestatue des heiligen Petrus.

Nächster Höhepunkt ist die Besichtigung des Palazzo Colonna. Der Adelspalast befindet sich seit 23 Generationen in Privatbesitz und ist nur teilweise der Öffentlichkeit zugänglich. Optional ist der Ausflug zum Forum Romanum, dem einstigen Mittelpunkt des politischen, kulturellen und religiösen Lebens, sowie zum Kolosseum, dem Wahrzeichen der Stadt.

Zum Jahresende erwartet uns ein besonderer Genuss: Im barocken Palazzo Doria Pamphilj wohnen wir im Thronsaal dem Neujahrskonzert bei. Das neue Jahr beginnt stimmungsvoll auf dem Petersplatz. Gemeinsam mit Gläubigen aus aller Welt empfangen wir den päpstlichen Neujahrsegen. Vor dem Rückflug besteht die Möglichkeit, die Engelsburg zu besichtigen.

Ausführliches Reiseprogramm:
www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise «Faszination Vatikan – Schweizergarde» mit Andreas Englisch
29. Dezember 2021 bis 2. Januar 2022

Leistungen:

- Flug Zürich–Rom–Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Michelangelo»
- Abendessen am 1. Tag
- Mittagessen am 2. Tag
- Lichterfahrt durch Rom
- Neujahrskonzert im Palazzo Doria Pamphilj
- Neujahrsegen (Papstanwesenheit vorausgesetzt)
- Silvesterabendessen in einer Trattoria
- Ausflug Petersdom und Palazzo Colonna
- Ausflug «Scarpinata romana» und Pantheon
- Exklusiv-Besuch der Schweizergarde mit Apéro
- Abendessen am 1. Tag mit Andreas Englisch

Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1580.–
(pro Person im Doppelzimmer)
Für Nichtabonnenten: Fr. 1880.–

Optionen:

Einzelzimmerzuschlag: Fr. 180.–
Ausflug «Antikes Rom»: Fr. 70.–
Ausflug Engelsburg: Fr. 55.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Der Letzte, den wir haben

Die EU wankt über einem Schuldensumpf. Die Südländer wollen die Schleusen noch mehr öffnen. Der letzte Stabilitätsgarant heisst Christian Lindner. Ist der FDP-Chef stark genug?

Roger Köppel

Berlin

Politik nimmt merkwürdige Wendungen. Noch vor wenigen Jahren lag seine Partei am Boden, scheintot nach einem fiebrigen Regierungsabenteuer. Christian Lindner übernahm den angeschlagenen Haufen, hielt gleissende Reden, fantastische Darbietungen, eine merkwürdige Erscheinung, dieser Chromstahl-Rhetoriker, der vor den Mikrofonen selbstbewusst wie ein Staatsoberhaupt auftrumpfte, allerdings einer FDP vorstand, bei der man sich ernsthaft Sorgen machen musste, ob sie es noch jemals in den Berliner Bundestag schaffen würde.

Am letzten Samstagabend treffen wir Lindner an einer Party über den Dächern der Hauptstadt, brandneue Loftwohnung, die ein mit ihm befreundeter Manager rauschend einweihet. Viele Journalisten sind da, Medienleute, Werber, Berater, Unternehmer, schöne Frauen, darunter auch Lindners neue Liebe, die Fernsehmoderatorin Franca Lehfeldt; eher nachdenklich, angelehnt an eine Wand, der umzingelte Politiker, auf den jetzt alle Blicke gerichtet sind. Lindner, der einst Belächelte, ist unvermittelt zur letzten, einsamen Hoffnung des bürgerlichen Deutschland avanciert.

«Last man standing»

Tatsächlich, Lindner ist der letzte Überlebende, alle anderen sind weg. Armin Laschet ging unter. Markus Söder intrigierte sich ins Abseits. Österreichs Kanzler Kurz fiel wegen privater SMS einer Hexenjagd zum Opfer. Dieser Tage räumte Jens Weidmann, Chef der deutschen Notenbank, frustriert seinen Sessel. Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als sie in Brüssel Schulden über Schulden türmen, nimmt der angesehene deutsche Währungspolitiker den Hut. Lindner ist allein. Er ist nicht nur der einzig übriggebliebene bürgerliche Hoffnungsträger in Deutschland. Er ist der letzte Stabilitätsgarant in der Europäischen Union.

«Ich bin der Letzte, *last man standing*», seufzt Lindner, halb belustigt, halb entsetzt. Er wirkt ein bisschen fassungslos, überrascht von seinem eigenen Befund. Laut trommelt die Musik.



«Klarer, liberaler Kompass»: FDP-Vorsitzender Lindner.

Die EU ist in einem miesen Zustand. In Brüssel regieren die Illusionen. Die Inflation zieht an, die Wirtschaft lahmt im Corona-Koma, an den

«Lindner ist stark. Er ist im Moment das grösste politische Talent, das Deutschland zu bieten hat.»

Grenzen stauen sich wieder Ströme von Migranten. Das Vertrauen in die Einheitswährung Euro ist so tief wie nie. Gleichzeitig steigt die EU aus der sicheren Energieversorgung aus und legt sich mit den Grossmächten China und Russland an – ohne einsatzfähiges Militär.

Ist Lindner der Mann, der Europa zur Vernunft zurückbringt?

Am Telefon sprechen wir mit einem Professor für Wirtschaftspolitik, der Lindner kennt, einem der angesehensten Ökonomen Europas. Er traut Lindner viel zu. «Lindner ist stark.

Er ist im Moment das grösste politische Talent, das Deutschland zu bieten hat. Er ist weitsichtig, nicht so pöstchenorientiert wie andere, versucht, seine politischen Pläne inhaltlich und personell weitsichtig anzugehen. Er hat einen klaren liberalen Kompass.»

Geldwertstabilität? Das war einmal

Die EU steht an einem Scheideweg. Die Dämme brechen. Erstmals seit ihrer Gründung führt eine Politikerin die Europäische Zentralbank (EZB). Es ist die Französin Christine Lagarde, eine ehemalige erfolgreiche Synchronschwimmerin, die nicht bekannt dafür ist, dem Zeitgeist Widerstand zu leisten. Unter ihrer Leitung hat die EZB begonnen, den Banken «verbindliche Aktionspläne» vorzuschreiben, «gesetzlich verpflichtende» Verhinderungsregeln gegen Investitionen in «klimaschädliche Branchen». Ziel ist die Verringerung «der Anfälligkeit auf Klimarisiken».

Geldwertstabilität? Das war einmal. Die EU entwickelt sich zur moralischen Besserungsanstalt, und ihr mächtigstes Instrument ist die Europäische Zentralbank. Die grüne Planwirtschaft wird Wirklichkeit: Die Behörden sagen den Unternehmen, was sie noch produzieren und verkaufen dürfen. Kritiker der EZB spre-

«Lindner und Orbán – fänden sie zusammen, wäre es eine gute Nachricht für Europa.»

chen von einer «kriminellen Organisation», denn die Notenbank entferne sich meilenweit von ihrem Auftrag. Es stimmt. Lagarde kauft munter Staatsschulden auf, indirekt, aber dennoch illegal, um die strengen Auflagen der Maastrichter Verträge zu umgehen.

Wie krank die Euro-Zone mittlerweile ist, illustriert ein Interview, das die NZZ vor ein paar Wochen mit dem Cambridge-Historiker Adam Tooze veröffentlichte. Seine Aussagen lassen aufhorchen: «Friedrich Merz oder Christian Lindner als deutsche Finanzminister – das wären systemische Risiken für die Euro-Zone.» Wie bitte? Offenbar ist für Tooze die EU inzwischen so heillos auf Schulden gebaut, dass eine Rückkehr zur finanzpolitischen Vernunft unter einem bürgerlichen Minister das wacklige Gebilde vollends zum Einsturz bringen würde.

Westerwelles Erbe

Der Kieler Ökonom Stefan Kooths schüttelt nur den Kopf: Auf keinen Fall dürfe Deutschland Hand bieten zu einer weiteren Aufweichung der europäischen Fiskalpolitik. Lindner müsse unbedingt Finanzminister werden, sonst würde das Ganze für ihn zu einer «mission impossible». Als Mitläufer im rot-grünen Umzug werde er nichts gestalten können und mit seiner FDP ähnlich auf Grund laufen wie seinerzeit Guido Westerwelle. Der an Krebs verstorbene Ex-Vorsitzende hatte die FDP 2009 zu einem Rekordresultat geführt, dann aber gab er als Aussenminister das Heft aus der Hand und stürzte mit den Seinen senkrecht wieder ab.

Den Trümmern entstieg Lindner, ein drahtiges, fast ausgemergeltes Bürschchen, eher Student als Parteichef, rhetorisches Wunderkind, geboren 1979 in Wuppertal, Sohn eines Lehrers, Scheidung der Eltern, aufgewachsen bei der Mutter, Studium, Abschluss in Politikwissenschaft, unternehmerische Tätigkeit, Bankrott der Firma, aber beharrlicher, unbeirrbarer politischer Aufstieg. Lindner ist zäher, als er aussieht. Seine Waffe ist das Wort, das er mit der schneidenden Eleganz eines deutschen Herrenreiters einzusetzen weiss, unverzichtbares Selbstverteidigungsinstrument im Haifischbecken der deutschen Öffentlichkeit, die bei Männern keine Unsicherheit verzeiht.



Derzeit geben in der Euro-Zone die Südländer mit den Franzosen den Ton an. Sie wollen die Schleusen weiter öffnen. Man redet von gemeinsamen Schulden. Die Deutschen sollen noch mehr zahlen. Vom mutmasslichen Kanzler Scholz ist kaum Widerstand zu erwarten. Er befürwortet die gemeinsame Schuldenunion auf Kosten der Deutschen. Grünen-Chef Robert Habeck fordert «mehr Mut zur Verschuldung». Er sagt: «Wenn wir in Europa auf finanzwirtschaftlicher Stabilität bestehen, dann droht eine Radikalisierung des politischen Spektrums.» Ein Himalaya von Defiziten droht.

Wer stoppt den Wahnsinn?

Es sei denn, Lindner hält dagegen. Er scheint sich der riesigen Verantwortung als einsames Bollwerk gegen die ozeanische Schuldenflut aus dem Süden bewusst zu sein. In die Quere kommen könnte ihm das Programm seiner FDP. Dort spricht sich die Partei für «mehr Europa» aus, für einen europäischen Bundesstaat mit einer echten Verfassung und teilweise harmonisierten Steuern, also

mehr Zentralismus, was seinem liberalen Credo eigentlich widerstreben müsste. Sollte Lindner tatsächlich Finanzminister werden, hätte er allerdings ein mächtiges Bremspedal: Sagt Deutschland nein, können die Franzosen und die Südeuropäer den Status quo nicht ändern.

Vielleicht kommt es zu überraschenden Allianzen. Lindner, der Star vieler nichtlinker Deutscher, die sich für Politik interessieren, hat sich bis jetzt nie sonderlich anerkennend über den ungarischen Premier Viktor Orbán geäußert. Möglicherweise könnte er unter dem Schuldenlamento der Pleitestaaten, die den Deutschen noch mehr ans Portemonnaie wollen, bald froh darüber sein, dass es in Budapest wenigstens einen Verbündeten gibt. Zudem: Nach dem erzwungenen Abgang von Kurz fehlt ein Brückenbauer zwischen West und Ost.

Lindner und Orbán – das letzte Realisten-Doppel in einer EU der Illusionen? Fänden die beiden irgendwie zusammen, es wäre eine gute Nachricht für Europa.

Die Bewährungsproben kommen. Mit den tiefen Zinsen kann es auf Dauer nicht weitergehen. Die EU wird laufend schwächer. Unternehmen ziehen ab. Die Produktivität lässt nach. Statt auf China und auf Russland einzuprügeln, sollte man die eigenen Stärken pflegen. Brüssel hat der Wirklichkeit den Krieg erklärt. Aus der Klima-, Gender- und Gutmenschenblase, unter Stummschaltung von Widerspruch wird Europas Energieversorgung stillgelegt und Deutschlands Automobilindustrie auf dem Altar der neuen Sonnenreligion geopfert. Millionen EU-Bürger fragen sich: Wer stoppt den Wahnsinn?

Im Feuer der Umverteiler

Ist es Freiheitskämpfer Lindner? Ja. Warum nicht? Er hat die Realität auf seiner Seite, immerhin. Gut möglich, dass der Aufsteiger über sich hinauswächst. Im euphorieanfälligen deutschen Medienbetrieb traut man ihm zu, mit der FDP die CDU zu überholen. Das wird schwierig, aber Lindner dürfte Mass nehmen am gestrauchelten Austria-Kanzler Kurz. Der schaffte es meisterhaft, seine konservativen Positionen mit einer perfekt gegelten Fassade zu veredeln. Lindner ist härter, deutscher als der geschmeidige Wiener, der von rechts bis Grün auf zu vielen Hochzeiten tanzte.

Lindner wirkt ernst, als wir uns ggen Mitternacht verabschieden. Er hat an Statur gewonnen, ein paar Kilos zugelegt. Er weiss: Wird er Finanzminister, richten sich alle Schiesschartenaugen auf ihn, den letzten Bürgerlichen im EU-Schuldensumpf. Das Feuer der Linken, der Umverteiler, der Südländer, der Korrekten, der Franzosen und der Selbstgerechten wird gigantisch sein. Man kann ihm nur Erfolg wünschen.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon +41 43 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



PERSONENKONTROLLE

Berset, Ruf, Chiesa, Amsler, Kramp-Karrenbauer, Morawiecki, Le Pen, Jansa



Bodenständig: SVP-Ständerat Chiesa.

Alain Berset, Impfturbo, muss seine Ambitionen etwas zurückschrauben. Bersets Ziel ist es, 80 Prozent der Bevölkerung gegen das Coronavirus zu immunisieren. Aber obwohl er Millionen an Steuergeldern mit wirkungslosen Impfkampagnen verpulvert, geht es bloss im Schnecken tempo voran. Schlimmer noch: Die Impfkadenz in der letzten Woche sank, verglichen mit der Woche davor, sogar um 15 Prozent. Dabei hat der Gesundheitsminister mit der Ausweitung der Zertifikatspflicht und der Abschaffung der Corona-Gratistests faktisch einen Impfwang eingeführt. Wir sind gespannt, mit welchen zusätzlichen Zwangsmassnahmen er Ungeimpfte jetzt noch nötigen will, sich die Spritze setzen zu lassen. *(hmo)*

Markus Ruf, Würdenträger, erhielt eine späte Anerkennung seiner politischen Arbeit. Der ehemalige Nationalrat der Nationalen Aktion bekam in der fernen Republik Armenien an der Progress-Universität in Gyumri den Ehrendokortitel verliehen. Dies in Anerkennung seines jahrelangen Kampfs für die Einführung des 1. August als arbeitsfreien Nationalfeiertag in der Schweiz. Tatsächlich spielte der heute 62-jährige Rechtsanwalt bei dem 1993 vom Souverän mit 84 Prozent (!) angenommenen Volksbegehren eine Hauptrolle. So war er unter anderem für die Ausarbeitung des Initiativtexts zuständig. Für die Schweizer ist der freie Festtag eine liebgewordene Selbstverständlichkeit. Gut, dass die Armenier uns daran erinnern. *(odm)*

Marco Chiesa, Reisender, hatte letzten Montag am Flughafen Zürich Kloten Pech. Eigentlich hätte er mit einer Delegation der ständerätlichen Aussenpolitischen Kommission zu einer Reise in die USA abheben müssen. Eine Stunde vor dem Abflug wollte der Tessiner einchecken,



Aussehen ist alles: Kramp-Karrenbauer.

aber da hatte United Airlines ihre Schalter bereits geschlossen. Trotz Insistieren des Tessiners und trotz seinem Diplomatenpass liess man ihn nicht mehr an Bord. Und so hob die Maschine ohne den SVP-Ständerat ab. Leicht verärgert über die Pingeligkeit der amerikanischen Fluggesellschaft kehrte er mit Sack und Pack nach Lugano zurück. Dafür habe er jetzt ein paar freie Tage, die er mit seiner Familie verbringen wolle, wie Chiesa der *Weltwoche* anvertraute. *(hmo)*

Christian Amsler, Pädagoge, ist wieder operativ tätig. Der frühere Schaffhauser Bildungsdirektor und Bundesratskandidat seiner Partei war ein Hauptarchitekt des Lehrplans 21. Jedoch war er als FDP-Regierungsrat wegen Missständen an der örtlichen Schulzahnklinik in die Bredouille geraten und nicht wiedergewählt worden. Jetzt ist er zurück: Seit kurzem amtiert Amsler als Leiter der Schuleinheit West an der Primarschule Seuzach. *(fsc)*

Annegret Kramp-Karrenbauer, Arbeitslose, bewirbt sich um einen neuen Job, für den sie einschlägige Erfahrung mitbringt. Die scheidende deutsche Verteidigungsministerin will offenbar Generalsekretärin der Nato werden. Eine Frau auf diesem Posten «sähe gut aus», erklärte sie vielsagend. Wenn das schon als Qualifikation reicht. *(ky)*

Mateusz Morawiecki, EU-Schmuddelkind, hat neue Freunde. Kurz nachdem Polens Premier von seinen EU-Amtskollegen beschimpft worden war, traf er die französische Rechtspolitikerin **Marine Le Pen**, die sich mit ihm «einig» erklärte. Anschliessend empfing sie einen anderen EU-Bösewicht, Sloweniens Regierungschef **Janez Jansa**. Besonders pikant: Beide Treffen fanden im EU-Ratsgebäude statt. *(ky)*

Gehirnwäsche am Bundeshaus

Darf das Bundeshaus in Bern als Propagandabühne für den Klimaschutz benutzt werden? Offenbar. Gemäss den Parlamentsdiensten hat die Verwaltungsdelegation, der unter anderem die Präsidenten von National- und Ständerat sowie die jeweiligen Vizepräsidenten angehören, den Veranstaltern des Lichtspektakels «Rendezvous Bundesplatz» die Genehmigung gegeben, die Fassade des Parlamentsgebäudes wieder zu illuminieren.

Schreckensbilder des Klimawandels

Der Event findet seit elf Jahren im Herbst statt. Letztes Jahr musste man die Übung, die unter dem hochtrabenden Titel «Planet Hope» lief, wegen Corona absagen. Nun hat man das letztjährige Programm etwas aufgemotzt und neu aufgelegt.

Dermaßen verpolitisiert war der unter anderem vom Migros-Kulturprozent finanzierte Event aber noch nie. Unverfroren missbrauchen die Veranstalter das Bundeshaus als Projektionsfläche für rot-grüne Klima- und Umweltschutz-Propaganda. Eine Art Gehirnwäsche für die Masse.

Am Anfang kommt ein Regenbogen, am Schluss ebenfalls. Dazwischen Schreckensbilder des Klimawandels, schmelzende Gletscher, bedrohte Eisbären. Aber es gibt



Klimamissionare als Weltretter gefeiert.

Hoffnung: Solaranlagen, Windräder und Wasserkraft. Gleichzeitig werden die Klimamissionare Reto Knutti, Greta Thunberg sowie der frühere US-Vizepräsident Al Gore als Weltretter gefeiert und projiziert.

Diese rot-grüne PR-Show wird nun einen Monat lang drei Mal pro Abend an die Fassade des Parlamentsgebäudes projiziert – untermalt mit der Coverversion des Songs «What a Wonderful World» der Musiklegende Hawaii, Israel Kamakawiwoole

Und die bürgerliche Mehrheit der parlamentarischen Verwaltungsdelegation sagt dazu auch noch Ja und Amen. *Hubert Mooser*

MÖRGELI

Hochnotpeinliche Kohäsionsmilliarde

Die übliche politische Mehrheit will unbedingt zahlen. Nämlich 1,3 Milliarden Franken an die EU, angeblich zwecks Zusammenhalts mit Ost- und Südeuropa. Ganz ohne Bedingung, etwa den Verzicht auf willkürliche Diskriminierungen der Schweiz. Doch für uns ist Geben seliger als Nehmen. Auch beim Bau der Neat war unser Land Weltmeister im Nichtverhandeln. In der EU hat sich herumgesprochen: Wer die Schweiz plagt, drückt, erpresst, wer sie in den Schwitzkasten nimmt, hat gewonnen.

Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter (Mitte) bezeichnete die Kohäsionsmilliarde als «deutliches Zeichen in Richtung Brüssel». Womit die Schweiz beweise, «dass sie eine zuverlässige Partnerin ist». Eric Nussbaumer (SP) sprach von einem «konstruktiven Ansatz in der Europapolitik». Womit «ein neues Kapitel aufgeschlagen» werde. Laut Sibel Arslan (Grüne) handelt es sich um einen «ersten Schritt». Womit die «Normalisierung der Beziehungen» erreicht werde. Für Fabian Molina (SP) ist der Milliardenbeitrag an die EU «seit langer Zeit überfällig». Womit er gleichzeitig klarstellte, dass dieser «viel zu bescheiden» sei.

Bundesrat Ignazio Cassis (FDP) lehnte «sachfremde politische Verknüpfungen» entschieden ab. Nirgendwo lese man bei der Kohäsionsmilliarde, «dass es um ein Eintrittsticket für den Marktzugang der Europäischen Union geht». Es gehe lediglich um einen autonomen Beitrag zur Kohäsion und zur Entwicklung der Ostländer innerhalb der Europäischen Union respektive zur Migrationsunterstützung der Südländer in der EU: «Die Erklärung und die Sprache des Bundesrates sind hier unmissverständlich.»

Nun wird dieses «unmissverständlich» zum grossen Missverständnis. Denn das Missverständnis ist die häufigste Form der diplomatischen Kommunikation. Für die unmissverständliche EU ist die Schweizer Milliardenzahlung die Eintrittsgebühr zum europäischen Binnenmarkt – und künftig regelmässig zu zahlen. Etwa für den Export von Schweizer Butter. Diese ist so butterweich wie die hiesigen Politiker. Die EU spielt Molkerei. Und lacht sich tot über uns *Milchbüchli*-Rechner.

Christoph Mörgeli

Es gibt kein reformiertes Rom

Die Eidgenossenschaft errichtet eine Botschaft im Vatikan. Dazu drei Gedanken aus reformierter Sicht.

Gottfried Locher

Erstens: Die diplomatisch-konfessionelle Schiefelage ist nicht neu, sondern 426 Jahre alt. Im Jahr 1595 wurde die erste Nuntiatur auf eidgenössischem Boden eingerichtet, damals noch in Luzern. Im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts sind die diplomatischen Beziehungen dann allerdings abgebrochen. Aber seit hundert Jahren residiert wieder ein Nuntius in der Schweiz, nun an allerbesten Lage im Botschaftsvillenviertel von Bern. Der Gesandte des Papstes ist Doyen des diplomatischen Korps, also Primus inter Pares, und dessen Sprecher bei offiziellen Anlässen. Er vertritt sowohl den souveränen Staat Vatikanstadt als auch die gesamte weltweite römisch-katholische Kirche. Die katholische Kirche verfügt damit über einen privilegierten Zugang zu Bundesrat und Parlament. Keine andere christliche Konfession und erst recht keine andere Religion in der Schweiz hat einen solchen institutionellen Draht zur politischen Macht.

Zweitens: Die beiden grossen Schweizer Konfessionen funktionieren sehr verschieden. Die diplomatische Schräglage ergibt sich aus dem Unterschied der kirchlichen Realitäten. Reformierte Kirchen kennen wir hierzulande nur im Plural. Auch die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) ist laut Statuten nichts anderes als eine «Gemeinschaft von Kirchen». Auf globaler Ebene existieren reformierte Plattformen, die sich mutig Kirchengemeinschaften nennen, aber wenig Verbindlichkeit oder gar Rechenschaftspflicht kennen. Als institutionelle Gesprächspartner gegenüber dem Staat eignen sich die Reformierten in ihrer heutigen Kirchenform deshalb nicht wirklich. Und schon gar nicht auf globaler Ebene; dort haben sie weder Stimme noch Mandat. Für Reformierte gibt es allerdings wenig Grund, diese Schiefelage zu bedauern, schliesslich entspricht sie ihrer Kirchenlehre. Es gibt kein reformiertes Rom.

Tragik der heutigen Situation

Das führt zur dritten Einsicht: Glaube und Institution sind einander Freund und Feind zugleich. Freund dann, wenn die Institution Menschen im Glauben begleitet, fördert und

stützt. Feind dann, wenn die Institution unfrei macht, ein Eigenleben entwickelt und den Draht zum wirklichen Leben verliert. Hier liegt vielleicht die Tragik der heutigen Situation: Das institutionelle «Zuviel» der katholischen Kirche beschädigt ihre Glaubwürdigkeit. Das institutionelle «Zuwenig» der reformierten Kirchen hingegen lähmt ihre Verkündigung. Beide hätten sie Wichtiges zu sagen, aber beide sind sie, ihrem jeweiligen Handicap entsprechend, vorab mit sich selber beschäftigt. Solange das so ist, geht der Kirchenexodus weiter, hüben wie drüben. Besser wäre freilich, die beiden christlichen Konfessionen würden etwas voneinander lernen. Von ihren Stärken und von ihren Schwächen. Schliesslich sind sie ja nichts weiter als die zwei Seiten des einen Glaubensmedaillons.

Gottfried Locher war Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, Präsident des Schweizerischen Rates der Religionen und Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.



Konzerne, Saudis, Putins und Maduros

Die Elefanten des fossilen Zeitalters fördern mit Preiserhöhungen den eigenen Tod in Raten.



In Deutschland laufen die Koalitionsverhandlungen für eine Ampel. Jede Partei steigt mit je rund hundert Unterhändlern in diese Gespräche ein. Anfang Dezember soll dann eine Koalitionsvereinbarung unterzeichnet werden.

Die bittere Erfahrung lehrt: Man bemerkt oft den Elefanten im eigenen Wohnzimmer nicht. So sahen die Koalitionsverträge der letzten sechzehn Jahre die entscheidenden politischen Bruchstellen nicht kommen.

2008 platzten weltweit die Spekulationsblasen. Es kam zu einer grossen Finanzkrise, die so fast niemand vorausgesehen hatte. Die Amerikaner handelten. Bis die Europäer nachzogen, dauerte es eine halbe Ewigkeit. Wegen des Diktats des Griechenlandwürgers Wolfgang Schäuble.

2015 wurde Europa, das damals noch keine derart ausgebaute Festung war wie heute, vom Flüchtlingszustrom überrascht. Dieser war die Folge einer verfehlten Politik des Westens im Nahen Osten. War eigentlich vorhersehbar.

2020 wurden alle Länder vom Coronavirus überrascht. Obwohl Fachleute seit langem auf diese drohende Gefahr hingewiesen hatten, fehlte es selbst an Schutzmasken.

Wenn Elefanten in den Wohnzimmern auftauchen, sind für Systeme unter anderem zwei Dinge entscheidend: erstens hohe Beweglichkeit. Und zweitens die Fähigkeit, sich keinen feuchten Dreck um das eigene Geschwätz von gestern zu kümmern. Dies in der Logik von Konrad Adenauer selig.

In der Finanzkrise wurden aus amerikanischen Monetaristen über Nacht amerikanische

Keynesianer. Für die Europäer galt: Wer zu spät kommt, den hat das Leben bereits bestraft.

In Deutschland, das auf Einwanderung angewiesen ist, erfolgt die Integration der syrischen Flüchtlinge zeitverschoben relativ reibungsarm. Dank der Arbeit der deutschen Gemeinden und vieler Freiwilliger. Graswurzellogik.

Im Kampf gegen die Corona-Seuche entwickelten Start-ups – und nicht Big-Pharma-Konzerne wie Roche und Novartis – relativ schnell hochwirksame Impfstoffe. Auch dank Trump und seinen Beratern. Ohne diese Start-ups würden wir in einer tiefen Krise stecken.

Und jetzt das: Lange Zeit kritisierten fast alle Freunde der Umwelt, dass fossile Treibstoffe viel zu billig seien. Und dass man diese etwa mittels CO₂-Abgaben schrittweise verteuern müsse, damit der Umstieg auf neue, erneuerbare Energien beschleunigt werde. Die Intelligenteren forderten sozial und regional austarierte Rückerstattungen.

Nun explodieren – trotz dem Nein der Schweizer zum CO₂-Gesetz – aus heiterem Himmel unter anderem die Preise für Benzin, Kerosin, Diesel, Heizöl und Gas. Rückerstattungen gibt es keine, weil die Gewinne in die Taschen der Konzerne, der Saudis, der Putins und Maduros fliessen. Alles etwas suboptimal für einen sorgfältig geplanten ökologischen Umbau.

Einige befürchten, dass die Preiserhöhungen den ökologischen Umbau behindern. Das Gegenteil wird der Fall sein, weil der Kapitalismus zerstörerisch und schöpferisch zugleich ist.

Reaktion 1 — Alle werden sparen. Und die Effizienz erhöhen. Innert kurzer Zeit werden brachliegende Potenziale ausgenutzt.

Reaktion 2 — Bisher bezahlten die Deutschen, um den Strom aus Wind- und Solarkraftwerken zu verbilligen, pro Kilowattstunde mehr als 7 Rappen EEG-Umlage. Weil die Strompreise an den Börsen massiv steigen, sind es 2022 nur mehr 4 Rappen. Der Strom wird an der Steckdose zwar nicht billiger, aber die Subventionen wurden faktisch halbiert.

Reaktion 3 — In den letzten zwei Jahren wurden in Deutschland bereits viele Solar- und Windkraftwerke ohne Subventionen erstellt. Diese sind angesichts der höheren Strompreise jetzt wahre Goldgruben. Weil sich die FDP bei den Sondierungsgesprächen durchgesetzt hat, wird es am Ende auf verbindliche Freiflächenquoten, auf schnelle Verfahren und Nullzinskredite der Kreditanstalt für Wiederaufbau hinauslaufen.

Angela Merkel will zum Abschied nichts gegen steigende Gas- und Ölpreise machen. Sie vertraut auf den hier beschriebenen Marktmechanismus. Die Nachfrage nach Gas und Öl werde zurückgehen, die Preise würden sinken. Der grosse Vorteil: Einmal erzielte Effizienzgewinne macht niemand mehr rückgängig. Einmal an Windkraftwerke und Solaranlagen verlorene Marktanteile holt niemand mehr zurück.

In der Schweiz wird sich erst etwas bewegen, wenn der Bund die Verfahren radikal beschleunigt und die Kantone Freiflächen ausscheiden müssen. Obwohl der Elefant ohne Stromabkommen bereits 2025 im dunklen und kalten Schweizer Wohnzimmer trompetet.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Toxische Weiblichkeit

Nichts ist gefährlicher für unseren Wohlstand als weibliche linke Politik. Liberale Frauen sollten sich zur Wehr setzen.

Christoph Mörgeli



Doris Leuthard.



Tamara Funicello.



Eveline Widmer-Schlumpf.



Simonetta Sommaruga.

Über dieses Thema möchte möglichst niemand sprechen. Schon gar nicht im medialen Gedröhn über das verspätete, erst fünfzigjährige Frauenstimmrecht. Doch trotz Trillerpfeifen am Frauenstreiktag, #Me-too-Debatte und Quotenforderungen steht die Frage im Raum: Machen mehr Frauen in öffentlichen Stellungen, in herausgehobener Verantwortung unseren Planeten zwingend zu einem besseren Ort? Eine sachliche Beurteilung stimmt eher skeptisch: So unbestritten wirksam die zivilisierende, kultivierende Kraft der Frauen auf die Männer ist, so wenig scheint ihr Geschlecht den Männern überlegen bei objektiven Entscheiden zugunsten von Wohlstand, Sicherheit und Freiheit.

«Vier weise Frauen»

Bleiben wir vorerst in der Schweiz, wo neuerdings die bevorstehende Stromlücke zum öffentlichen Thema wird. Bereits 2025 könne hierzulande eine Strom-Mangellage drohen – genau wie dem EU-Land Deutschland. Was die sofort einsetzende Begründung, uns fehle halt ein Stromabkommen mit der EU, als faule Ausrede entzaubert. Dienstfertig erklärten das Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung und als dessen Echokammern die Tamedia-Zeitungen, man könne im Notfall auch auf Campingkocher, Fondue-Rechauds oder Holzkohlegrills zurückgreifen. Doch niemand stellt die Frage, wer eigentlich für den bevorstehenden Absturz

der Beleuchtung, für den Zusammenbruch des Geldverkehrs oder für das Verderben der Lebensmittel im Kühlschrank verantwortlich ist.

Am Anfang stand eine bundesrätliche Mehrheit von vier linken beziehungsweise links-offenen Frauen. Unter Führung von Energieministerin Doris Leuthard (CVP) beschlossen Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), Micheline Calmy-Rey (SP) und Simonetta Sommaruga (SP) kurz nach dem Reaktorunfall von Fukushima vom März 2011 eine neue Energiestrategie mit vollständigem Atomausstieg und hoher Auslandsabhängigkeit. Bedenken der Wirtschaft und der SVP wurden unwillig zur Seite geschoben. Die vier Bundesrätinnen folgten populistisch dem Ausstiegskurs der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel. Und sie liessen sich in Berlin – entgegen dem sonst so geheiligten bundesrätlichen Kollegialitätsprinzip – sogar

mit dem Europäischen Solarpreis auszeichnen. Es sei «europaweit einzigartig», so die Laudatio, dass eine Regierung «ein so deutliches Signal zu einer Energiekehrwende» gesetzt habe.

Unsere Medien überschlugen sich vor Begeisterung, dass eine Frauenmehrheit ein solches «Zeichen der Offenheit und Fortschrittlichkeit» setze. Im *Sonntagsblick* war die Rede von «vier weisen Frauen», die den Atomverzicht durchgesetzt hätten: «Aus Einsicht. Aus Überzeugung. Aus Verantwortung.» Endlich hätten die «Chefs der Energiewirtschaft» und die «Strombarone» beim Bundesrat geschlossene Türen vorgefunden. Frauen seien eben die «besseren Bundesräte».

Bundesrätin Leuthard versicherte 2017 in der Sendung «Arena», die Energiestrategie sei «technisch machbar, sie ist auch von den Kosten her machbar, sie ist umweltverträglich». Was das Stromnetz betreffe, sei die Schweiz «versorgungssicher» und auf «sicherem Kurs». Heute alarmiert der Bundespräsident offiziell: «Eine Strom-Mangellage ist neben der Pandemie die grösste Gefahr für die Versorgung der Schweiz.» Während die verantwortliche Bundesrätin Simonetta Sommaruga im Panikmodus beruhigt, Vorwürfe an die Erzeugerinnen der Stromlücke seien «unbegründet», die Versorgungssicherheit habe «oberste Priorität».

Jedenfalls lässt die heutige Schweizer Energiewirklichkeit die damaligen vier Heldinnen des Atomausstiegs ziemlich alt aussehen. Haben sie



aufgrund eines Kernkraftzwischenfalls ohne ein einziges atomares Todesopfer die sichere Energieversorgung aufs Spiel gesetzt? Wo liegt die Logik, einerseits strenge Klimaziele zu verfolgen, um sich andererseits von der CO₂-freien Kernkraft zu verabschieden? Handelte die Frauenmehrheit im Bundesrat aufgrund von Emotionen irrational, fast schon hysterisch, wo sachliches Abwägen und Nervenstärke am Platz gewesen wäre? Vernunftgeleitete Frauen, die im Haushalt wie am Arbeitsplatz auf zuverlässige Energie angewiesen sind, dürften sich mittlerweile die Frage stellen: War die Frauenmehrheit im Bundesrat wirklich ein lauterer Segen?

Nicht zwingend besser

Auch andere Weichenstellungen wären ohne weiblichen Einfluss anders ausgefallen. Alt Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) lässt alle Welt wissen, dass sein Verkehrssicherheitsprogramm «Via sicura» ohne Frauen Schiffbruch erlitten hätte. Er habe sein Massnahmenpaket «unter gewaltigem und brutalem Druck der Machos einstweilen zurücknehmen» müssen. Erst als die Männermacht gebrochen worden sei, habe er sein Strassenverkehrsgesetz – das weltweit autofeindlichste Vorschriftenkorsett – politisch durchgebracht. Doris Leuthard wollte 2006 ihren Kollegen den Vaterschaftsurlaub schmackhaft machen, fiel aber grandios durch. Mit dem Rückenwind der Frauen setzte sich das Anliegen später doch noch durch.

Auch die Umpflügung des schweizerischen Finanzplatzes ist das Werk einer Frau: Eveline Widmer-Schlumpf hörte innenpolitisch auf die Linke und willfahrte aussenpolitisch dem Druck von EU und USA. Bei ihrer Regulierung des Finanzmarktes und der Abschaffung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer hat sie die Bankbranche erst gar nicht in eine entsprechende Arbeitsgruppe geladen. Das sei endlich «Politik von oben herab», lobten die Ringier-Medien. Seiher hat sich die Anzahl der Banken in der Schweiz halbiert, auch die Zahl der Arbeitsplätze ist rückläufig. Der Vermögensanteil von ausländischen Kunden hat zwischen 2009 und 2019 von 53,7 auf 47,6 Prozent abgenommen.

Eigentlich würde man denken, dass den Frauen die öffentliche Sicherheit ein wichtiges Anliegen sein müsste. Doch angesichts zunehmender Gewaltverbrechen im öffentlichen wie im häuslichen Rahmen – speziell auch gegen Frauen – bekämpfen linksgerichtete Politikerinnen lautstark die Symptome statt die Ursachen. Tamara Funicello (SP) fordert mehr Frauenhäuser, mehr Stellen, mehr Geld, will aber von importierter Kriminalität und kulturfremder Zuwanderung nichts hören. Viel lieber wirft sie faktenfrei sämtliche Männer in den gleichen Topf und spricht von «toxischer Männlichkeit». Müsste man angesichts ihrer Verdrängung der Tatsachen zugunsten ihrer ideologischen Vorurteile von «toxischer Weiblichkeit» sprechen?

Gross war der Druck, endlich eine Frau an die Spitze von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) zu hieven. Das Rennen machte 2019 Na-

War die Frauenmehrheit im Bundesrat wirklich ein lauterer Segen?

thalie Wappler, deren trostlose Leistungsbilanz in den letzten Tagen zum trostlosen Thema wurde. Der digitale Umbau kriselt, die Managementfehler füllen Bücher, die Abgänge häufen sich, die Stimmung ist mies, die Qualität der Sendungen sinkt. Wäre Nathalie Wappler ein Mann, würde die öffentliche Kritik auf den Verantwortlichen eines Milliardenbudgets weit unbarmherziger ausfallen. Auch im Wirtschaftsleben sind die Frauen nicht zwingend heilbringende Hoffnungsträgerinnen: Bei der arg gebeutelten Credit Suisse verantwortete Lara Warner, seit 2015 Compliance-Chefin und später sogar Chief Risk Officer, einen erheblichen Teil der heutigen Schiefelage. Ihre enge Vertraute Homa Siddiqui verliess nach teuren Pleiten und Pannen das Unternehmen ebenfalls, die Compliance-Chefin Floriana Scarlato hielt nur gerade vier Monate durch.

Die Bilanz der drei mächtigsten Frauen Europas sieht ebenfalls ernüchternd aus. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel hat die

CDU nach sechzehn Jahren rückgratlosen Verbiegens nach links ins grösste Wahldesaster ihrer Geschichte gestürzt. EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen machte bei der Impfbeschaffung eine miserable Figur und will tausend Milliarden in die «Klimawende» stecken. Weit gefährlicher ist indessen das Wirken der französischen Juristin Christine Lagarde an der Spitze der Europäischen Zentralbank (EZB). Sie flutet die EU mit Geld, nimmt jede Inflation in Kauf und will wegen des Klimawandels sämtliche Banken im Euro-Raum zwingen, sich für eine «klimaneutrale Wirtschaft» fit zu machen. Zu den Gefahren für die Banken gehörten «Investments in emissionsintensive Unternehmen und klimaschädliche Branchen». Dies würde unter anderem das Ende jeder europäischen Stahl- und Zementindustrie bedeuten. Die USA und China freuen sich.

Frauen sozial, Männer liberal

Der jüngste Schweizer Wahlbarometer lässt keine Zweifel offen: Frauen wählen tendenziell links, Männer tendenziell rechts. 59 Prozent SP-Wählerinnen stehen bloss 38 Prozent FDP-Wählerinnen gegenüber. Offenbar bestimmt das «Soziale» eher das weibliche Wahlverhalten, das «Wirtschaftliche» eher jenes der Männer. Bei früheren Abstimmungen – etwa über die Rassismus-Strafnorm, die Konzernverantwortungsinitiative, das Atomkraftmoratorium oder die Kampfjetbeschaffung – gibt es deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Ist am Klischee, nach dem die Stärke der Männer im Analytischen liegt, jene der Frauen im Emotionalen, etwas dran? Verschiedenste Wissenschaftszweige beißen sich die Zähne aus beim Messen, Wägen und Erfragen der Unterschiede von Gehirn, Hormonen oder Verhalten. Es bleibt umstritten, ob die Männer wirklich durchsetzungs- und entscheidungsfreudiger, rationaler und impulsiver, die Frauen hingegen rücksichts- und gefühlvoller, vermittelnder und teamorientierter sind.

Eine deutliche Differenz in der Wahrnehmung des Politischen ist aber offensichtlich: Die Männer neigen deutlich mehr zum Liberalismus, die Frauen zum Sozialismus. Anders und vereinfacht gesagt: Die meisten Frauen bevorzugen Parteien, die den Armen etwas geben, die Männer wählen Parteien, die dafür sorgen, dass es weniger Arme gibt. Letzteres wäre für Wohlstand, Sicherheit und Freiheit von uns allen die bessere Lösung. Dies werden über kurz oder lang auch die Frauen merken. Und sich gegen den schädlichen Linkskurs ihrer Geschlechtsgenossinnen wehren. Denn in einem sind sich die Forscher ziemlich einig: Punkto Intelligenz und Lernfähigkeit gibt es keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen.



Angela Merkel.



Ursula von der Leyen.



Christine Lagarde.

Neuer Stern des Südens

Die einstige Höhlensiedlung Matera hat sich vom Schandfleck Italiens zur spektakulären Kulisse des neuen James-Bond-Films «No Time to Die» gemausert.

Matthias Rüb

Rom

Für Vitantonio Lombardo ist 2021 bisher ein gutes Jahr. Der Chef des gleichnamigen Restaurants an der Via Madonna delle Virtù in Matera hat das Pandemiejahr 2020 leidlich überstanden und beim Neustart abermals einen Michelin-Stern bekommen. Im Sommer liefen die Geschäfte sehr gut. Und dann ist im September «No Time to Die» in die Kinos gekommen.

Die spektakulären Eingangsszenen des letzten James-Bond-Streifens mit Daniel Craig waren im Sommer 2020 in Matera gedreht worden. Bei der obligatorischen Verfolgungsjagd steuerte 007 seinen Aston Martin durch die engen Gassen der Felsen- und Höhlenstadt. Im Film entkommt Bond den Verfolgern recht bald. Beim Kinostart ging es dann langsamer zu als beim wilden Ritt durch Matera. Weil in den meisten Ländern die Kinos pandemiebedingt geschlossen waren, mussten sich Bond-Fans in aller Welt lange in Geduld üben.

«Ich bin überzeugt, dass uns der Film zusätzlich Kunden bringen wird», sagt Lombardo. 1979 in der süditalienischen Region Basilikata geboren, hat Lombardo nach Lehr- und Wanderjahren durch ganz Italien 2011 in der Nachbarregion Kampanien sein erstes Restaurant eröffnet. Dass er 2018 in seine Heimatregion zurückgekehrt ist, ist kein Zufall.

Wie in Dantes Hölle

Denn die uralte Stadt im kargen Hochland der Murgia, deren Ursprünge bis in die Jungsteinzeit zurückreichen, hat sich zu einem Stern des Südens gemausert. Die Via Madonna delle Virtù liegt an der tiefsten Stelle der Sassi, jener in jahrhundertelanger Arbeit in den Tuffstein gehauenen Höhlensiedlung. Von dort geht es vollends hinab in die zerklüftete Schlucht der Gravina. Im derzeit spärlichen Wasser des Wildflusses spiegelt sich die Sonne. Die wärmt im Herbst die nach Osten blickende Felsensiedlung angenehm, statt sie unbarmherzig wie im Sommer zu backen. Wie Vitantonio Lombardo haben auch die Betreiber zahlreicher Hotels und Pensionen, vom Luxus-Resort bis zum ein-



Zurück im Geschäft:
Léa Seydoux und Daniel Craig in Matera.

fachen Bed and Breakfast, die einstigen Höhlenwohnungen sorgsam restauriert.

Was sich heute als gediegen und erdig, als hypermodern und uralt zugleich zeigt, galt noch vor siebzig Jahren als Schandfleck Italiens. Carlo Levi (1902–1975) hat mit seinem 1945 erschienenen Buch «Cristo si è fermato a Eboli» («Christus kam nur bis Eboli») das Bild Materas nachhaltig geprägt. In dem autobiografischen Roman schildert der jüdische Arzt, Schriftsteller und Maler aus Turin die Zeit seiner Verbannung 1935 bis 1936 in die rückständige Basilikata durch die Faschisten.

Die Schwester des Ich-Erzählers berichtet diesem von einer Reise nach Matera: «Ich hatte gelesen, dass es eine malerische Stadt ist, dass es dort ein Museum antiker Kunst und merkwürdige Höhlenwohnungen gibt.» Doch von dieser Höhlensiedlung sieht sie zunächst nichts. Denn schon damals hatte Materas Oberstadt mit ihren barocken Palazzi und mächtigen Kirchen, mit dem modernen Bahnhof und dem schmucken Corso dei Sassi die Schlucht der Gravina und deren arme Bewohner buchstäblich unter sich begraben. «Ich stand auf einer öden Hoch-

ebene, ringsum graue, mit Geröll übersäte Erde», erzählt die Schwester. Schliesslich findet sie doch den Saumpfad hinunter zu den Sassi. Die sind wie «umgekehrte Kegel» geformt und sehen aus, «wie wir uns in der Schule die Hölle Dantes vorgestellt haben».

Pier Paolo Pasolini und Mel Gibson

Drunten bietet sich ihr dann folgendes Bild: «Die Türen standen wegen der Hitze offen. In diesen schwarzen Löchern mit Wänden aus Erde sah ich Betten, elenden Hausrat und hingeworfene Lumpen. Auf dem Boden lagen Hunde, Schafe, Ziegen und Schweine. Im Allgemeinen verfügt jede Familie nur über eine solche Höhle, und darin schlafen alle zusammen, Männer, Frauen, Kinder und Tiere. So leben zwanzigtausend Menschen. Ich habe noch nie ein solches Bild des Elends erblickt.» Die ungezählten Kinder waren «zu Skeletten abgemagert» oder hatten «riesige, aufgetriebene Bäuche und von Malaria bleiche, leidende Gesichter».

Als der erste Nachkriegs-Ministerpräsident, Alcide De Gasperi, im Juli 1950 Matera besuchte, setzte er in Rom bald darauf die Beseitigung dieses nationalen Schandmals durch. Die meisten Leute aus den Sassi wurden in neue Wohnsilos in der Oberstadt umgesiedelt. Der Malariaplage rückte man mit reichlich DDT zu Leibe. Die Sassi verfielen zu menschenleeren Gespensterhöhlen. Immer wieder brachten Filmleute vorübergehend Leben in die pittoresken Gassen. Pier Paolo Pasolini drehte 1964 «Il vangelo secondo Matteo» («Das 1. Evangelium nach Matthäus») in den Sassi. Mel Gibson eiferte ihm vier Jahrzehnte später mit seiner «Passion of the Christ» nach. Mehr als achtzig Filme aller möglichen Genres wurden in Matera gedreht. Dieser Tage geben Matera-Touren auf den Spuren von James Bond den Ton an.

2019 war die Stadt mit ihren heute gut 60 000 Einwohnern Kulturhauptstadt Europas. Nach der Pandemiepause ist Matera zurück im Fremdenverkehrsgeschäft. Derzeit kommen vor allem einheimische Besucher. Es müssen ja nicht alle mit dem Aston Martin durch die Gassen brausen.

Gemeinden droht Sozialhilfe-Tsunami

Während der Flüchtlingskrise 2015 pflegte die Schweiz eine Willkommenskultur. Sechs Jahre später kommen Gemeinden und Städte nun dafür an die Kasse.

Hubert Mooser

Der Ansturm war fast einzigartig: 39 523 Personen suchten 2015 in der Schweiz Asyl, 27 712 von ihnen blieben im Land, viele leben von der Sozialhilfe. Das tat aber bisher niemandem richtig weh, weil der Bund die Unterstützungsleistung still und leise finanzierte.

Nach fünf beziehungsweise sieben Jahren Aufenthalt werden jedoch Kantone und Gemeinden für die gesamten Kosten der Sozialhilfeleistungen aufkommen müssen. Dieser Wechsel vollzieht sich gerade jetzt, wie die Städteinitiative dies in ihrem aktuellen Vergleich der Sozialhilfe zwischen Schweizer Städten bestätigt.

Die Sektion des Schweizerischen Städteverbandes, die vom Winterthurer SP-Stadtrat Nicolas Galladé geleitet wird und wo Grüne wie die Berner Gemeinderätin Franziska Teuscher im Vorstand sitzen, hat zwar kein Interesse, das Thema Sozialhilfe und Ausländer in ihrem Bericht hochzuspielen. Nur diskret wird deshalb darauf hingewiesen, dass in den meisten Städten eine Zunahme der Sozialhilfebeziehenden registriert worden sei, die als Geflüchtete in die Schweiz kamen.

60 000 Franken im Monat

Tatsächlich rast ein finanzieller Tsunami auf jene Schweizer Gemeinden zu, die in den letzten fünf Jahren viele Asylsuchende aufnehmen mussten. Es geht dabei auch nicht bloss um die Flüchtlinge aus dem Jahr 2015. Zwischen 2015 und 2019 haben knapp 90 000 Personen in der Schweiz ein Bleiberecht erhalten, die nun sukzessive den Gemeinden zur Last fallen – und das wahrscheinlich für Jahre und Jahrzehnte.

Daran ist die Städteinitiative selbst nicht ganz unschuldig. Wenn sich irgendwo auf der Welt ein Flüchtlingsdrama anbahnt, wie vor einem Jahr auf der griechischen Insel Lesbos oder auch nach der Machtübernahme der Taliban Ende August in Afghanistan, preschen Vertreter der Städteinitiative gerne mit dem Angebot vor, zusätzliche Flüchtlinge aufzunehmen. Dabei hat man eigentlich noch nicht einmal die Spätfolgen der Asylkrise von 2015

verdaut. Und nicht nur das. Schon heute sind fast 60 Prozent der Sozialhilfebezüger Ausländer. Viele Schweizerinnen und Schweizer sind auch nicht mehr länger bereit, diese Art der Umverteilung mitzutragen, wenn die Nutzniesser in immer grösserem Umfang aus einem ganz anderen Kulturkreis stammen.

Auf Gemeindeebene ist man dagegen längst alarmiert. Die Gemeindepräsidentin von Hagenbuch ZH, SVP-Nationalrätin Therese

Viele empfinden es als stossend, wenn Asylsuchende als Sozialrentner mehr «verdienen» als mit Arbeiten.

Schläpfer, sieht eine Riesenbelastung auf die Kommunen zukommen. Die Zürcherin weiss, wovon sie redet. Ihre kleine Gemeinde musste vor einigen Jahren einen Fall stemmen, der diese an den Rand des Ruins trieb und landesweit für Aufsehen sorgte. Eine Eritreerin mit vier Kindern verursachte Hagenbuch Kosten von satten 60 000 Franken im Monat. Der Fall wurde vom *Blick* zu Recht zum grossen Skandal hochgeschrieben.

Flüchtlinge erhalten in der Schweiz von der Sozialhilfe monatlich ein Mehrfaches von dem, was sie in ihrer Heimat in einem Jahr

verdienen. Der Grundbetrag für eine Person beträgt zurzeit 927 Franken. Die Gemeinde übernimmt zudem die Wohnkosten, die medizinische Grundversorgung sowie alle möglichen Extras. Eine vierköpfige Familie kommt so monatlich locker auf 5000 Franken Unterstützungsleistungen, steuerfrei notabene.

Abc der Kindererziehung

Viele Steuerzahler empfinden es als stossend, wenn Asylsuchende als Sozialrentner unter Umständen mehr «verdienen» als mit Arbeiten. Und weil damit auch der Anreiz für eine Integration sinkt, bleiben viele unvermittelbar. Gegen 90 Prozent der Eritreer in der Schweiz leben von der Sozialhilfe, einige davon bereits seit Jahrzehnten. Das Gleiche gilt für Tausende von Syrern und Afghanen.

Für Schläpfer haben die Gemeinden aufgrund der Standards, welche die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) definiert hat, kaum eine wirksame Handhabe gegen rentente Sozialhilfebezüger. Es sei fast nicht möglich, bei Flüchtlingen Druck zu machen, damit sie die Angebote auch nutzen, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern.

SVP-Nationalrätin Martina Bircher, Vizeamann der Gemeinde Aarburg, erinnert sich an Fälle, wo man einzelnen eritreischen Müttern Betreuungspersonen zur Seite stellen musste, damit diese ihnen mehrmals in der Woche und für 130 Franken die Stunde das Abc der Kindererziehung beizubringen versuchten. «Das bezahlen dann die Steuerzahler», betont Bircher.

All diese Probleme sind seit Jahren hinlänglich bekannt. Das hindert die Linken und Netten aber nicht daran, auf Kosten der Allgemeinheit immer wieder die Aufnahme von noch mehr Asylsuchenden und Sozialhilfebezügern aus allen Armenhäusern dieser Welt einzufordern. Bezahlen tun es ohnehin die anderen. Kein Wunder, arbeitet die SVP zurzeit an einer Initiative, mit der man den Asylstrom in Richtung Schweiz stoppen und die Hilfe vor Ort intensivieren will. Aber das ist eine andere Geschichte.



Alec und die Baldwins

Hollywoodstar Alec Baldwin hat während Dreharbeiten versehentlich eine Kamerafrau erschossen. Wenn es einen amerikanischen Adel gäbe, dann gehörten er und seine Geschwister dazu.

Sarah Pines

New York

Der schmachvolle Fall eines Menschen gräbt sich auch in seinen Körper. Alec Baldwin steht vornübergebeugt, die Hände auf die Knie gestützt, das Gesicht ins Nichts gewendet. Vielleicht weint er, vielleicht ist ihm übel. Hinter ihm liegt die nackte, braune Landschaft New Mexicos, kantig und scharf wie ein Scherenschnitt. Es ist ein Paparazzi-Bild, aufgenommen auf dem Parkplatz des Santa Fe County Sheriff's Office.

Kurz vorher hat Baldwin bei den Dreharbeiten des Westernfilms «Rust» auf der Bonanza Creek Ranch eine Kamerafrau versehentlich erschossen, Hamlyna Hutchins, 42, Mutter eines zehnjährigen Sohnes. Für eine bestimmte Szene – Baldwin sollte forsich in die Kamera schauen und dann abdrücken – hatte der 63-Jährige eine Requisitenwaffe gebraucht, die nach Angaben der Requisitenmanagerin ungeladen war, sich jedoch als geladen erwies. Von dem Schuss verletzt wurde auch der Regisseur Joel Souza. Gegen Baldwin und die Verantwortlichen der Filmcrew laufen derzeit Ermittlungen.

Ein Sturz, der sich angebahnt hat

Alec Baldwin, der immer sehr gerade sitzt und geht, fast zu gerade, als wollte er nicht, dass der Stoff seiner Kleidung seine Haut berührt, fällt derzeit in ein tiefes Loch, und für Kenner seiner Biografie wirkt es, als habe dieser Sturz sich angebahnt, irgendwo weit hinten in der Biografie des Schauspielers, erst als kleiner, ungestümer Haarriss, dann immer cholerischer, immer grösser werdend. Er wisse nicht, wie mit dieser Schuld leben, sein Herz sei gebrochen, sagt Baldwin, dessen Freunde derzeit befürchten, er verliere den Verstand vor Kummer und Angst.

Für Alec, der als aufbrausend gilt, zu extremer Selbstkritik und depressiven Schüben neigend, während deren er tagelang dieselben knittigen Klamotten trägt, kam das Glück in Liebe und Schauspiel spät; so empfand es der immer etwas wehmütig nach links und rechts schauende Schauspieler zumindest. Leonardo DiCaprio sein – oder zumindest doch Jack Nicholson! Stattdessen nimmt Baldwin bis heute scheinbar

wahllos Haupt- und Nebenrollen in Film und Fernsehen an. Sein internationaler Durchbruch kam 1990 mit dem Spionagefilm «The Hunt for Red October» («Jagd auf Roter Oktober»). Besonders gut spielt Baldwin komisch verzerrte, schräge, aufgepuffte Rollen wie den Casinobesitzer in «The Cooler» (2003), für die er die erste und bisher letzte Oscar-Nominierung erhielt, oder den übergewichtigen Produzenten Jack Donaghy in der TV-Serie «30 Rock» (2006), Lawrence Quinn in dem Kinderklassiker «Cat in the Hat» und zuletzt Donald Trump, den Baldwin in der Sketch-Serie «Saturday Night Live Show» verkörperte.

Nach sieben Jahren Ehe erfolgte 2000 für Baldwin die Trennung von Kim Basinger, die er 1993 während der Dreharbeiten zu «The Marrying

«He's a Baldwin» bezeichnete bis spät in die neunziger Jahre einen attraktiven Mann.

Man» kennengelernt hatte. Tochter Ireland blieb bei der Mutter in L. A., Baldwin zog nach New York. Oft habe er davon geträumt, Ireland, die ihm fern war, anzurufen, mit der Oscar-Statuette in der einen, einem Whiskey in der anderen Hand, und sie anzuflehen, ihm doch «Freundin» zu sein, sagt Baldwin, der seine elfjährige Tochter 2006 auf dem Anrufbeantworter minutenlang als egoistisches, gemeines «Schwein» beschimpfte, weil sie seinen Anruf nicht wie vereinbart entgegennahm.

Später schrieb er ein Buch zum Thema Eltern-Kind-Entfremdung und blieb bis zu seiner Ehe mit Hilaria Baldwin, die er 2012 heiratete, allein. Dann eben kam Hilaria, die er in einem New Yorker Restaurant kennenlernte. Baldwin steckte ihr einen Zettel mit seiner Telefonnummer zu. Als Hillary Lynn Hayward-Thomas in Boston geboren und Yogalehrerin im New Yorker West Village, wurde «Hilaria» der nächste Störfaktor in Baldwins Leben, der ihn aufbrausen und mit der Presse in Zank geraten liess: 2020 wurde Hilaria als falsche Spanierin enttarnt und der kulturellen Aneignung beschuldigt.

Auch habe sie ihren Geburtsort fälschlicherweise als Mallorca angegeben. Hilaria verteidigt sich bis heute: Ja, sie sei Amerikanerin, aber als Kind viel in Spanien gewesen und zweisprachig aufgewachsen, na und? Da schliche sich eben ein spanischer *twang* ein. Ausserdem lebten ihre Eltern inzwischen auf den Balearen. Hilaria nennt sich Mutter von sechs «Baldwinitos». Zwischen acht und unter einem Jahr alt sind dies: Carmen, Rafael, Leonardo, Romeo, Eduardo und Maria Lucia (geboren von einer Ersatzmutter).

Grosse Gärten, grosse Garagen

Mit Journalisten zettelte Alec Baldwin immer schon Streit an, wird zuzeiten handgreiflich, schwor nach öffentlichen Ausfällen schon mehrfach – etwa nachdem er einen Reporter «Schwuchtel» genannt hatte –, sich für immer aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, überlegte es sich dann doch anders. In New York City lebte er am Central Park West und in den Hamptons in einem alten Bauernhaus. Heute leben er und Hilaria im West Village in New York. «Ich wünschte, ich wäre ein Pferd», sagt Baldwin als Donaghy in «30 Rock», eine Rolle, für die er mehrere Auszeichnungen gewann, «stark und frei. Meine kastanienbraune Flanke glänzt in der Sonne», oder, wie William Baldwin es formuliert: «Er hat immer was, worüber er rumheult.»

Derzeit toben die Medien. Zahlreiche Stars nehmen Baldwin in Schutz, niemals habe dieser in der Handhabung der Requisitenwaffe fahrlässig gehandelt. Häme schlägt dem Waffenfeind Baldwin und Kritiker der National Rifle Association (NRA) von Trumps Sohn Donald Jr entgegen. Hochmut komme eben vor dem Fall.

Faszination «Baldwin-ness». Bis spät in die neunziger Jahre bezeichnete die Phrase «He's a Baldwin» einen attraktiven Mann. Alec, Daniel, William und Stephen – vier Brüder, fast dasselbe Gesicht und vier gute Haarschnitte. Zumindest im Alter gleichen sich Mimik und Konturen der Brüder einander an. Nun, sie seien alle vier irgendwie attraktiv, trotzdem wollten



Wilde Brüder, brave Schwestern: William, Stephen, Alec und Daniel Baldwin (v. l.).

alle Mädchen immer nur seine älteren Brüder kennenlernen, erinnerte Stephen, der jüngste Baldwin-Bruder, sich später.

Drogenentzug in der Reality-Show

Die Baldwin-Brüder wurden in den neunziger Jahren zu Semi-Stars. Sie gelten als aufbrausend und schnell, nahezu hektisch, als offenherzig, paranoid und ehrgeizig. Eigentlich wollten sie allesamt Politiker werden. Alec begann an der George Washington University Politik zu studieren, brach ab und wechselte für Schauspielunterricht bei Lee Strasberg an die New York University (NYU). Dort wurde er immerhin kurzfristig Präsident der Studentenvertretung.

William, Stephen und Daniel folgten Alec in die Schauspielerei, aber Letzterer ist der Erfolgreichste unter ihnen. William, «Billy», studierte in Binghamton, New York, Politikologie, arbeitete dann in Washington für einen demokratischen Kongressabgeordneten, wurde Calvin-Klein-Model und trat in «Born on the Fourth of July» auf, das ist sein bekanntester Film. Das Angebot für die Hauptrolle in «Speed» und «Bram Stoker's Dracula», die stattdessen Keanu Reeves berühmt machten, lehnte er in einem Anflug von Hybris ab und bereut es bis heute. Der mildeste der vier Brüder ist Daniel, dessen Sohn Atticus nach dem Anwalt in Harper Lees Roman «To Kill a Mockingbird» benannt ist. 2008 liess Daniel sich in einer Reality-Show beim Drogenentzug in einer Klinik filmen. Stephen wurde nach 9/11 zum wiedergeborenen Christen, unterstützt die Republikaner und drohte einst, nach Kanada auszuwandern, sollte der «Gangster» Barack Obama zum Präsidenten gewählt wer-

den. Seine Tochter Hailey, 24, eine ehemalige Balletttänzerin, ist mit dem Popsänger Justin Bieber verheiratet.

Wenn es so was wie amerikanischen Adel gäbe, dann gehörten die Baldwins dazu, denn ihr Vorfahre väterlicherseits, John Howland, gehörte zu den ehrwürdigen «120 pilgrims», die 1620 mit dem Schiff «Mayflower» von London nach Cape Cod, Massachusetts, übersetzten, und damit zu den bis heute verklärten und hochrespektierten Gründungsfamilien der USA. Mit der Tochter des Gouverneurs von Massachusetts, Elisabeth Tilley, würde Howland zehn Kinder haben.

Die Baldwin-Brüder wuchsen zusammen mit zwei Schwestern, Beth und Jane, in Massapequa, an der Südspitze Long Islands auf, etwa anderthalb Fahrstunden von Manhattan entfernt. Die Familie war nicht sehr wohlhabend, aber auch nicht arm. Vater Alexander Baldwin, 1983 an Lungenkrebs gestorben, war Sozialkundelehrer und Football-Trainer an der Massapequa High School, die Mutter Carol, heute 91 Jahre alt, war Hausfrau und Aushilfslehrerin.

Einen Hund gab es auch

Beide waren streng katholisch, der Vater müde und streng, wie eine dunkle Wolke über den Brüdern schwebend. Die Mutter war müde und mild und ermahnte ihre Söhne mit Sätzen wie: «Wollt ihr Daddys Tiger oder Mommys Lämmer sein?» Baldwins Schwestern waren in der Tat brav, die vier Brüder waren wild und lebten das, was man heute nostalgisch eine gute amerikanische Kindheit in der Vorstadt nennt.

In der Vorstadt, deren Magie in der scheinbar ewigen Verantwortungslosigkeit amerika-

nischer Sommer besteht, dort, wo die Gärten gross sind, die Garagen auch und die Bürgersteige schmal. Alles ist ruhig, leer, bis auf Sportansagen hie und da, Gartengeräusche, Rasenmäherbrummen, und man wittert Geheimnisse hinter Vorhängen und Zäunen. Und wie eine Jungen-Sommergeschichte entfaltete sich auch die Kindheit der Baldwin-Brüder: draussen. In den Gärten, über die Zäune, mit wilden Spielen, Baseballschlägern, Mutproben, Limonade und Ritz-Crackern. Mit Prügeleien und aufgeschlagenen Knien. Einen Hund gab es auch, der Rupert hiess.

Alec Baldwin redet oft schnell und angespannt. Er hört gerne klassische Musik, vor allem Mahler. Manchmal vergleicht er sich mit einem Koch, einem Bäcker, stellt sich vor wie es wäre, ein Pub-Besitzer irgendwo im Rust Belt zu sein oder einfach nur er selbst, ohne Rolle, ohne fremde Worte im Mund. Inspiriert von dem Drehbuch «The Fastest Gun Alive» eines nicht verwandten Namensvetters, schrieb er vor Jahren ein eigenes Drehbuch, in dem alle vier Brüder zum ersten Mal gemeinsam auftreten sollten, doch den andern gefiel das Skript nicht.

Vielleicht sehr treffend, vielleicht aber auch übertrieben fasste William Baldwin gegenüber der Zeitschrift *New Yorker* das Verhältnis der Brüder untereinander zusammen, das Alec in das verschmähte Drehbuch übersetzt habe: «Im Grunde war es so: Daniel ist der Geächtete; ich bin der Zocker, der alle Weiber abkriegt, der oberflächliche, gutaussehende Trottel; Stephen ist der Dorftrottel; und er ist der verdammte Held! Er ist derjenige, der uns am Ende alle rettet; er ist Clint Eastwood.»

Lob der Hausfrau

Es ist ein feministischer Mythos, dass Mütter ersetzbar seien. Gewinnerin der Corona-Krise ist die traditionelle Familie.

Birgit Kelle

Es ist wie immer in feministischen Debatten, kaum nähert man sich der Wahrheit, sind alle mit den Nerven fertig. Das normale bürgerliche Leben der westlichen Durchschnittsfrau, mit ihren durchschnittlichen zwei Kindern und ihrem oft jahrelangen Hausfrauendasein, ist da ein ständiges Ärgernis. Vor allem in Zeiten, in denen doch endlich alle Geschlechter ihre Erwerbslebensläufe stromlinienförmig an die Bedürfnisse wirtschaftlicher Notwendigkeiten, staatlicher Lenkungsphantasien und feministischer Befreiungsrhetorik angepasst haben sollten.

Und gerade als man dachte, dass endlich auch das letzte «Heimchen am Herd» – wie man jene Frauen gerne beleidigt, die ihre Brut nicht aus dem Nest beziehungsweise in die nächste Kita werfen, sondern jahrelang selbst grossziehen – auf einen emanzipatorisch extrem wichtigen Platz an die Kasse von Aldi wechselt, um sich dort hemmungslos seiner Selbstverwirklichung hinzugeben, kommt ein Virus und setzt die Geschlechterpolitik auf null.

So jedenfalls die Rhetorik von Politik und Medien in der Corona-Krise mit geschlossenen Schulen und Homeschooling.

Standortvorteil im Haus

Der organisierte Feminismus läutete sofort zum Retro-Alarm: Die Emanzipation der deutschen Mutter werde durch Corona «rückabgewickelt», Frauen würden eine «entsetzliche Retraditionalisierung» erfahren, und Anne Will vermeldete zur Prime Time im deutschen TV: Das Patriarchat ist zurück!

Lassen wir beiseite, dass diese Denkweise – ähnlich wie bei der Sexismus-Debatte um die Bild-Zeitung – Frauen zu willenlosen Dummen erklärt, die nicht in der Lage seien, Beischlafentscheidungen selbst und freiwillig zu treffen, und die man ständig vor sich selbst retten müsse. Dieses Dreissig-Jahre-Backlash-Szenario trat nie ein, was inzwischen explizit durch den Familienbericht der deutschen Bundesregierung eingestanden werden musste. Es ist eher wie eingangs erwähnt: Kaum kommt man der Wahrheit näher, liegen die Nerven blank.

Das nackte Grauen, das man sich im feministischen *panic room* gegenseitig zuraunt, ist nämlich: Die traditionelle Familie war der Gewinner der Krise. Dort, wo einer die Kinder hütet und der andere das Geld heranschafft. Jene Familien, in denen man sogar die Grosseltern noch selbst pflegt.

Lockdowns, Schulschliessungen und auch die Stilllegung des gesellschaftlichen Lebens fingen sie am leichtesten und sozialverträglichsten auf: Sie machten einfach weiter wie bis-

Wenn alles schliesst, hat Muttis Küche immer noch auf mit ihrer ganz eigenen 3-G-Regel.

her. Der Standortvorteil Mama im Haus war schlicht unbezahlbar.

Gewinner waren auch die Kinder, die noch Geschwister im Haus zum Spielen hatten, als Freunde, Sportplatz und Schule als potenzielle Seuchenherde verschrien waren. Jene Kita- und Schulkinder, deren Mama sowieso zu Hause war und sich schon immer um die Hausaufgaben kümmerte.

Verlierer waren jene Kinder, für die keiner Zeit hatte, Single-Haushalte in Isolation und alte Menschen in den Pflegeheimen, zu denen nicht einmal Kinder und Enkel mehr durften.



„Unser moderner Kurzhaarschnitt ist besonders preiswert...“

Wie viele sind vereinsamt alleine gestorben? Bis heute.

Die Familie bewährt sich in der Krise. Wenn alles schliesst, hat Muttis Küche immer noch auf mit ihrer ganz eigenen 3-G-Regel: geboren, geliebt, gehütet. Der private Raum ist auch deswegen so wichtig als schützenswertes Gut.

Zurück zum Wesentlichen

Krisenzeiten zwingen Gesellschaften, sich auf das Wesentliche zu reduzieren, für den Rest fehlt Zeit, Geld und Energie. Wenn Vater Staat als Nanny ausfällt, rückt die Familie und, ja, die Mutter wieder in den Mittelpunkt des Haushaltes. Es ist ein feministischer Mythos, dass Mütter ersetzbar seien. Eine ideologische Hypothese, die noch nie an der Realität gemessen wurde, sondern immer nur dem Wunschtraum entsprang, die Mutter so schnell wie möglich komplett vom Kind zu «entbinden».

Bemutterung, Mutter Erde, Puffmutter, Mutter Oberin, Mutter Teresa: Keine Frage, die Mutter und ihre Art zu sein sind tief verwurzelt in der Schaffung und Bewahrung von Leben und Gemeinschaft. Erstaunlich, dass man derzeit vorgibt, Leben um jeden Preis zu retten, diese Politik aber mit Angst, Isolation und harten Drohungen durchgesetzt wird.

Mütter sprechen eine andere Sprache, unsere aller «Muttersprache». Was für eine riesige Kulturtat der Frauen weltweit, dass sie die nächste Generation nicht nur 24 Stunden täglich mit einer warmen Suppe versorgen, sondern auch sprachfähig machen. Zum Dank wird ihre Leistung und ihr Beitrag zum gesellschaftlichen und familiären Gelingen parallel und konstant kleingeredet.

Während die einen den Rückfall in veraltete Rollen beklagen, könnte die nackte Wahrheit so aussehen: In dem Augenblick, da die staatliche Ordnung und ihr künstlich erzeugter Druck auf Mütter zusammenbricht, bewegen sie sich mit grosser Normalität in eine Rolle zurück, die manche nie freiwillig verlassen haben, sondern aus der sie massiv hinausgedrängt wurden. Und dass es ihnen dort gefallen könnte, ist die grösste Angst des Feminismus.

Liebesgrüsse von links

Die kapitalistischen Medienkonzerne haben nur noch einen wahren Freund – die Sozialisten der SP.



Nehmen wir SP-Nationalrätin Jacqueline Badran. Sie hat eine klare Meinung zu den Schweizer Zeitungen und Verlagen. Alle sind sie aus ihrer Sicht journalistischer Schrott.

Die NZZ ist für Badran ein «Propaganda-
blatt». Die Titel von CH Media und Ringier sind «rechts». *20 Minuten* aus der TX Group ist «Desinformation». Beim *Tages-Anzeiger* aus demselben Haus gibt es einen «Rechtsruck».

Badrans Folgerung aus dieser Kritik ist einigermassen verblüffend. Der Staat, sagt sie, muss die Herstellung dieses journalistischen Schrotts künftig mit Hunderten von Millionen an Steuergeldern finanzieren.

Sozialistin Badran ist für das neue Mediengesetz, das im Februar zur Abstimmung kommt. Es will über die nächsten sieben Jahre über eine Milliarde Franken an Subventionen über die Medienbranche ausschütten. Die Schrott-Produzenten von NZZ, CH Media, Ringier und TX Group bekämen davon mehr als die Hälfte, nämlich etwa 600 Millionen.

Oder nehmen wir SP-Nationalrat Matthias Aebischer. Als die TX Group ihre zwei Zeitungen *Bund* und *Berner Zeitung* zusammenlegte und dann den Westschweizer *Le Matin* einstellte, geisselte er das als «reines Profitdenken».

Aebischers Folgerung aus dieser Kritik ist einigermassen verblüffend. Der Staat, sagt er, muss den Gewinn von profitorientierten Unternehmen wie der TX Group künftig mit Hunderten von Millionen an Steuergeldern aufbessern. Auch er ist für das Mediengesetz.

Und nehmen wir als Dritten den Co-Präsidenten der SP, Cédric Wermuth. Er hält die grossen Verlage für eine gesellschaftliche Bedrohung. Er

fordert darum, dass «die Demokratie vor dem Missbrauch durch die privaten Medienkonzerne geschützt werden muss».

Wermuths Folgerung aus dieser Kritik ist einigermassen verblüffend. Der Staat, sagt er, muss diese missbräuchlichen privaten Medienkonzerne künftig mit Hunderten von Millionen an Steuergeldern finanzieren. Auch er ist für das Mediengesetz.

Wermuth ist der einzige Präsident der vier Bundesratsparteien, der für die staatliche Finanzierung der privaten Medienbranche ist.

Die Liaison ist eine der ulkigeren Allianzen, welche die Schweizer Politik jemals gesehen hat.

Seine drei Pendants Thierry Burkart von der FDP, Gerhard Pfister von der Mitte-Partei und Marco Chiesa von der SVP sind dagegen, dass der Steuerzahler die Rendite der dominierenden Medienhäuser massiv aufpoliert.

Die Liaison zwischen der SP und den Grossverlagen ist eine der ulkigeren Allianzen, welche die Schweizer Politik jemals gesehen hat. Die sonst kapitalismuskritischen Sozialdemokraten setzen sich glühend dafür ein, dass die schon heute hochprofitablen Medienkonzerne in Zukunft noch grössere Profite einfahren können.

Selbst im Corona-Jahr 2020 machten die vier führenden Medienunternehmen TX Group, Ringier, CH Media und NZZ-Gruppe zusammen einen operativen Gewinn von 280 Millionen

Franken. Im virenfreien Jahr 2019 waren es sogar 370 Millionen an Profit, den sie gemeinsam einführen. Doch auch das scheint der SP noch nicht genug.

Im Jahr 2023, falls das Mediengesetz dann in Kraft tritt, werden TX Group, Ringier, CH Media und NZZ dank staatlicher Hilfe erstmals die Grenze von 400 Millionen an gemeinsamem Gewinn überspringen. Ihre Aktionäre werden für ihre Dividende mit Champagner auf die SP anstossen.

Die seltsame Haltung der SP erklärt sich aus einer Fehleinschätzung des Marktes. Die Partei möchte die «kleinen Verlage» unterstützen. Nur, die gibt es gar nicht mehr. In der Deutschschweiz existieren nur noch zwei kleinere Tageszeitungen, die kapitalmässig eigenständig und nicht Teil eines grösseren Verlagsverbands sind. Das sind die *Schaffhauser Nachrichten* und *Der Rheintaler*.

Die grosse Menge der wirklichen Kleinverlage sind die Dutzenden von Lokal- und Bezirksanzeiger, die in der öffentlichen Diskussion in ihrer Region eine wichtige Rolle spielen. Weil sie gratis verteilt werden, sind sie von der staatlichen Medienförderung ausgeschlossen. Auch die SP war gegen die finanzielle Unterstützung der echten Kleinen, weil ein Teil dieser Titel zum Verlag von Christoph Blocher gehört.

Die Unterstützung des Mediengesetzes ist die erste grössere Fehlleistung des SP-Präsidenten Cédric Wermuth. Sie bestätigt damit jene Skeptiker in seiner Partei, die in ihm nur einen wirblichen Aktivisten sehen, dem aber das strategische Talent noch fehlt. Aber der Mann ist ja noch jung.

Opium der Eliten

Frankreichs Führungsriege huldigt dem Europäismus wie einer Religion und opfert ihr die Nation. In einem vielbeachteten Buch rechnet Aquilino Morelle mit der Ideologie einer Epoche ab.

Jürg Altwegg

Für Karl Marx war die Religion das Opium des Volks und für den liberalen Politologen Raymond Aron der Marxismus das «Opium der Intellektuellen». Seit dem Niedergang von Kommunismus und Gaullismus huldigt Frankreich einer neuen Ideologie: «Europa». Für Aquilino Morelle ist es das neue «Opium der Eliten».

Seine Eltern kamen aus Spanien, der Vater war Arbeiter bei Citroën, die Mutter Hausfrau. Morelle, 1962 geboren, hat fünf Schwestern und einen Bruder. Er wurde Arzt und besuchte die Kadenschmiede der Nation, die Ecole nationale d'administration (ENA). Morelle schrieb die Reden von Premierminister Lionel Jospin und – im Wahlkampf – von François Hollande: «Mein Feind ist die Hochfinanz.» Er wurde dessen Berater im Elysée.

Doch ganz so richtig ist er nie in der Kaste der staatlichen Elite angekommen. Gelegentlich stolperte er über seine Attitüden eines neureichen Arrivisten. Entlassen wurde er, weil er einen Schuhputzer ins Elysée bestellt hatte. Für seinen Rausschmiss, den er als «ethnische Säuberung» bezeichnete, rächte er sich mit einem Buch über Hollande, dessen Coiffeur im Elysée monatlich mit 9855 Euro zu Buche schlug.

Betrug an den Bürgern

Von anderem Kaliber ist sein Werk «L'opium des élites»: eine detaillierte und globale Abrechnung mit einem ganzen System, einer Epoche und ihrer Ideologie, dem «Europäismus». Ihm huldigen die Eliten wie einer Religion. In dessen Namen opfern sie die Nation, die zusammen mit der englischen die älteste der Welt ist.

Auch die europhilen Zeitungen loben das Buch. Eine «üppige Dokumentation» bescheinigt *Le Monde* der fundierten Darstellung, die sich auf die Studien des Harvard-Professors Rawi Abdelal stützt. Das Pariser Weltblatt nennt Morelles Essay eine brillante «Dekonstruktion der europäischen Ideologie».



Neurosen und Lebenslügen:
Autor Morelle.

Neurosen und Lebenslügen haben sie hervorgebracht. Das zentrale Motiv der Aussöhnung der französischen Eliten mit Deutschland war die Angst vor diesem. Man wollte es einbinden und dauerhaft unschädlich machen. Auch noch die Einführung des Euro erfolgte mit diesem Hintergedanken: Er war die Idee der Franzosen und wurde den Deutschen, die ihn nicht

Das zentrale Motiv der Aussöhnung mit Deutschland war die Angst vor diesem.

wollten, als Preis für die Wiedervereinigung aufgezwungen. Kanzler Kohl war bereit, ihn gegen den Widerstand der Bundesbank zu bezahlen. Anpassen aber an die «marktkonforme Demokratie» (Merkel) musste sich Frankreich. Sie entspricht weder dem französischen Wirtschaftssystem, das auf einem starken Staat beruht, noch dem politischen Funktionieren seiner monarchistischen Republik.

Nur, so Morelle, hat man das den Bürgern nie gesagt. Und sie hatten auch nichts zu sagen. Und wenn das Volk ausnahmsweise befragt wurde, hat man es um sein Votum betrogen.

Nach Vichy ist der europäische Aufbau das Tabu der französischen Politik. Die Wahrheit über die Niederlage von 1940, Philippe Pétain und die Kollaboration ist inzwischen bekannt. Jetzt führt Aquilino Morelle den Franzosen die verdrängten Wahrheiten der Europäischen Union vor Augen.

Er holt weit aus. Als «weltliche Religion» geht Europa auf die zwanziger Jahre zurück. Gestiftet wurde sie von einer Generation, die den Faschismus bekämpfte. Europa war ihre Hoffnung und ihr Horizont. Als einen ihrer wichtigsten Repräsentanten zitiert Morelle den jüdischen Dichter Stefan Zweig, der «an die Einheit Europas glaubte wie an ein Evangelium».

Dieser Glaube beseelte die Pioniere des Nachkriegs, den frommen Robert Schuman wie den genialen Geschäftsmann Jean Monnet. Die entscheidende Wende aber erfolgte unter François Mitterrand. Als bekennender Marxist, der mit dem Kapitalismus zu brechen versprach, wurde er 1981 zum Präsidenten gewählt. Er holte die Kommunisten in die Regierung, obwohl er im Parlament über die absolute Mehrheit verfügte.

Doch Mitterrand war mehr Opportunist als Marxist. In den dreissiger Jahren stand er den Rechtsradikalen näher als den Kommunisten, im Krieg bekam er einen Orden von Pétain. An den Marxismus hat er nie geglaubt, er benutzte ihn, um an die Macht zu kommen. «Mitterrand war schon immer ein Föderalist, aber das hat er lange verheimlicht», schreibt Morelle. Er nahm an den Kongressen der Föderalisten – 1948 in Den Haag – teil, deren Ziel die Begründung der «Vereinigten Staaten von Europa» war. 1968 veröffentlichte er in *Le Monde* einen Artikel: «Europa oder Sozialismus». Zwischen ihnen müsse sich die Linke entscheiden, wenn sie dereinst die Macht übernehme. Als es so weit war, entschied er sich für Europa.

Zwei Jahre nach seinem Wahlsieg entliess er die Kommunisten aus der Regierung und setzte mit seinem sozialdemokratischen Wirtschaftsminister Jacques Delors die Politik der «austérité» durch.

Startschuss zur Globalisierung

Dass ihm die Wende von 1983 nach mehreren Abwertungen des Franc von der wirtschaftlichen Lage aufgezwungen wurde, hält Morelle für eine Mär: «Die Verschuldung

Chirac verkörperte das Versprechen einer Rückkehr zu den Wurzeln – und vollzog die Kehrtwende noch schneller.

und die Arbeitslosigkeit waren sehr viel geringer als heute.» Es war keine Bekehrung zu einer liberalen Wirtschaftspolitik, sondern zum «europäischen Föderalismus». Er war Mitterrands historisches Ziel («grand dessein»). Seine Wende diente der Vorbereitung der französischen EU-Präsidentschaft von 1984. Mit ihr konnte er bei Helmut Kohl und Margaret Thatcher den «Föderalisten Jacques Delors» als Präsidenten der Kommission durchsetzen.

Delors blieb es zehn Jahre lang. 1988 wurde das freie Zirkulieren des Kapitals in Europa beschlossen – und die Welt, so Morelle, zog nach. Er nennt es die erste Globalisierung (der Finanzströme). Es war der Startschuss zur Delokalisierung der Industrie, unter der Frankreich mehr gelitten hat als Deutschland. Morelles Befund: «Nicht die bösen Kapitalisten Thatcher und Reagan haben die Globalisierung herbeigeführt, sondern die französischen Sozialisten». Ihre Väter sind die Genossen François Mitterrand, Jacques Delors und Pascal Lamy, EU-Kommissar von 1999 bis 2004.

Und wie die Sozialisten den Sozialismus liquidierten, der zur «moralischen Linken» in den Städten verkommen sei, verrieten die Gaullisten den Gaullismus. Auch er war im Volk verankert. Als «die Metro zur Stosszeit» hatte ihn der Dichter André Malraux definiert. Seine Abwicklung weist erstaunliche Parallelen zum trügerischen Triumph des Sozialismus auf: 1995 gewann Jacques Chirac, der historische Gaullist, das Bruderduell gegen den liberalen Gaullisten und Europäer Edouard Balladur.

Chirac verkörperte das Versprechen einer Rückkehr zu den Wurzeln – und vollzog noch schneller als Mitterrand mit seinem Premierminister Alain Juppé eine radikale Kehrtwende. Erneut mit der Begründung: Europa. Die Partei wurde in UMP (Union der Mehrheit für den Präsidenten) und später – nach amerikanischem Vorbild – in Republikaner umbenannt.

Sozialisten, Republikaner und die französischen Eliten aus Kultur und Wirtschaft zelebrieren den Kult gemeinsam. Morelle analysiert ihn mit Sigmund Freud: Das Wunschenken ist stärker als das Realitätsprinzip. Der Zweck und das Ziel heiligen die Mittel – den Verrat. Europa wurde zum «heiligen Land» (Morelle) einer Zivilisation der Opfer und Menschenrechte, die ihre Demokratie mit den Mitteln des Kriegs zu exportieren bereit ist. Zu Hause aber mit Füßen tritt. Drei Jahre nach der gescheiterten Abstimmung für eine Europäische Verfassung im Jahr 2005 liess sie Sarkozy vom Parlament absegnen. Seither ist der Graben zwischen dem Volk und den Eliten zum zentralen Problem der Politik geworden.

«Europa der Vaterländer»

Im Wahlkampf wird «L'opium des élites» von den linken und rechten Souveränisten als Offenbarung empfunden. Mit dem Ziel ihrer Vereinigung hatte der linke Philosoph Michel Onfray im Lockdown seine Zeitschrift *Le front populaire* gegründet. In Paris kamen 4000 Besucher zu seiner Diskussion mit Eric Zemmour. In einem Punkt sind sie sich einig: Seit der Abstimmung über den Vertrag von Maastricht 1992 ist Frankreich keine unabhängige Nation mehr.

Morelle schliesst mit einer Hymne auf Europa. Er beruft sich auf den grossen Historiker Fernand Braudel, der die über die Jahrhunderte hinweg entstandene kulturelle Einheit und Vielfalt Frankreichs als «identité française» beschrieb. Dieses Bewusstsein und diese Begeisterung zeichneten bereits die ersten Föderalisten aus. Morelle kann es nicht ignorieren: «Aber diese wunderbare Zivilisation, die unser höchstes gemeinsames Gut ist, wird von der Kommission nicht verteidigt. Ihr geht es einzig darum, den Staaten Zuständigkeiten zu entziehen, die bei den Nationen bleiben müssen.»

Auch dafür gibt es ein politisches Projekt. Wie einst Charles de Gaulle und heute die linken und rechten Souveränisten, von denen keiner an einen Frexit oder Ausstieg aus dem Euro denkt, plädiert Aquilino Morelle für das «Europa der Vaterländer».



INSIDE WASHINGTON

Worte haben Konsequenzen

Amerikas Augen richten sich auf Virginia. Dort kandidiert der Demokrat Terry McAuliffe für das Amt des Gouverneurs, und er sah lange als sicherer Sieger aus. Doch die Eltern im Südstaat könnten den Demokraten einen Strich durch die Rechnung machen. Drei Umfragen sehen den ehemaligen Wahlkampfchef von Hillary Clinton gleichauf mit seinem republikanischen Rivalen.

McAuliffe mag die Unbeliebtheit von Präsident Joe Biden zu schaffen machen. Aber sich mit Eltern anzulegen, wie er es in der TV-Debatte getan hat, war ein politischer Fehltritt erster Güte. Wie vielerorts im Land äussern Eltern Bedenken über den Einzug von Transgender-Inhalten und kritischer Rassentheorie in den Schulunterricht. Auf die Frage nach der Kontroverse über linke Lehrpläne in Virginias öffentlichen Schulen stellte sich McAuliffe gegen die Eltern. «Ich werde nicht zulassen, dass Eltern in die Schulen kommen und Lehrbücher auswählen», erklärte er. «Ich denke nicht, dass Eltern den Schulen vorschreiben sollten, was diese unterrichten sollen.»

Am Wochenende brachte McAuliffe Barack Obama ins Spiel, der 2008 der erste Demokrat gewesen war, der die republikanische Vorherrschaft in Virginia nach 44 Jahren hatte brechen können. Es bleibt offen, ob sein Auftritt McAuliffe wirklich helfen wird. In seiner typisch elitären Schimpfkanonade erklärte Obama: «Wir haben keine Zeit, die wir mit diesen erfundenen Kulturkriegen verschwenden sollten, mit dieser falschen Empörung, mit der die rechten Medien hausieren gehen, um ihre Einschaltquoten zu steigern.»

Das Einzige, was Eltern noch wütender macht als die Propaganda für ihre Kinder, ist, wenn man ihnen sagt, dass ihre Meinung nicht zählt. Ob sie nun Fox News schauen oder nicht, Eltern wählen. Um Obama zu zitieren: «Worte haben Konsequenzen.»

Amy Holmes

Raus aus dem Sumpf

Als Aargauer haben wir die Energiestrategie 2050 zähneknirschend mitgetragen. Jetzt, wo uns der Blackout droht, appelliere ich an meinen Regierungsrat: Tun Sie ihren Job!

Christoph Grenacher

Lieber Stephan Attiger

Die Politik, so meine ich, ist dafür da, Rahmenbedingungen zu vereinbaren, damit es uns allen gutgeht. Dass also die Politiker auf der Basis von Freiheit, Eigenverantwortung und Marktwirtschaft die Angelegenheiten unseres Gemeinwesens durch verbindliche, demokratisch legitimierte Entscheidungen regeln.

So kommt es, dass Sie als Aargauer Regierungsrat mit der von Ihnen präsidierten Hochrhein-Kommission vor ein paar Tagen auf eine Stiftung aufmerksam gemacht haben, die den grenzüberschreitenden Kontakt zwischen Deutschen und Schweizern fördern will. Angedacht sind, lese ich da gendergerecht, Projekte «zur gemeinsamen Entwicklung von Konzepten für die Region, zum Beispiel die gemeinsame Konzeptionierung von [öffentlichen] Einrichtungen, die von Einwohner:innen auf beiden Seiten der Grenze genutzt werden, zum Beispiel einem gemeinsamen Schwimmbad».

Ich freue mich immer ausserordentlich, wenn Politiker den Blick über Grenzen richten und mit gleichsam originellen wie zwingenden Ideen dafür sorgen, dass unser Gemeinwesen weiterkommt. Ich bin mir bloss nicht ganz schlüssig, lieber Herr Regierungsrat, ob die Priorisierung eines grenzüberschreitenden Planschbeckens dem Erfordernis einer Politik genügt, um drängende aktuelle Fragen weitsichtig anzugehen und einer Lösung zuzuführen.

Wir Aargauer haben zwar 2017 die Energiestrategie 2050 mit 91 280 gegen 85 056 Stimmen abgelehnt, tragen aber den Mehrheitsentscheid des Soveräns freundeidgenössisch mit: Das subventionsgeschwängerte Massnahmenpaket setzt auf Energieeinsparungen und -effizienz, den Ausbau der Wasserkraft und eine starke Förderung der neuen erneuerbaren Energien – und den meiner Meinung nach fatalen Verzicht auf Kernenergie.

Nun stellen wir verwundert den *fail* der festgezurrten Energiestrategie fest: Geht nicht, reicht nicht. Um im ganzen Klimabimbim Schritt zu halten, ist das, was die Berner Kolonne sich ausgedacht hat, ein Tritt in den Sumpf

der Hoffnung. Uns droht der Blackout, Schluss, fertig, amen.

Ich würde mir darum wünschen, lieber Herr Regierungsrat, dass Sie als zuständiger Energieminister Ihrer Aufgabe gerecht werden und als treibende Kraft den zwingenden Re-Start der Energie- und Klimapolitik lancieren.

Dazu gehört auch, dass man zur Erkenntnis gelangen muss, dass Entscheide des Soveräns, auch wenn das Volk immer recht hat, sich manchmal als wenig tauglich, ja gar als falsch erweisen, also rückgängig gemacht werden.

Eine Standesinitiative des Kantons könnte hier als erster Schritt die verfassungsrechtlichen Grundlagen ebnen – der Rest ist Verpflichtung der eigenen Geschichte: Der Aargau gilt als der Energiekanton der Schweiz, jede vierte Kilowattstunde Schweizer Strom wurde hier einst produziert – nicht von ungefähr: dass sich dank den Energieressourcen Unternehmen wie BBC, Sprecher + Schuh, Atel, Motor-Columbus oder Elektrowatt im Aargau ansiedelten; dass der «Stern von Laufenburg» als Schaltzentrale eines internationalen Stromverbundnetzes funktionierte; dass 1955 der Unternehmer Walter Boveri und der Physiker Paul Scherrer die treibenden Kräfte zur Gründung der Reaktor AG in Würenlingen waren (des späteren Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung und des Instituts

für Nuklearforschung, die 1988 beide im Paul-Scherrer-Institut vereint wurden) – der Kanton unterstützte Pionierarbeit: In Beznau gingen 1969 und 1971 die beiden ersten Schweizer Kernkraftwerksblöcke ans Netz, 1984 der 940-Megawatt-Meiler in Leibstadt.

Fünf Jahre später wurde, mit angelaufenen Projektkosten von gegen 1,3 Milliarden Franken, das geplante AKW Kaiseraugst am westlichen

An der einzigen CO₂-freien Energiequelle führt kein Weg in die Zukunft vorbei.

Ende des Fricktals beerdigt; stattdessen finanzierte die schweizerische Energiewirtschaft langfristige Bezugsrechte aus französischen Kernkraftwerken.

Das ist der Status quo, lieber Herr Attiger, und es gälte nun, ohne Denkverbote den Weg aus der Dunkelheit zu finden. Dazu bedarf es aber einer Initiative, eines Anstosses, eines klaren Aufbruchs zu einer tauglichen Strategie, die dem Klima ebenso dient wie der Versorgungssicherheit.

In Deutschland, wo Ende nächstes Jahr alle Kernkraftwerke stillgelegt sein müssen, können sich 43 Prozent der Bevölkerung vorstellen, länger auf Atomkraft zu setzen als geplant. Ich weiss, wir Schweizer brauchen zur Überzeugung immer ein wenig länger, was ja auch nicht so schlecht ist. Bloss: An der einzigen CO₂-freien Energiequelle führt – auch wenn sofort deren unmögliche Finanzierung, deren ungelöste Abfallproblematik und mittlerweile klar zu widerlegende Sicherheitsbedenken ins Feld geführt werden – kein Weg in die Zukunft vorbei.

Und mit der Restwärme liesse sich erst noch Ihr grenzüberschreitendes Schwimmbad beheizen.

Herzlichst

Christoph Grenacher

Der Autor war Chefredaktor bei *Blick*, *Sonntagsblick*, *Sonntagszeitung* und Radio 24. Er führt im Fricktal die Kommunikationsagentur Mediaform.



„Da hat unser Personalentwickler ganze Arbeit geleistet...“

Medien-Blase und Barbour-Jacken

Die Buchmesse in Frankfurt fand erstmals seit der Pandemie wieder fast wie gewohnt statt. Ist das zeitgemäss?

Anton Beck

Frankfurt

Der Raum ist blau beleuchtet, aber auch sehr dunkel, und im Publikum sitzt eine Handvoll Leute, als ein Autor, dessen Namen mir nicht mehr einfällt, über den tropischen Regenwald spricht. Als Nächster steigt Denis Scheck empor, der «bekannteste Buchkritiker Deutschlands» (*Süddeutsche Zeitung*). Er zieht die Maske aus, nimmt Buch für Buch vom Stapel vor ihm, hält es in die Kamera und sagt, warum man das unbedingt (nicht) lesen sollte. Irgendwann geht auch er wieder und meint, es seien schon weniger Leute als sonst. Hinter den Kulissen steht Antje Rávik Strubel, die kurz zuvor den deutschen Buchpreis gewonnen hat, sie grüsst Scheck, die beiden schnacken etwas.

Die Maskenbildnerin meint, Scheck solle morgen wieder etwas Rotes tragen, so wie heute die Weste, das sehe bei der Fernsehübertragung gut aus. Ich stehe daneben und schweige, rede erst später dann, im Freien, frage bei wässrigem Kaffee: «Braucht es so etwas wie eine Buchmesse in Zeiten der Pandemie und der zunehmenden Digitalisierung überhaupt noch?» Scheck: «Unbedingt. Im Unterschied zu anderen Industrien wie der Autoindustrie ist das Verlagswesen wirklich ein People-Business, und es sind weniger Menschen, als man glaubt. Ich habe manchmal das Gefühl, dieses ganze Unternehmen, das wir Weltliteratur nennen, hinge an 800 Leuten.»

Schmutziger Fussabdruck

Er glaubt noch an das Buch, er hat gerade wieder eins geschrieben; «Der undogmatische Hund» heisst es, ein kurzweiliger Streifzug durch die Weltliteratur aus Sicht von Schecks Jack-Russell-Terrier Stubbs. Es geht um Vergänglichkeit, um die menschliche Unbedeutbarkeit, die uns ein verhältnismässig kurzes Tierleben in den Wirren des Alltags immer mal wieder vor Augen führt. Irgendwie geht es auch um Stephen King und Virginia Woolf und Schecks eigene Ehe. Darüber spricht Scheck auch später, bei einem Podcast-Interview, nun sind doch noch einige Leute vor Ort, viele wollen ein Autogramm, sie wirken glücklich, als Scheck ihre Bücher signiert.



Neue Erkenntnisse:
Kritiker Scheck (l.), Autor Beck.

Peter Stamm, den ich später treffe, wirkt so, als wäre er gerne an der Messe, auch wenn man zum Rauchen vor die Tür muss. Auch als Strubel den Literaturpreis gewonnen und es ein Essen des Fischer-Verlages gegeben habe, sei die Stimmung gut gewesen. Man habe sich zusammen gefreut.

So vieles sei informell, das lasse sich nicht durch Zoom-Meetings ersetzen.

Auch Stamm hat seit einigen Wochen einen neuen Roman, über einen Erzähler, der sich im Elternhaus ein Archiv zusammenstellt, der seine Biografie Revue passieren lässt, der den Lauf der Dinge, die Veränderungen akzeptiert, der sich nicht aus der Ruhe bringen lässt. Ein bisschen so wie Stamm selbst, wenn er auf die Frage, ob die Buchmesse in dreissig Jahren noch gleich aussehe, antwortet: «Ich denke schon.» So vieles sei informell, sagt er, bei Treffen, bei Empfängen, das lasse sich nicht durch Zoom-Meetings ersetzen.

Aber es ist ja nicht nur die Pandemie, die das Konzept einer solchen Messe in diesen Tagen in

Frage stellt. Auch politische Entscheidungen. So boykottierte etwa die Autorin Jasmina Kuhnke die Messe aufgrund der Präsenz eines rechten Verlages. Und: Wenn aus allen Himmelsrichtungen Menschen anreisen, hinterlässt das auch einen schmutzigen ökologischen Fussabdruck. Wer es mit der Klimakrise ernst meint, müsste die Messe doch jedes Jahr online besuchen. Oder wie Simon Strauss, *FAZ*-Feuilletonist und Schriftsteller, es beim Kaffee formuliert: «Man darf nicht nur aus Gewohnheit sagen, die Messe gab es immer schon, darum muss sie so bleiben.» Strauss, der vor einigen Jahren schon einmal in einem Videoblog die Messe in Frage stellte, meint: «Warum muss man das in so Messehallen machen, warum nicht auf die ganze Stadt verteilen, warum muss es so eine Flughafenatmosphäre sein?» Auch die Harmonie der Schreibenden untereinander sieht er weniger: «Ich glaube, dass in der Vergangenheit die Sozialisation von Kunst schon stark mit Gruppenbildung zu tun hatte. Wir sind heute als Autoren viel individualisierter und kapitalistischer. Paradoxerweise.» Aber brauchte es nicht genau darum eine Messe? Für das Soziale?

Blick in die Kristallkugel

An einem der Abende lande ich in einem gemütlichen Apéro, draussen regnet es in Strömen, als Leute in allerlei Funktionen, von Presse bis Lektorat, zusammenstehen. Der ganze Blick in die Kristallkugel ist fern – womöglich wird über das Ableben der Messe ja nur dann nachgedacht, wenn man allein ist, wenn man, wie in meinem Fall, spätabends in einer Redaktion sitzt, in der Journalismus-Blase. Mir selbst kommt dieses «Ist die Messe noch notwendig?» ja unter Leuten auch nicht mehr in den Sinn, ich störe mich stattdessen daran, dass ich zu wenig Autorinnen interviewte, und bin verwundert darüber, dass Eva Menasse, die ich in der Ferne sehe, ganz genau so gestikuliert wie bei den Lesungen auf Youtube und Eckhart Nickel, der in den goern über Dandys in Barbour-Jacken schrieb, auch im realen Leben eine Barbour-Jacke trägt. Es gibt eben immer wieder neue Erkenntnisse.

Mehr zum Thema: Seite 69

Grosse Träume

Die Operation Libero steckt im Tief. Sanija Ameti will die Truppe wieder auf Kurs bringen. Einen EU-Beitritt lehnt sie ab. Sie hofft weiter auf den Rahmenvertrag.

Marcel Odermatt

Juli 1995: Bosnisch-serbische Milizen ermorden in Srebrenica 8000 muslimische Männer und Jungen – der schlimmste Genozid auf europäischem Boden seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwischen 1992 und 1995 fliehen wegen des Krieges über 24 000 Personen in die Schweiz. Eine davon: die 1992 geborene Sanija Ameti. Ihre bosnisch-muslimischen Eltern hatten sich kurz vor den Gräueltaten abgesetzt. In der Schweiz wurden sie von einem Schlepper aus dem Lastwagen geschmissen. Er wollte mehr Geld für die Weiterfahrt. Die Familie hatte keines. Also blieben sie hier.

26 Jahre später, im Oktober 2021: Das ehemalige Flüchtlingskind sitzt auf einem Podium in Friedrichshafen am Bodensee-Business-Forum und debattiert zum Thema, wie es «nach dem geplatzten EU-Rahmenabkommen mit der Schweiz weitergehen soll». Seit kurzem fungiert Ameti als Co-Präsidentin der Operation Libero. Auf der deutschen Seite des Schwäbischen Meers absolviert sie einen ihrer ersten Auftritte in ihrer neuen Funktion. Die zierliche junge Frau mit den langen dunklen Haaren, im modischen braunen Hosenanzug mit passenden Pumps, die nach eigenen Angaben ihre Texte am liebsten in der Badewanne schreibt, wirkt auf der Bühne im Graf-Zeppelin-Haus mit den älteren, etwas hemdsärmeligen Herren – dem Unternehmer Konrad Hummler, dem Ex-Diplomaten Tim Guldemann und dem südbadischen Abgeordneten des EU-Parlaments, Andreas Schwab – auf eine durchaus charmante Art exotisch.

Nützliches Feinbild

Doch wenn sie zur Sache kommt, mutiert sie rasch zur Polterin, die mit einfachen Erklärungen auf komplexe Fragen punkten will. Der Grund, warum sich die Schweiz partout nicht stärker in die Europäische Union integrieren will? Daran sei «die Geschichtsklitterung schuld», sagt die Juristin. Zuerst sei da die vom deutschen Dichter Friedrich Schiller erfundene Geschichte vom Nationalmythos Wilhelm Tell, dann die 1815 am Wiener Kongress von den europäischen Mächten von aussen ver-



«Ideale, massgeschneiderte Lösung»: Libero-Chefin Ameti.

ordnete Neutralität und schliesslich das Bild des zentralstaatlichen Ungeheuers EU, das den Schweizern als nützliches Feinbild diene.

Ausgemalte Erzählungen, manipuliert historische Ereignisse und eine Sündenbockmentalität? Einen kurzen Moment fragt

Bei der Burka-Initiative verglich die Operation verhüllte Frauen mit Bauarbeitern in Schutzkleidung.

man sich, ob die Expertin für Völker- und Migrationsrecht hier nicht etwas verwechselt respektive ob sie doch noch nicht ganz in ihrer Heimat fern vom Balkan angekommen ist. Ameti, die im Augenblick an ihrer Dissertation über Cybersicherheit arbeitet, kann es aber auch differenzierter. Korrekterweise denunziert sie die offiziellen Gründe des Bundesrates zum Nein beim Rahmenabkommen als vorgeschoben. Ihre Analyse: «Es geht im Kern um

die Souveränität.» Die Regierung habe dieser Debatte aus dem Weg gehen wollen. Sie glaubt, dass die Exekutive erst nach den Wahlen 2023 bereit ist, diesen Diskurs aufzunehmen.

Als Chefin einer Organisation, die sich eine unbedingte Anbindung an die EU auf die Fahnen geschrieben hat, will sie dem obersten Leitungsgremium des Landes und dem Parlament konsequenterweise auf die Sprünge helfen. Die Operation Libero plant, nächstes Jahr eine Europa-Initiative zu lancieren, die insbesondere die vier im Bundesrat vertretenen Parteien zu einem eindeutigen Positionsbezug zwingen soll. Dabei betont Ameti beim Gespräch in einer Bar an der Zürcher Bahnhofstrasse überraschenderweise, dass sie «persönlich gegen einen EU-Beitritt der Schweiz» sei. Als ideale, massgeschneiderte Lösung für die Schweiz habe sie das Rahmenabkommen (InstA) betrachtet. Für Ameti ist der EU-Deal noch nicht endgültig beerdigt. Sie hofft weiter, dass der Bundesrat seinen Entscheid vom Mai korrigiert.

Mit ihrer direkten Art, die Dinge beim Namen zu nennen, fordert sie die etablierten Parteien heraus. In Bern sorgte sie bereits für einen kleinen Aufruhr. Der neue Präsident der FDP, Thierry Burkart, schimpfte auf Twitter, Ameti entlarve die «Operation Libero als reine Kampftruppe der GLP». Sie bringe keinen konstruktiven Vorschlag und reite auf dem «toten Pferd» des InstA. Nur, dass Sanija Ameti Positionen der Grünliberalen vertritt, kann man ihr kaum zum Vorwurf machen. Sie sitzt in der Parteileitung der Zürcher GLP. Gleichzeitig stimmt die einfache Losung: Wer um jeden Preis in die EU will oder wenigstens wie Ameti eine bedingungslose Anbindung à la Rahmenabkommen befürwortet, muss notgedrungen in dieser Gruppierung mitmachen. Bei allen andern ist eine so eindeutige Positionierung ein politisches No-Go, wie die Diskussionen um den versenkten Vertrag mit der EU demonstrierten.

Einen einfachen Job tritt die 28-Jährige nicht an. Die Operation Libero steckt im Tief. Vorbei die Zeiten, als sich Ametis Vor-Vorgängerin Flavia Kleiner innert kurzer Zeit zum Polit-Star mauserte. Die Zürcherin stammt aus einer FDP-Familie und gehörte zu den Mitbegründern der Operation Libero – eine Reaktion auf die Annahme der SVP-Masseneinwanderungsinitiative im Jahr 2014. Mit der «Populisten-Knackerin» (US-Politikmagazin *Politico*) eilte die Organisation von Erfolg zu Erfolg. Sie führte sechs Abstimmungskämpfe – und ging immer als Siegerin vom Platz.

Der Lack ist ab

Im Mai 2020 trat Kleiner zurück, Laura Zimmermann – ebenfalls aus einem FDP-Haus – übernahm das Zepter. Doch der Lack ist ab. Ende Jahr vermeldete die Operation Libero, es gehe ihr das Geld aus. Ohne frische Spenden mache man den Laden dicht. Dann ging's auf Betteltour. Auch politisch ist die Gruppe aus der Spur geraten. Bei der Burka-Initiative im Frühjahr verglich die Kampagne der Operation Libero verhüllte Frauen ernsthaft mit Menschen in Brautkleidern, Arztkitteln, Bauarbeiter-Ausrüstung oder Fasnachtstkostümen. «Alle Menschen haben das Recht, selbst zu wählen, wie sie sich kleiden wollen», lautete die dümmliche Botschaft. Die Folge war eine Niederlage an der Urne.

Mit der Opposition gegen die polizeilichen Massnahmen zur Bekämpfung von Terrorismus fuhr die Truppe ebenfalls eine Klatsche ein. An vorderster Front setzte sich ausgerechnet Ameti vehement für ein Nein ein. Bei der wichtigsten Klimaabstimmung seit langem – dem CO₂-Gesetz – ging man dagegen auf Tauchstation. Angeblich, weil die Verantwortlichen in der Umweltpolitik keine Erfahrung haben. Dafür heimste die ewige und erklärte Gegnerin der Operation Libero – die SVP – einen riesi-

gen Erfolg ein. Mittlerweile backt man deshalb kleinere Brötchen. Geradezu überschwänglich feierte die Führung das erwartete Ja im September zur «Ehe für alle». Ein Triumph im Schlafwagen sozusagen.

Ameti steht vor keiner leichten Aufgabe. Doch die schwierige Mission scheint sie zu beflügeln. Privat ist sie seit längerem mit dem Anwalt Florian Schmidt-Gabain liiert. Die beiden leben im Zürcher Kreis 4 und passen offensichtlich gut zusammen. Beide setzen sich gerne ehrgeizige Ziele. Sie will die Schweiz um jeden

Ameti steht vor keiner leichten Aufgabe. Doch die schwierige Mission scheint sie zu beflügeln.

Preis an die EU andocken und die Operation Libero wieder in Fahrt bringen. Ihr dandyhafter Partner störte im Frühjahr die Wahl des Präsidenten der Zürcher Kunstgesellschaft. Der auf Provenienz- und Kunstrecht spezialisierte Anwalt erreichte sich, die von der Politik- und Wirtschaftselite der Limmatstadt aufs Schild gehobene Kandidatin herauszufordern. Erfolglos, aber couragiert sorgte der gebürtige Lengnauer für die erste Kampfwahl überhaupt an der Zürcher Kulturinstitution und hat damit einige Diskussionen angestossen, die der selbstverliebten, oft abgehobenen und ver-snobten Kulturschickeria in «Downtown Switzerland» nur guttun können.

Ob die Operation Libero unter der neuen Führung wieder durchstarten wird, dürfte sich schon bald weisen. Erster Knackpunkt stellt das angekündigte Volksbegehren dar. Ist die Organisation tatsächlich in der Lage, 100 000 Unterschriften für eine europapolitische Initiative zu sammeln? Kann sie zum Sammelbecken der frustrierten Anhänger des Rahmenabkommens werden, die den Entscheid des Bundesrats nicht hinnehmen können? Denn das EU-Thema bleibt matchentscheidend, da sich die Truppe bei den wichtigsten anderen Themen – der Klima- und der Covid-Politik – abseits hält. Das nächste Jahr wird für die Operation Libero zum *make or break*-Jahr. Sanija Ameti muss sich auf jeden Fall sputen.



Tim Guldemann beschimpft Schweizer

Von 2010 bis 2015 hatte er den wichtigsten Diplomatenposten der Schweiz inne. Tim Guldemann war Botschafter der Schweiz in Berlin. Legendär die Glamour-Partys, die der spätere SP-Nationalrat während seiner Repräsentanz veranstaltete. Die deutsche Politikprominenz, bekannte Artisten und Kabarettisten gaben sich die Klinke in die Hand.

Heute hat der pensionierte Ambassador, der seine ganze berufliche Laufbahn im Staatsdienst verbrachte, für die Schweiz nur noch Verachtung übrig. «Die Schweizer sind wie Kartoffeln», erklärte Guldemann diese Tage zum sichtlichen und hörbaren Amüsement des Publikums am «Bodensee Business Forum» in Friedrichshafen. «Die Augen gehen ihnen erst auf, wenn sie im Dreck stecken.»

Grund für diese Entgleisung ist der Entscheid seiner früheren Vorgesetzten – des Bundesrates – vom 26. Mai, das institutionelle Abkommen (InstA) nicht zu unterzeichnen und die Verhandlungen zu beenden. Die Wut über das Aus war beim Politikwissenschaftler so gross, dass er gleichentags die deutsche Staatsbürgerschaft beantragte, wie er am Anlass ausführte. Kürzlich bekam der 71-Jährige einen positiven Entscheid. «Ich bin Teil von Europa und stolz darauf, jetzt auch einen Pass zu haben, auf dem Europäische Union steht», sagte Guldemann, der mit der deutschen *Spiegel*-Journalistin Christiane Hoffmann verheiratet ist.

Schweizer sind Dummköpfe

Der Fall illustriert zweierlei: Auf der einen Seite zeigt sich, wie Top-Diplomaten tatsächlich ticken, die vordergründig jahrzehntelang die Schweizer Interessen vertreten. Es ist offensichtlich möglich, beim Aussendepartement eine glänzende Karriere zu machen, auch wenn man persönlich von der Eidgenossenschaft nichts hält. Und man auch das demokratische Faktum nicht akzeptieren kann, dass eine Mehrheit der Bevölkerung nicht in den Staatenbund will, und diese Menschen deshalb für Dummköpfe hält. Gleichzeitig offenbart sich jetzt, wie gross die Schockwellen waren, die das Nein zum InstA bei den EU-Beitrittsbefürwortern auslöste. Vergleichbar nur mit der Absage des Souveräns an den EWR vor bald dreissig Jahren.

Marcel Odermatt

Front gegen Polen

Polen ist der neue Paria-Staat Europas. Hinter den Anfeindungen stehe die Opposition im eigenen Land, sagt Marek Pek, Vizemarschall des polnischen Senats.

Urs Gehriger

Seit dem 7. Oktober steht Polen im Trommelfeuer der Kritik. An diesem Tag hat das polnische Verfassungsgericht entschieden, die nationale Verfassung stehe über der europäischen Gerichtsbarkeit. Dieses Urteil «droht die Grundlagen der Europäischen Union zu zerstören», warnt Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen. Polen gleiche einer Abrissbirne der EU und gehöre abgestraft, so der Tenor in Europas Politik und Presse.

Marek Pek lässt die Kritik an seinem Land Revue passieren. Der Vizemarschall (stellvertretender Präsident) des polnischen Senats ist auf Besuch in Solothurn und sitzt nach einer turbulenten Woche vor dem Totenbett von Tadeusz Kościuszko, dem polnischen Nationalhelden, der nach unermüdlichem Freiheitskampf in Amerika, Frankreich und Polen 1817 in der Schweiz verstarb.

Ungleiche Ellen

Pek hat Jurisprudenz studiert, ist auf EU-Recht spezialisiert und sammelte als Mitarbeiter polnischer Abgeordneter des Europäischen Parlaments während fünf Jahren Erfahrungen im Brüsseler Paragrafen-Dickicht. Er sieht die herrschende Front gegen Polen als Teil einer unheilvollen Entwicklung in der EU der letzten Jahre: «Einerseits haben die europäischen Institutionen angefangen, sich Kompetenzen zuzusprechen, die ihnen eigentlich nicht zustehen. Andererseits stellen wir eine Aktivität des Europäischen Gerichtshofes fest, neue Rechtsnormen schaffen zu wollen.»

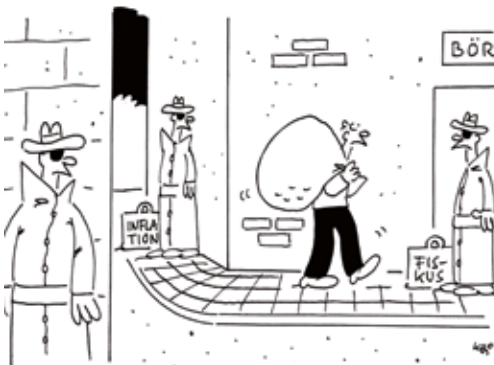
Das Gros der europäischen Regierungen und Medien wie der *Economist* vermuten hinter Polens jüngstem Streich dagegen einen langfristigen Plan der regierenden Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS). «Zuerst hat die Regierung in Warschau ihr Verfassungsgericht mit willfähigen Richtern besetzt, dann hat sie diese dazu gebracht, zu entscheiden, dass die polnische Verfassung die europäischen Verträge ausser Kraft setzen kann.» Deshalb, so warnt von der Leyen, sei die Unabhängigkeit der Justiz in Polen gefährdet.

«Dieser Vorwurf ist absurd», entgegnet Vizemarschall Pek, der selbst Mitglied der PiS ist. Polen werde an den Pranger gestellt für etwas, was in anderen EU-Staaten Usus sei. «Wir hatten vergleichende Analysen über die Wahl von Richtern in verschiedenen europäischen Staaten erarbeitet», sagt Pek, «und wir stellten fest, dass es in den grössten Mitgliedsstaaten wie Deutschland und Frankreich die Regel ist, dass ein Teil der richterlichen Ämter von Politikern gewählt werden.»

Die EU messe die Mitgliedsstaaten nicht mit gleicher Elle, lautet die Kritik, die die polnische Regierung in den letzten Tagen wiederholt geäussert hat. «Die Richter an [deutschen] Bundes-

Die Kampfrhetorik richtet sich in Wahrheit gegen eine konservative Regierung, die nicht genehm ist.

gerichten werden durch Politiker gewählt. Es handelt sich also um politisierte Gerichte», sagte Vize-Justizminister Sebastian Kaleta in der *Welt*, «es darf nicht sein, dass etwas in Deutschland normal ist, in Polen aber skandalisiert wird.» Abgesehen davon, sei die polnische Justiz keineswegs im Schwitzkasten der Politik. «In Polen werden Richter von einem Landesjustizrat ernannt, in dem die Richter die Mehrheit darstellen, nicht die Politiker.»



Ein wahrer Krimi

Die Kritik der EU an der Besetzung der polnischen Gerichte geht auf das Jahr 2015 zurück. Damals hatte das polnische Stimmvolk die PiS in die Regierung gewählt. Eine neugewählte Regierung habe verfassungsgemäss und politisch «das volle Recht», eine tiefgreifende Justizreform durchzuführen, so Pek. Er weist auf einen Aspekt hin, der in der gegenwärtigen Berichterstattung meist ausgeblendet werde: «Der ganze Streit um die Besetzung des Verfassungsgerichts wurde von unserem politischen Gegner in die Wege geleitet.» Bevor die Regierungskoalition aus Bürgerplattform und Polnischer Bauernpartei 2015 abgewählt worden sei, habe sie «in Erwartung ihrer Wahlniederlage das Verfassungsgericht mit Richtern besetzt. [...] Auf diese verfassungswidrige Wahl einiger Richter mussten wir reagieren.»

Europäischer Ausnahmefall

Auch hinter der jüngsten Forderung, Polen müsse nun hart bestraft werden, sieht Pek die politischen Gegner im eigenen Land am Werk: «Der Vorwurf der mangelnden Rechtsstaatlichkeit Polens wird von der polnischen Opposition verbreitet.» Die Vorwürfe gipfelten jüngst in der Behauptung, die Regierung strebe einen «Polexit» an. Das sei keineswegs ihr Ziel, so Pek. Solche Kampfrhetorik sei «ein politisches Werkzeug, das letzten Endes gegen die konservative Regierung gerichtet ist und zum Fall dieser Regierung führen soll».

Hat die Opposition so viel Macht, dass sie die Medien und europäischen Regierungen so nachhaltig beeinflussen kann? «Natürlich nicht», sagt Pek. Doch gelte es einen wichtigen Faktor im Auge zu behalten: «Dass in einem so grossen Land wie Polen mit fast vierzig Millionen Einwohnern und einer sehr dynamischen Volkswirtschaft eine konservative Regierung im Amt ist, ist ein Ausnahmefall. Und das stört die politischen Eliten in anderen Ländern.» Die europäischen Medien, die alles andere als konservativ sind, seien gerne bereit, die Anfeindungen gegen die PiS aufzugreifen. «Zusammenfassend kann man festhalten, dass dieser Streit gar kein juristischer ist, sondern ein politischer.»

Nur mal kurz sterben

Es gibt Momente, in denen alles ausser Kontrolle gerät.



Vergangenes Wochenende war ich an einem tollen Anlass. Auf dem Säntis fand die «Kolumination» statt, das «Gipfeltreffen mit den besten Kolumnisten und Slammern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz» (Broschüren-text). Ein Publikumsevent, an dem grossartige Wortkünstler ihre besten Kolumnen vorlesen; dieses Jahr waren unter anderen Birgit Schmid (NZZ), Rainer Hank (FAZ), Axel Hacke (SZ-Magazin), Eleonore Büning (FAZ) und Jan Fleischhauer (Focus) mit von der Partie. Auch meine Wenigkeit. Zwei Stunden vor der Abreise in Basel waren meine eiskalten Finger nur einen Telefontastendruck davon entfernt, die Lesung abzusagen.

Auf den Event habe ich mich (ab und an) mental vorbereitet, seit ich die Einladung erhalten habe, irgendwann im Jahr 2019. Glauben Sie mir, ich finde das genauso schräg wie Sie. Das Problem ist auch nicht der Anlass selbst. Das Problem liegt 2501 Meter über Meer. Es ist der Berg. Der ist wunderschön, aber blöderweise nur mittels Schwebbahn erreichbar. Für jemanden mit ausgeprägter Höhenangst ist das Unterfangen also etwas, sagen wir, ungünstig.

Es geht mir wie jedem fünften Mitteleuropäer. Angstzustände, Schwindel, Übelkeit, sobald man sich in mehr als zehn Metern Höhe aufhält und die subjektive Gefahrenwahrnehmung besteht, dass man hinunterfallen könnte. Mit dem Alter wird's schlimmer, das sagen alle Betroffenen. Seit vier Jahren habe ich es darum bravourös vermieden, Gondeln zu besteigen, man ist ja kein Masochist – in der Höhenangst-Welt sind das 400 Jahre. Im «Säntis»-Hotel kurz vor der Bergfahrt fühlte sich mein Magen entsprechend an wie eine Waschmaschine im Schleudergang. «Lenke dich mit positiven Gedanken ab», sagte mein Mann am Telefon. «Und zu viel denken ist generell dein Problem.» Klugscheisser.

Ich stehe also in der Schwebbahn mit geschlossenen Augen, die man nicht geschlossen halten sollte, weil es die Angst vergrössert, und versuche krampfhaft, neutrale Gedanken zu haben: *Wie viele Schwebbahnen sind dieses Jahr schon abgestürzt?* Mir ist sehr mulmig.

Höhenangst ist ein künstlich geschaffenes Leiden. Die Wahrscheinlichkeit, im Strassenverkehr umzukommen, ist viel höher, sagen Studien. *Aber warum sind überhaupt schon welche abgestürzt, wenn sie ja so sicher sind?!! F*ck die Studien!* Die Gondel ruckelt heftig, ich kralle mich an den Griff. Wissenschaftler sagen, Höhenangst könne als spezielle Übersensibilität angeboren oder durch eine persönliche Erfahrung angelernt sein. Mit Medikamenten oder mittels einer Psychotherapie, in welcher der Patient schrittweise mit der Angst konfrontiert wird, kann sie therapiert werden.

Zu einer solchen Therapie hatte ich mich vor einigen Jahren durchgerungen, weil ich eigentlich gerne ohne Todesangst in Flugzeugen oder Gondeln sitzen würde. Das war auf dem Riesenrad, mit einer Psychologin für kognitive Verhaltenstherapie und einer grossen Kotztüte. Nach den Praxissitzungen fuhren wir auf dem Rad, weil das einer Berggondel am nächsten kommt und den maximalen Schwierigkeitsgrad gestattet. Die Frau hatte gute Argumente: Die Angstreaktion sei ein gesunder Vorgang. Die Natur habe uns mit einem Instinkt im Gehirn ausgestattet, der bei nahender Gefahr wie eine Alarmanlage anspringe, die Situation in einem Sekundenbruchteil einschätze, bewerte und dann eine Kampf- oder Fluchtreaktion auslöse. Da mein Gehirn die Gefahr überschätze, müssten wir es eben «umpolen», dem Angstgedächtnis eine neue Erfahrung geben. Ohne Konfrontation mit der Angst würde das Angst-

gefühl bestätigt. *Wann sind wir denn endlich oben? Das ist doch nicht der verflixte Kilimandscharo. Positiv, Tamara, positiv!* Birgit Schmid fragt freundlicherweise, ob alles okay ist. «Mmmh.» Um mich herum erblicke ich nur tiefenentspannte Gondelgesichter – wie meines wohl aussieht? Vermutlich wie die Maske in «Scream». *Schnell die Augen schliessen!*

Damals auf dem Riesenrad mit endlosem Nichts unter mir, schrie ich auf die Frage der Psychologin, wo ich auf der Angstskala von 1 bis 10 stehe, unter Tränen: «Zehn, zehn, zehn!!!» Ich wollte kurz sterben und nach der ersten Runde unbedingt aussteigen, sie wollte unbedingt weitermachen. Irgendwann geschah etwas Seltsames. Nach einer Stunde und etwa zwanzig Fahrten und zwanzigmal panischer Angst später hatte sich der Angstzustand bei 6 bis 7 eingependelt und war nur mehr ein fieses, unangenehmes Gefühl. Durch den Effekt der Gewöhnung wurde das Angstgefühl tatsächlich kleiner und das Hirn mit der Zeit zu müde, um die Panikreaktion zu mobilisieren. Diese Erkenntnis war spektakulär. Nochmals zwanzig Minuten später, und ich war bei 3, guckte furchtlos vom Riesenrad über Basel, stand in der Kabine sogar kurz auf.

Leider gibt es einen Haken: Das Hirn vergisst eine Erfahrung, wenn es nicht regelmässig weiterübt. *Aber du hast es einmal geschafft, du schaffst es auch jetzt.* Tatsächlich. Es ruckelt kurz als Zeichen, dass wir auf dem Säntis angekommen sind. Die Seile haben gehalten!

Das Beste an der Überwindung ist das Gefühl danach, ein Gefühl, als wäre man neu geboren. Total befreiend. *Du musst jetzt keine grosse Klappe schwingen. Beim nächsten Mal machst du wieder in die Hose.*

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

«Ich bin der Typ mit der Wunderkerze»

Moderator Thomas Gottschalk beschreibt sich als Kronzeuge des deutschen Aufstiegswunders. Wetten, dass er immer noch zu den interessantesten Menschen des Landes zählt?

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Baden-Baden

Weltwoche: Herr Gottschalk, am 6. November moderieren Sie nochmals «Wetten, dass...?», die grösste Fernsehshow Europas. Wissen Sie schon, wie Sie die Sendung eröffnen werden?

Gottschalk: Gerade war ich zwei Wochen auf den Seychellen. Dort ist mir ein tolles Opening eingefallen, das ich inzwischen leider vergessen habe. So war das immer. Ich gehe mit einer gewissen Wurstigkeit an die Sache ran, weil ich weiss: Irgendwas wird mir schon einfallen.

Weltwoche: Rudi Carrell sagte, er könne nur aus dem Ärmel schütteln, was er vorher rein-ge-tan habe.

Gottschalk: So arbeiten Zauberer und Showmaster. Jeder Gag wird so lange geprobt, bis er funktioniert. Ich bin Moderator und reagiere auf das, was passiert. Und irgendwas passiert immer, je weniger vorhersehbar, umso besser.

Weltwoche: Was machen Sie, wenn Sie schlecht gelaunt sind?

Gottschalk: Ich bin nie schlecht gelaunt. Das ist ein schwerer Erbschaden.

Weltwoche: Wie ist das, die Showtreppe runterzugehen und zu wissen, Millionen Menschen warten auf einen? Glühen Sie in diesem Moment vor Lampenfieber?

Gottschalk: Nein. Ich weiss, Udo Lindenberg singt, auf dem Sofa sitzt Helene Fischer, es gibt eine Bagger-Wette. Wem dazu nichts einfällt, darf kein Unterhaltungsfernsehen machen.

Weltwoche: Sie haben wirklich keine Ahnung, was Sie erzählen werden?

Gottschalk: Ich könnte Udo fragen, ob seine Haare am Hut hängen oder sein Hut an den Haaren. Solche Sprüche kommen spontan.

Weltwoche: Sie bräuchten eine echte Herausforderung, ein paar schwierige Gäste. Was würden Sie Greta Thunberg fragen?

Gottschalk: Komm, Greta, mach mal einen Klimawitz.

Weltwoche: Armin Laschet wäre auch ein guter Gast.

Gottschalk: Oder Olaf Scholz. Udo Lindenberg wehrte mal einen Interviewversuch von mir ab, indem er sagte, er sei kein Quatschomat. Er und der Scholzomat, das würde passen.

Weltwoche: Reden Sie bei der Gästeliste mit?

Gottschalk: Nein. Ich nehme, was kommt. Heidi Klum hätte ich gern dabeigehabt. Sie wollte nur kommen, wenn sie ihre vierzehn Mädels mitbringen dürfe. Das fand ich super. Stellen Sie sich die Schlagzeilen vor: «Sieben Models fühlen sich von Gottschalk beleidigt.» Und die restlichen sieben wären wahrscheinlich schon beleidigt angekommen. Aber das war dem ZDF zu viel Werbung für die Konkurrenz.

Weltwoche: Hätten Sie keine Sorge, als alter weisser Mann lächerlich gemacht zu werden?

Gottschalk: Ich bin ein alter weisser Mann, und mich lächerlich zu machen, gehört zum Beruf. Ich trage Klamotten wie in den Sechzigern und eine Frisur wie in den Siebzigern. Ich stehe auf Status Quo und glaube fest daran, dass die Welt grössere Probleme hat als eine Mohren-Apotheke. Nein, streicht die Mohren-Apotheke!

Weltwoche: Unsere juristische Abteilung würde es nie durchgehen lassen.

«Ich glaube fest daran, dass die Welt grössere Probleme hat als eine Mohren-Apotheke.»

Gottschalk: Dabei bin ich doch ein ganz posierlicher Geselle, ein Tiger, der nicht beisst. Ich habe nie jemanden gehasst und wünsche jedem nur das Beste.

Weltwoche: Einmal twitterten Sie, ein DNA-Test habe ergeben, dass Sie osteuropäischer Herkunft seien. Jetzt wüssten Sie, weshalb Sie als Kind so viel klauten. Die Empörung war riesig.

Gottschalk: Und ich war unschuldig wie immer! Ich dachte, endlich bin ich Teil einer Minderheit und darf Minderheitenwitze machen. Ich glaubte wirklich, das ginge. Ein andermal verkleidete ich mich als Jimi Hendrix, mit Perücke und dunkler Schminke. Da kriegte ich vielleicht die Fresse voll! Das galt als Gipfel der Bösartigkeit. Dabei steckte kein Hauch von Rassismus hinter der Idee. Ich finde Jimi Hendrix genial, ich fand mich toll in der Maske.

Weltwoche: Wo liegt für Sie die Grenze? Worüber würden Sie sich nie lustig machen?

Gottschalk: Über Schwächen jeder Art. Nur die, die es aushalten, kriegen von mir auf die Mütze. Ich würde mich nie über die Glatze eines andern lustig machen, wenn ich merke, dass er an ihr leidet. Wenn sich aber jemand seine prächtige Lockenmähne abrasiert, sage ich: «Warum das denn? Schöner bist du nicht geworden!»

Weltwoche: Kam das mit der Erfahrung? Oder war das schon immer Ihr Ansatz?

Gottschalk: Mein Vater hatte einen Mitarbeiter mit Buckel. Er bläute mir ein: «Wenn du dich auch nur einmal über ihn lustig machst, dann knall' ich dir eine.» Seitdem weiss ich: So was gehört sich nicht. Das war eine erzieherische Massnahme, die bis heute wirkt. Man kann mir nur mit böser Absicht unterstellen, Grenzen dieser Art je überschritten zu haben.

Weltwoche: Steuern wir auf die totale Humorlosigkeit zu, auf die befohlene Korrektheit?

Gottschalk: Es geht in die Richtung. Ich sehe mit einem gewissen Entsetzen, dass sich eine geniale Komödiantin wie Anke Engelke heute dafür entschuldigt, früher mal chinesische Frauen nachgemacht zu haben.

Weltwoche: Humor als Ernstfall, das Prinzip Böhmermann.

Gottschalk: Seine Verarsche der Klatschpresse fand ich genial. «Burda-Chef Philipp Welte: Furchtbare Diagnose – Krebs! Oder ist er doch Wassermann?» Das ist grosse Unterhaltung. Wenn er Erdogan einen «Ziegenficker» nennt, erkenne ich darin weder Mut noch Kunst.

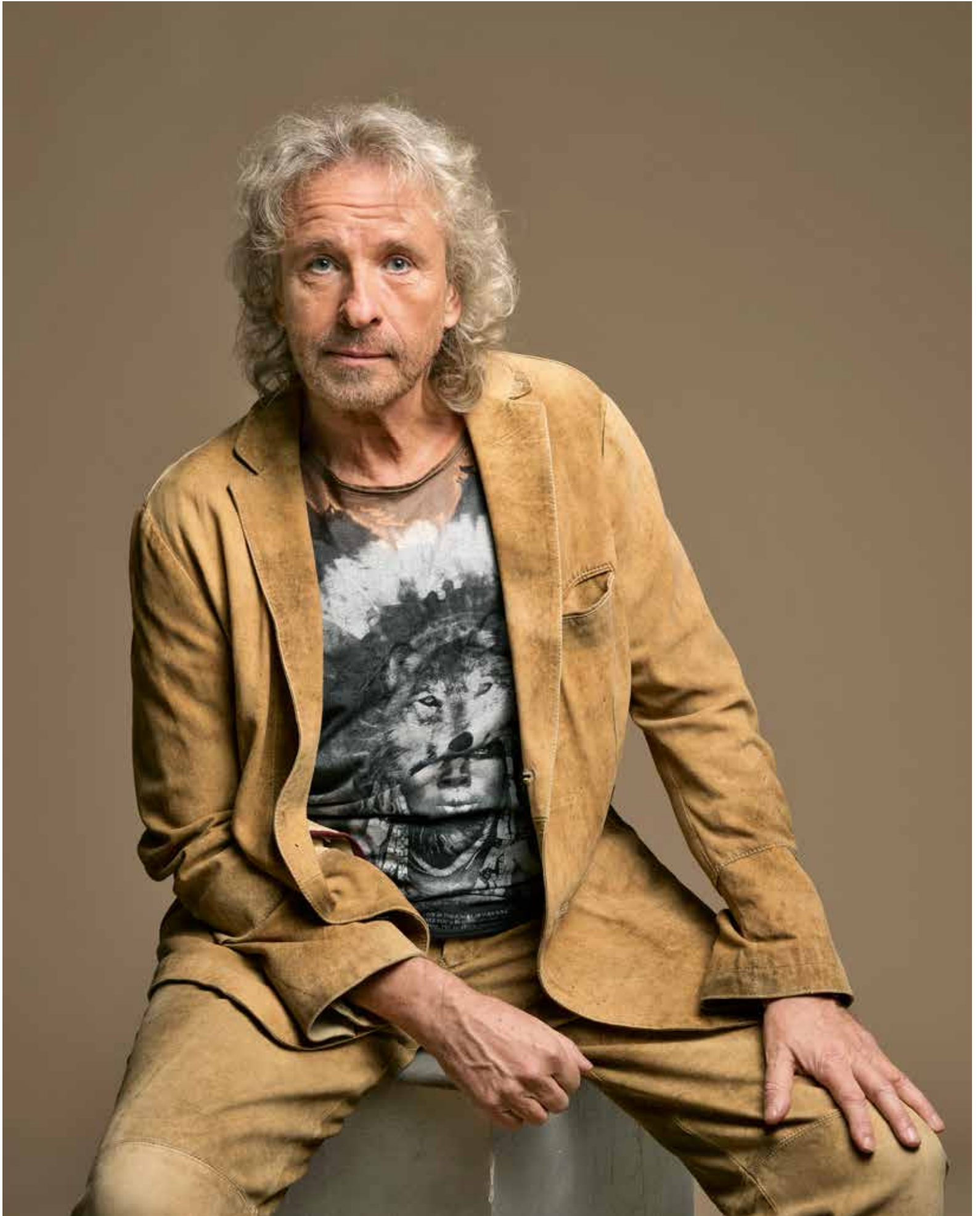
Weltwoche: Das ist Humor mit dem Flammenschwert.

Gottschalk: Und ich bin der Typ mit der Wunderkerze in der Hand.

Weltwoche: Humor hatte früher eine befreiende Kraft. Man hat den Mief weggelacht. Heute ist der Mief zurück. Humorlose regieren die Welt.

Gottschalk: Und alle sind ganz ergriffen von ihrer eigenen Tugend. Darum sitze ich jetzt hier und rede mit so Taliban wie euch.

Weltwoche: Die Frage ist doch: Was ist das Motiv des Humors? Wenn eine dicke Frau in einer Fernsehshow auftritt, denkt doch jeder: «Mein Gott, ist die dick.» Der gute Moderator



«Komm, Greta, mach mal einen Klima-Witz»: Unterhalter Gottschalk.

muss das ansprechen, ohne dass die Milch sauer wird. Sonst bleibt alles verklemmt.

Gottschalk: Das war immer mein Ansatz. Das Wort «dick» käme mir dabei nie über die Lippen. Einer Montserrat Caballé bot ich mal eine Ballettstunde als Wetteinsatz an. Und sie fand es lustig. Heute mache ich solche Witze zu Hause. Fröhlicher ist die Welt nicht geworden. Meine Generation hatte noch eine gewisse Lust an der reinen Albernheit.

Weltwoche: Das Heft *Mad* mit Alfred E. Neumann. Oder Woody Allens gigantische Brust.

Gottschalk: Oder der Wahnwitz der Monty Pythons. Solche Sachen haben mich geprägt. Heute herrscht eine Gefühllichkeit, die mir fremd ist. Nach einem Volksmusik-Konzert schreiben die Leute auf Instagram: «Gänsehaut pur». Woher soll die kommen? Gänsehaut habe ich beim «Te Deum», wenn die Orgel braust, die Glocken läuten und das Sonnenlicht durchs Kirchenfenster flutet.

Weltwoche: Sie waren Ministrant. Was bedeutet Ihnen der Katholizismus?

Gottschalk: Der Katholizismus gibt dir alle Möglichkeiten. Im Sakrament der Busse ist die Chance zum Sündigen mit im Angebot. Mein Steuerberater sagt mir immer: «Weisst du, was du an Kirchensteuern zahlst?» Aber das ist mir egal. Ich habe in meinem Leben so viel Geld für Unsinn ausgegeben, ich leiste mir meinen Katholizismus.

Weltwoche: Was ist für Sie die wichtigste Lehre des Katholizismus?

Gottschalk: Er gibt dir eine Exit-Strategie. Ich weiss zwar, Seraphim und Cherubim werden nicht für mich singen, und da oben sitzt auch kein alter Mann mit Bart. Aber der Glaube an ein Jenseits gibt mir Hoffnung, und die Hoffnung stirbt zuletzt, hoffentlich aber nach mir.

Weltwoche: Wir Protestanten sagen: Ob wir an Gott glauben, ist eigentlich unwichtig. Hauptsache, er glaubt an uns.

Gottschalk: Ein schöner Satz. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass der liebe Gott die Zeit hat, an mich zu glauben. Dafür rennen zu viele Menschen auf der Erde rum.

Weltwoche: Ihre Karriere war nie ein Gottesdienst mit anderen Mitteln?

Gottschalk: Ach was! Allerdings habe ich so ausschliesslich von einem Talent gelebt, dass ich glaube, wenn es irgendwo herkommt, muss ich mich bei dem, der es mir gegeben hat, bedanken.

Weltwoche: Wenn Sie auf Ihre Karriere zurückblicken: Wie haben Sie sich verändert?

Gottschalk: Was den Job angeht: gar nicht. Ich bin, was ich immer war: Gesichtsvermieter.



«Ganz possierlicher Geselle»: Gottschalk als Jimi Hendrix.

Weltwoche: Was ist Ihnen wichtig? Wo zeigt sich Ihre Eitelkeit?

Gottschalk: Ich achte drauf, dass in der Tüte, auf der Gottschalk draufsteht, auch Gottschalk drin ist. Ich hasse es, wenn einer von sich behauptet, er sei mein Gag-Schreiber. Es gab nie einen. Ich bin eine One-Man-Show. Ich habe keinen Manager, keinen PR-Berater, nichts. Leute

«Ich lebe, wie Rilke sagt, mein Leben in wachsenden Ringen. Shit happens!»

rufen mich an und sagen: «Könnte ich einen Termin mit Ihrem Vorzimmer machen?» Da sage ich: «Sie sprechen mit meinem Vorzimmer.»

Weltwoche: Haben Sie das Gefühl, genügend verdient zu haben?

Gottschalk: Ja.

Weltwoche: Sind Sie ein harter Verhandler?

Gottschalk: Nein! Ich sagte den Senderchefs: «Schön, dass ihr mir den Job gebt. Wie viel zahlt ihr mir dafür?» Ich hätte manches für die Hälfte gemacht. Heute arbeite ich sogar gratis, wenn's mir Spass macht. Das ist ein Privileg des Erfolgs.

Weltwoche: Wie stellt man sicher, dass man im Erfolg nicht abhebt?

Gottschalk: Demut ist ein zu grosses Wort. Aber ich habe mich nie besonders ernst ge-

nommen. Mir war immer bewusst: Was ich mache, ist unwichtig. Das ist nicht einmal richtige Arbeit. Es geht ja um nichts.

Weltwoche: Trotzdem waren Sie irgendwann so berühmt, dass Sie Deutschland verlassen mussten, um Ihre Ruhe zu haben. Ihre beiden Söhne sind in Malibu aufgewachsen. Dort waren Ihre Nachbarn berühmter als Sie selber. War das Ihre Traumwelt?

Gottschalk: Da, wo ich gerade bin, ist meine Traumwelt. Ich hatte mal ein Schloss am Rhein. Als es im Umbau war, besuchte mich Günther Jauch: Er sagte: «Das ist die falsche Rheinseite.» Ich erklärte ihm: «Wo ich bin, ist die richtige Rheinseite.»

Weltwoche: Wie gefiel Ihnen das Leben in Malibu?

Gottschalk: Da habe ich mich ja erst hingearbeitet. Mein erstes Haus lag in den Hollywood Hills, neben dem von Peter Frampton. Das hat mich stark beeindruckt. Irgendwann legte sich das. Später, in Malibu, war erst Whoopi Goldberg, dann Don Henley mein Nachbar. Mein letztes Haus, die Mühle, die abgebrannt ist, wollte mal Leo DiCaprio kaufen.

Weltwoche: Hatten Sie Kontakt zu diesen Leuten? Gingen Sie manchmal mit einer Flasche Wein zu Don Henley rüber?

Gottschalk: Nein, das war immer unverbindlich. Die Leute sagten zwar ständig: «You have to come over.» Aber das ist einfach ein Spruch, wie wenn wir uns zur Begrüssung fragen: «Wie geht's dir?» Niemand will das wirklich wissen. Und in Malibu will niemand, dass du plötzlich vor seiner Haustür stehst, auch wenn er es vielleicht gesagt hat. Nur mit Pierce Brosnan habe ich die eine oder andere Zigarre geraucht. Der wohnte ein paar Häuser weiter.

Weltwoche: Die Mühle, die Sie angesprochen haben, brannte 2018 nieder, mitsamt den Erinnerungsstücken Ihres Lebens.

Gottschalk: Ich stand auf der Asche meiner Existenz.

Weltwoche: Was dachten Sie in dem Moment?

Gottschalk: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.

Weltwoche: Hat Sie das nicht runtergerissen?

Gottschalk: Nein. Ich lebe, wie Rilke sagt, mein Leben in wachsenden Ringen. *Shit happens!* Ich bin nicht traumatisiert.

Weltwoche: Sie waren über vierzig Jahre verheiratet. Hatte Ihre Trennung etwas mit dem Brand zu tun?

Gottschalk: Der Brand war vielleicht der Auslöser, aber ich war schon in einer Sinnkrise. Ebner-Eschenbach sagte: «Die glücklichen Sklaven sind die erbittertsten Feinde der Freiheit.»

Ich begriff mich als Paterfamilias und sorgte dafür, dass alles funktioniert. Unglücklich war ich nie. Vielleicht fehlte etwas. Ich erinnere mich an eine Schlagzeile in den achtziger Jahren: «75 Prozent der deutschen Frauen sind wild auf Gottschalk!» Und ich dachte mir: «Mist, meine Frau gehört zu den restlichen 25 Prozent.»

Weltwoche: Sie hatten ein Liebesdefizit?

Gottschalk: Und plötzlich kam da eine Karina und sagte: «Du riechst gut, du bist hübsch.» Die sagte alles, was man in meinem Alter so hören möchte. Und ich merkte, das waren keine dämlichen Schmeicheleien eines weiblichen Fans.

Weltwoche: Kann eine Frau aus einem Mann etwas herausholen, was er nicht herauszuholen schafft? Oder ist das nur eine romantische Idee?

Gottschalk: Ich bin nicht hübscher geworden, seit ich Karina kenne, aber ich sehe an ihrer Seite besser aus.

Weltwoche: Wenn man so in der Öffentlichkeit steht wie Sie, muss man vorsichtig sein mit Frauengeschichten. Wie machten Sie das?

Gottschalk: Mein Selbstbewusstsein gründete nie auf meinem Erfolg bei Frauen. Ich konnte einen Abend auch gut mit einem Aversa und einer Zigarre beenden.

Weltwoche: Sind Sie immer so diszipliniert?

Gottschalk: Ich trinke durchaus Alkohol, aber das war's dann. Ich bin kein Mensch, der sich durch Rauschmittel in den Zustand der Sendefähigkeit befördern muss. Ich bin schon nüchtern schlimmer als andere bekifft.

Weltwoche: Sie erwähnten vorhin Ihre Wurstigkeit. Offenbar spielt Disziplin schon auch eine Rolle.

Gottschalk: Ich bin Freak und Spiesser.

Weltwoche: Sie leben seit zwei Jahren mit Ihrer neuen Partnerin in Baden-Baden. Was ist das Interessanteste an Deutschland?

Gottschalk: Es ist schon ein Armutszeugnis für Deutschland, dass ich zu den interessanteren Typen hier zähle.

Weltwoche: Gibt es keine Typen mehr?

Gottschalk: Mir fallen nur alte Säcke ein. Udo Lindenberg ist ein Typ, Herbert Grönemeyer ist ein Typ. Aber ist Tim Bendzko ein Typ? Oder Matthias Schweighöfer ein Wilder? Ich habe erst mit siebzig Werbung für ein Möbelhaus gemacht, der Matthias schon mit vierzig.

Weltwoche: Wie ist Ihr Verhältnis zu Deutschland?

Gottschalk: Mich kennen alle Deutschen, und ich kenne immer weniger.

Weltwoche: Man muss seine eigene Überflüssigkeit stets aufs Neue überwinden.

Gottschalk: Es reicht schon, sich der eigenen Überflüssigkeit bewusst zu sein. Früher hatte ich zwanzig Millionen Zuschauer, heute habe ich manchmal weniger als zwei. Es ist aber dasselbe: Ich gehe raus und unterhalte die Leute. Ob ich das im dritten SWR-Programm oder im ZDF mache, ist mir egal. Ich habe Spaß daran, die Zuschauer auch, sonst wären sie weg.

Weltwoche: Droge Aufmerksamkeit.

Gottschalk: Nein, es ist der Spass an der Sache. Ich moderiere auch, wenn das Licht im Kühlschrank angeht.

Weltwoche: Nochmals, was fasziniert Sie an Deutschland?

Gottschalk: Ich habe mir über Deutschland nie den Kopf zerbrochen. Ich habe mich immer mit diesem Land arrangiert. Ich war ja der Kronzeuge seines Aufstiegs.

Weltwoche: Sie sind eine Verkörperung der Bundesrepublik.

Gottschalk: Ja, auch wenn mich Leute aus dem Ausland fragen, ob ich wirklich Deutscher sei. Mir fehlt diese «German Angst», auch diese Korrektheit. Ich war mit Deutschland immer zufrieden und Deutschland mit mir. Heute habe ich manchmal das Gefühl, wir beide, Deutschland und ich, hätten die beste Zeit hinter uns.

Weltwoche: Trotzdem sind Sie zurück.

Gottschalk: Sagen wir, ich bin von der äusseren in die innere Emigration gewechselt. Aber keine Sorge, ich habe immer noch Spass am Leben und an meinem Job.

Weltwoche: Was ist das nächste Ziel?

Gottschalk: Keine Ahnung. Ich bin in Baden-Baden gelandet, wo ich nie hinwollte. Ich

«Ich habe manchmal das Gefühl, wir beide, Deutschland und ich, hätten die beste Zeit hinter uns.»

habe Karina kennengelernt, nach der ich nicht gesucht hatte. Ich treffe heute Abend meinen Sohn, der mir seine amerikanische Verlobte vorstellt. Ich bin glücklich. Was kommt, ist Zugabe.

Weltwoche: William Shatner ist jetzt mit neunzig in den Weltraum geflogen. Das Leben bleibt eine interessante Reise.

Gottschalk: Ich sprang mit dem Fallschirm ab, war als Dompteur im Löwenkäfig. Meine bucket list ist kurz. Ich mache, was sich anbietet.

Weltwoche: Ihr Ziel müsste doch sein, «Wetten, dass ...?» wieder hochzubringen.

Gottschalk: Nein, die Nummer ist erledigt.

Weltwoche: Warum?



„Manfred hat alles bis ins Detail geplant ...“

Gottschalk: Früher sassen da Günter Netzer und die Spice Girls, und der Opa wusste, wer die Spice Girls sind, und die Enkel wussten, wer Günter Netzer ist. Heute muss man schon mir die Gäste erklären. Zum Glück sprang ich rechtzeitig ab. So wird man zur Legende.

Weltwoche: Das heisst, es bleibt bei diesem einen Auftritt?

Gottschalk: Ja.

Weltwoche: Welches Format reizt Sie noch?

Gottschalk: Man muss die Frage anders stellen: Welches Format würden die Zuschauer mit mir sehen wollen? Wenn ihr die Antwort bringt, dann mache ich es. Wenn ihr mich fragt: «Wie beglückst du die Zuschauer nächstes Jahr?», dann sage ich: «Fragt die Zuschauer, ob und mit was die von mir beglückt werden wollen.»

Weltwoche: Wer ist der neue Gottschalk?

Gottschalk: Den braucht keiner. Mein Arbeitsplatz hat sich erledigt. Es gibt keine zwanzig Millionen Menschen mehr, die am Samstagabend dieselbe Show sehen wollen.

Weltwoche: Das ist doch eine Kunstform, die immer gefragt ist. Sie sind der Disney-Typ, der Unterhalter, der es fertigbringt, mit Prominenten so zu plaudern, dass alle – Gäste und Zuschauer – hinterher ein gutes Gefühl haben.

Gottschalk: Wenn ihr das so sieht, freut mich das. Es nützt aber nichts. Die Zeiten haben sich geändert.

Weltwoche: Wer waren Ihre Lieblingsgäste?

Gottschalk: Paul McCartney und Sean Connery, die Helden meiner Jugend.

Weltwoche: Wir hatten gerade eine Bond-Story. Die Zeile lautete: «Ruhe in Frieden, James Bond. Er trotzte allen Bösewichten, nun erledigt ihn der Zeitgeist.»

Gottschalk: Richtiger Gedanke. Das könnt ihr bei mir auch drüberschreiben.

Weltwoche: Nein, das wäre in Ihrem Fall zu katholisch-apokalyptisch. Wir halten mit protestantischer Nüchternheit dagegen: «Thomas Gottschalk hat eine Zukunft!»

Gottschalk: Ihr gebt mir eine Zukunft?

Weltwoche: Absolut.

Gottschalk: Ich bin 71.

Weltwoche: In dem Alter schloss Picasso sein Jugendwerk ab.

Gottschalk: Vergesst es!

Weltwoche: Sie haben doch insgeheim das Gefühl, Sie seien immer noch der Beste.

Gottschalk: Gut, das stimmt. Jeder Mann hat das Gefühl, er sei der beste Liebhaber. Also, ich halte mein Angebot immer noch für attraktiv und erhalte es aufrecht.

Weltwoche: Und wenn es niemand mehr will?

Gottschalk: Die Natur hat es so eingerichtet, dass du irgendwann sagst: «Ich verstehe die Filme nicht mehr, ich kenne keinen Promi mehr, ich glaube, ich habe es hinter mir.» Ohne dieses Gefühl würdest du mit siebzig depressiv. Wenn du findest, um dich herum sei alles beendet, fällt dir der Abschied weniger schwer.

Hauptsache, man redet darüber

Mit dem Begriff Femizid wird auf die alltägliche Gewalt gegen Frauen aufmerksam gemacht. Doch es fehlt die Bereitschaft, die wahren Ursachen zu erkennen und zu bekämpfen.

Antje Joel

Manchmal hört es sich so einfach an. Dann erscheint das Problem klar umrissen und seine Lösung geradlinig, zweifelsfrei. Zum Beispiel: wie man die alltägliche Gewalt gegen Frauen den Bürgern, Politikern, der Justiz und den Medien endlich bewusst machen und sie zum Handeln bringen kann. Ein Wort muss her!, sagen Aktivistinnen und einige Experten. Eines, das die Ursachen deutlich benennt: «Femizid».

Im vergangenen Jahr reichten die Sozialdemokraten beim Bundesrat eine Anfrage ein: Beabsichtige er die Verwendung des Begriffes zu fördern, um eine Verharmlosung und die falsche Darstellung der Frauenmorde zu verhindern? In Deutschland forderte die Partei «Die Linke» Anfang des Jahres die offizielle Anerkennung des Begriffes und seiner Definition durch den Bundestag und stellte fest: «Frauen werden getötet, weil sie Frauen sind.» Diese Morde seien nicht «Familiendramen», «Beziehungstaten» oder «Verbrechen aus Leidenschaft», wie Medien und auch Gerichte sie immer wieder verharmlosend nennen. Um einen Femizid handle es sich vielmehr, «wenn Frauen oder Mädchen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit und vor dem Hintergrund eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses und des daraus resultierenden patriarchalen Dominanzstrebens getötet werden».

Feministische Erklärungsmuster

Ausser Frage: Männergewalt, speziell gegen Frauen, ist ein massives soziales Problem. Laut einer Uno-Studie werden zwar durchschnittlich viermal so viele Männer wie Frauen ermordet. In der Familie aber kehrt sich das Bild um: Hier werden Frauen fünfmal so oft Opfer tödlicher Gewalt. Die Hälfte aller getöteten Frauen sind einem Partner, Ex-Partner oder einem Familienmitglied zum Opfer gefallen. Innerhalb der EU belegt die Schweiz einen der vordersten Plätze: Im Verhältnis zur Bevölkerungsgrösse werden hierzulande mehr Frauen umgebracht als in Grossbritannien, Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland. Laut dem Bundesamt für Statistik werden durchschnittlich zwei Frauen pro



Massives soziales Problem.

Monat von einem gegenwärtigen oder früheren Partner getötet.

Könnte die rechtliche Einführung des Begriffes Femizid helfen, die Gewalt zu reduzieren? Indem er das Problem und seine Ursachen klärt und so zielgerichtete Massnahmen ermöglicht?

Erstmals benutzt wurde der Begriff von dem britischen Autor John Corry für die Tötung von Frauen generell. Die amerikanische Soziologin Diana E. H. Russell führte ihn 1976 öffentlich ein, beim Internationalen Tribunal zu Gewalt gegen Frauen. Seither steht der Begriff bei Feministinnen für die «Ermordung von Frauen, weil sie Frauen sind». Ihre Erklärung: Frauen werden ermordet, weil unsere Ge-

Was nützt uns die Anhäufung von Wissen, wenn wir nicht bereit sind, danach zu handeln?

sellschaft es Männern erlaubt und sie darin unterstützt, Frauen zu dominieren und zu kontrollieren. Weil das Patriarchat Männern ein Mass an Handlungsfreiheit einräumt, von dem viele Frauen nicht einmal träumen – so sehr haben wir uns an diese Rollenbilder und die auf ihnen gründenden Verhältnisse gewöhnt. So normal sind sie.

Aber «normal» ist nicht gleichbedeutend mit «natürlich». Das jedoch impliziert die nachlässig-schlichte Definition des Begriffes Femizid: Frauen werden ermordet, «weil sie Frauen sind». Sie erklärt das Frausein zu dem entscheidenden Problem – nicht ihre Missachtung in unserer Gesellschaft. Und schreibt genau jene Rollenbilder fest, die zu den Morden führen. Frauen sind demnach gefährdet, schwach und schutzbedürftig aufgrund ihres angeborenen (oder später gewählten) Geschlechts. Nicht wegen der Eigenschaften, die beiden Geschlechtern zugeordnet werden. Und wegen der Ansprüche, die folglich an sie gestellt werden. Laut einer Umfrage glaubt die Mehrzahl von uns noch immer, Autonomie, Selbstbewusstsein und Dominanz seien typisch männliche Eigenschaften. Studien zeigen, dass sie persönlichkeits-, nicht geschlechtsgebunden sind.

Wären Schwäche und Schutzbedürftigkeit von Frauen ein Naturgesetz, liesse sich daran nichts ändern. Den auch im 21. Jahrhundert noch herrschenden Rollenterror können wir bekämpfen. Tatsächlich ist auch die vermeintliche Handlungsfreiheit der Männer durch diesen Terror beschränkt: Ein Mann, dem auferlegt wird, dass er die Hosen anhaben und die Welt im Griff haben muss, unterliegt Zwängen. Wehe ihm, wenn er den Ansprüchen nicht genügt! Er ist «kein Mann». Hat keinen Status. Männer, die ihre «ungehörige» Partnerin ermorden, tun das nicht primär, um die Frau doch zu beherrschen, sagt der britische Soziologe Neil Websdale. Sie morden in erster Linie aus «schamerfülltem Zorn». Aus Scham darüber, dass sie dabei versagt haben, nach dem von ihnen verinnerlichten Drehbuch zu leben.

Dass auch Männer Gefangene sind, ist eine unpopuläre Erkenntnis. Aber ohne Freiheit, für beide Geschlechter, werden wir die Gewalt nicht beenden. Und während der «schamerfüllte Zorn» eines Mannes zwar Voraussetzung dafür ist, dass er seine Frau schliesslich zu seinem Mordopfer macht: Der alleinige Grund für die Eskalation ist er nicht.

Zusätzlich zur Einführung des Begriffes Femizid fordern Aktivisten Datenerhebung und

Forschung. Für eine erfolgreiche Bekämpfung des Problems sei Kenntnis über dessen Ausmass und seine Gründe entscheidend. Das stimmt. Richtig ist auch: Wir kennen die Zahlen seit Jahren. Forscher haben Ursachenkataloge zusammengestellt und Massnahmen vorgeschlagen. Bewirkt hat das so gut wie nichts. Politiker wie Praktiker ignorieren die Erkenntnisse und Vorschläge. Die Zahlen steigen.

Was nützt uns die Anhäufung von Wissen, wenn wir nicht bereit sind, danach zu handeln?

Es geht nicht um Schuld

In den USA, Kanada, Australien, Neuseeland, Portugal, England und Wales werden seit den neunziger Jahren nach einem Mord im persönlichen Umfeld *fatality reviews* durchgeführt: Warum ist den Institutionen keine Zusammenarbeit mit der Frau gelungen? Wo haben sie möglicherweise in ihrem Schutzauftrag versagt? Diese Untersuchungen sind keine übergeordneten Forschungsprojekte. Sie sind Basisarbeit. Beteiligt sind die Stellen, mit denen das Opfer in Kontakt stand oder deren Aufgabe es war, dieses zu schützen. Polizei, Ärzte, Sozialamt, Jugendamt, Beratungsstelle, Frauenhaus, Anwälte. Auch die Familie soll gehört werden.

Es geht nicht um Schuld. Es geht um Prävention. Websdale, einer der Urheber der *fatality reviews* in den USA, nennt eine Grundbedingung dafür, dass eine Gesellschaft solche Reviews zulässt: «Sie muss ein Minimum an Bereitschaft zur Selbstkritik und Reflexion aufbringen.»

Bundesrat sowie Bundestag lehnten Förderung und Anerkennung des Begriffs Femizid ab. Beide befanden, sie leisteten genug, um häusliche Gewalt und ihren bisweilen tödlichen Ausgang zu bekämpfen und zu verhindern.

Wie immer wir die letztmögliche Eskalation dieser Gewalt nennen: Von einem reflektierten Ansatz zur Prävention sind wir weit entfernt.



„Im Herbst ist es besonders praktisch!“

Kavalas Verhängnis

Angeblich hofiert er die Feinde der Türkei: Oppositionspolitiker Osman Kavala hat nicht nur Recep Erdogan zum Gegner.

Wolfgang Koydl

Für einen ernational gesinnten Türken stellt sich die Welt recht einfach dar: Die Armee ist heilig, der Feind steht links – wo auf der Landkarte Griechenland liegt –, einen Völkermord an den Armeniern gab es nie, und auch wenn man Kurden nicht mehr «Bergtürken» nennt, so darf man ihnen doch keine eigene Nationalität zugestehen. Das ist die Welt, wie sie Republikgründer Mustafa Atatürk seinen Nachfahren hinterlassen hat. Die Welt, wie sie auch religiöse Türken sehen, die ebenfalls in erster Linie Nationalisten sind. Staatschef Recep Tayyip Erdogan eingeschlossen.

Vor diesem Hintergrund ist Osman Kavala gewissermassen der Antitürk. Alles, wofür er steht, grenzt für viele Türken sowie für den Staat und dessen Vertreter an Hochverrat: Denn mit seinem Vermögen fördert er praktisch alle nicht-türkischen Volksgruppen innerhalb und ausserhalb der Staatsgrenzen: Griechen, Armenier, Kurden, assyrische Christen. Er ist für Ausöhnung und Gleichberechtigung.

Nur kurz nachdem der damals 25-Jährige nach dem Tod seines Vaters die Unternehmensgruppe übernommen hatte, kündigte er lukrative Rüstungsaufträge mit dem türkischen Militär – ein Affront. Der 64-Jährige wird abwechselnd als Unternehmer, Mäzen und Menschenrechtsaktivist bezeichnet. Die *Süddeutsche Zeitung* bezeichnete ihn als hauptberuflichen Philanthropen. Er ist nicht mehr in der Führung seiner Firma aktiv. Ursprünglich stammt die Familie aus Nordgriechenland. Mit dem sogenannten Bevölkerungsaustausch griechischer und türkischer Minderheiten nach dem Ersten Weltkrieg kam sie nach Istanbul.

Dass ausgerechnet dieser kultivierte Mann der leisen Töne die wohl schwerste diplomatische Krise zwischen der Türkei und zehn westlichen Staaten auslösen würde, hätten nur wenige erwartet. Seit vier Jahren ist Kavala in Untersuchungshaft. Er soll die Massenproteste im Istanbuler Gezi-Park 2013 organisiert und orchestriert haben, die die Regierung Erdogan ernsthaft ins Wanken brachten. Von diesem Vorwurf wurde er 2020 freigesprochen, nur Stunden später jedoch abermals festgenommen.

Diesmal warf man ihm vor, an dem Putschversuch von 2016 beteiligt gewesen zu sein.

Seit Jahren setzen sich internationale Unterstützer für Kavala Freilassung ein. Ein Brief der Botschafter der USA, Frankreichs, Kanadas, Deutschlands, Dänemarks, der Niederlande, Norwegens, Schwedens, Finnlands und Neuseelands zum vierten Jahrestag von Kavala erster Festnahme brachte nun bei Erdogan das Fass zum Überlaufen. Er erklärte die Botschafter, die sechs EU-Staaten und sieben Nato-Partner vertreten, zu unerwünschten Personen.

Vorwurf der Spionage

Kavala ist ein aussergewöhnlicher Bürgerrechtler, mit dem sich Kanzlerin Angela Merkel, Ex-Bundespräsident Joachim Gauck und der damalige US-Vizepräsident Joe Biden bei Türkei-Besuchen zusammensetzten. Selbst türkische Linke sahen im Multimillionär einen «integren Kapitalisten», der sein Vermögen als Auftrag verstand, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Mit seiner 2002 gegründeten Kulturstiftung Anadolu Kültür unterstützt er in der Türkei Kulturdenkmäler von Kurden, Griechen, Armeniern und assyrischen Christen. Mit dem 2007 in Istanbul auf offener Strasse von einem Nationalisten erschossenen armenischen Journalisten Hrant Dink verband ihn eine enge Freundschaft.

Zum Verhängnis wurde Kavala vermutlich sein Verhältnis zu dem amerikanischen Investor George Soros, dessen Open Society Foundations er mitbegründete. Erdogan nannte Kavala denn auch abschätzig einen «Soroscu», einen Sorosler, Anhänger einer obskuren Bewegung. Aus dieser Verbindung leitet die türkische Staatsanwaltschaft den Vorwurf der Spionage ab, für den sie zwanzig Jahre Haft fordert – zusätzlich zu der «verschärften» lebenslangen Inhaftierung für die angebliche Vorbereitung des Putschversuchs.

Für Erdogan kam die Intervention der Botschafter wie gerufen. Er kann sie nutzen, um die Mehrheit seines Volkes abermals gegen fremde Mächte, gegen ausländische Einmischung zu einen. Er wird nicht so schnell nachgeben, Kavala wird noch länger hinter Gittern sitzen.

Bitte lassen Sie sich impfen!

Das Coronavirus wird nicht verschwinden. Kaum jemand wird von einer Infektion verschont werden. Die Impfung schützt sehr gut vor Tod, schweren Verläufen und Hospitalisierungen.

Manuel Battegay

Basel

Vielleicht lehnen Sie die Massnahmen von Kantonen und Bund gegen Covid-19 ab. Doch die Impfung gegen das Virus ist auch für Skeptikerinnen und Skeptiker sehr sinnvoll. Mittlerweile haben knapp 50 Prozent der Weltbevölkerung mindestens eine Impfdosis erhalten. In der Schweiz wurden bis jetzt elf Millionen Impfdosen verabreicht. Der Anteil geimpfter Personen an der Schweizer Bevölkerung ab zwölf Jahren beträgt 72 Prozent. Dazu kommen 850 000 bestätigte Genesene mit einem ebenfalls vorhandenen Impfschutz von etwa einem Jahr.

Pro Woche werden in der Schweiz derzeit rund 150 000 Impfdosen verabreicht. Die Robustheit der Impfdaten ist in der Geschichte der Medizin beispiellos. Noch nie wurde so viel über Impfstoffe bis zur Zulassung geforscht, noch nie waren die wissenschaftlichen Studien so umfassend, noch nie wurde über die Wirksamkeit und die Nebenwirkungen so detailliert und transparent berichtet.

Leichtes Übergewicht als Risiko

Ja, die Entwicklung der Impfstoffe war extrem schnell. Aber diese Entwicklung ist kein Wunder, sie lässt sich erklären. Sie zeigt, wozu die Forschung im öffentlichen und privaten Bereich fähig ist. Beeindruckt verfolgten wir das in Echtzeit seit Beginn der Pandemie. Die mRNA- und Vektortechnologien wurden viele Jahre im Voraus, vor allem für Krebstherapien, erforscht und weiterentwickelt. Die Entschlüsselung des Coronavirus dauerte nur Tage, die Charakterisierung der Abwehrantwort wenige Wochen, auch weil heute eine dreidimensionale Bildgebung auf molekularer Ebene möglich ist.

Hinzu kamen eine hervorragende Organisation vergleichender Studien, eine hocheffiziente Datenaufnahme und eine laufende Datenanalyse. Rasche Kommunikation via Internet und Digitalisierung halfen. Die internationale Forschungszusammenarbeit gestaltet sich beispiellos gut, gerade was die Sicherheitsdaten betrifft. Bereits in einem Interview am 27. Januar 2020 in der *Badischen Zeitung* zeigte ich mich zuversichtlich, dass erste Impfstoffkandidaten im Sommer



Die Robustheit der Daten ist beispiellos:
Infektiologe Battegay.

2020 da sein könnten. Die Voraussetzungen, um einen Impfstoff zu finden, waren ausgezeichnet. Sars-CoV-2, das Covid-19 verursacht, persistiert nicht – es führt nicht zu einer chronischen Infektion, sondern wird bei allen Menschen vom

Jüngste Daten zeigen, dass Geimpfte das Virus hochsignifikant seltener übertragen.

Immunsystem aus dem Körper gekickt. Bei abwehrgeschwächten Menschen kann das Wochen bis Monate dauern. Innertagen werden neutralisierende Antikörper gebildet – Abwehrstoffe, die das Virus binden und unschädlich machen.

Leider führt die Auseinandersetzung zwischen Virus und Körper viel zu häufig zu schweren Schäden, die in Teilen irreversible Folgen haben oder sogar zum Tod führen. Selbst bei mildem Verlauf kann es zu langwierigen, langanhaltenden, sehr belastenden Symptomen kommen. Nicht nur Menschen im Alter von über fünfzig Jahren mit Risikofaktoren wie Übergewicht, Diabetes und Herz-Lungen-Krankheiten sind für schwe-

re Verläufe gefährdet. Mit der Delta-Variante hat eine Verschiebung zur Erkrankung in jüngerem Alter und zu schweren Covid-19-Verläufen bei Erkrankten ohne Risikofaktoren stattgefunden. Bei jungen Menschen ohne Risikofaktoren kommt es zwar selten zu schweren Verläufen und Todesfällen. Dennoch kann es jeden treffen. Bereits leichtes Übergewicht ist ein Risikofaktor.

Sorge bereitet mir Long Covid – es betrifft auch junge Menschen. Die WHO bezeichnet es neu als «Post-Covid-19-Zustand». Das Virus und die nachfolgende Entzündung können in verschiedenen Organen Schäden verursachen – auch im Gehirn. Eine eigene, soeben publizierte Studie am Universitätsspital Basel auf der Grundlage einer anonymen Umfrage zeigt, dass 26,5 Prozent der Mitarbeitenden mit einem meist milden Covid-19-Krankheitsverlauf nach drei Monaten und 13,5 Prozent nach einem Jahr nicht beschwerdefrei sind. Unter anderem werden Gedächtnisstörungen als Beschwerde genannt. Das Durchschnittsalter war mit 37 Jahren tief. Die meisten Mitarbeitenden konnten trotz den Beeinträchtigungen bald wieder arbeiten. Nun könnte man entgegnen, das sei ja nicht so schlimm. Dass aber über 10 Prozent der Infizierten nach einem Jahr Beschwerden hatten, und das in dieser Altersgruppe, ist allein ein starker Grund, sich impfen zu lassen.

Wirkung und Booster

Die Wirkdaten der mRNA-Impfung sind robust, gerade für die Delta-Variante. Wir wissen, dass die Impfung hervorragend vor dem Tod schützt, ebenso vor schweren Verläufen und Hospitalisierungen. Praktisch nur Ungeimpfte werden derzeit in der Schweiz und anderswo auf Intensivstationen gepflegt und intensiv betreut. Neueste Daten dokumentieren, dass die Impfung auch gegen den Post-Covid-19-Zustand in 50 Prozent der Fälle schützt.

Und jüngste Daten zeigen, dass Geimpfte das Virus, selbst wenn es zu einer Infektion kommt, hochsignifikant seltener übertragen. Geimpfte Menschen schützen also nicht nur sich selbst sehr gut, sondern auch andere Menschen. Und nein: Der aktuelle Bedarf an Booster-Impfungen

bei älteren und betagten Menschen zeigt nicht, dass die Impfungen nicht hochwirksam seien. Der Grossteil der geimpften Bevölkerung ist sehr gut geschützt, aber es ist das Normalste und von herkömmlichen Impfungen her sehr bekannt, dass die Abwehr regelmässig neu stimuliert werden muss. Diesen Dienstag hat Swissmedic einen Booster, also eine Auffrischimpfung, für ab 65-jährige Menschen zugelassen. Der Booster wird auch vom Bund empfohlen. Es ist gut, wenn nun für ausgewählte Bevölkerungsteile der Booster möglich sein wird. Bereits seit Sommer dieses Jahres ist eine dritte Dosis zur Ergänzung der Erstimpfung für abwehrgeschwächte Menschen möglich.

Nebenwirkungen wie Schmerzen am Arm oder Fieber sind häufig und entsprechen einer normalen Reaktion auf die Impfung. Wie steht es mit den ernstesten Nebenwirkungen? In einer gerade erschienenen amerikanischen Studie wurden sechs Millionen Menschen untersucht, die mit mRNA-Impfstoffen geimpft worden waren. Es traten 55 schwere allergische Reaktionen auf. Dies entspricht einer Person auf über 200 000 Geimpfte. Viel diskutiert wird die Herzmuskelentzündung bei jungen Männern. In einer israelischen Studie wird diese Nebenwirkung auf zwei bis drei Männer pro 100 000 Geimpfte geschätzt. Die Rate an Herzmuskelentzündungen ist aber 5,5 mal höher bei Personen, die an Covid-19 erkrankten! In einer

grossen Studie wurden 23 theoretisch denkbare Folgeerscheinungen wie Hirnschlag, Epilepsie oder Thrombosen untersucht. Es wurden keine Zeichen gefunden, dass die Impfung zu mehr solchen Erkrankungen geführt hätte.

Kein Einfluss auf die Fruchtbarkeit

Ängste bestehen bei jungen Menschen bezüglich der Fruchtbarkeit wegen des durch die mRNA-Impfung produzierten Corona-Spike-Proteins. Aber da besteht keine Gefahr. Denn das produzierte Protein ist nicht identisch mit dem Protein, das für das Plazentawachstum notwendig ist. Damit kann bei der Reaktion gegen das Spike-Protein keine Kreuzreaktion ausgelöst werden.

Zudem, bei einer Infektion werden ja im Körper Unmengen mehr an Spike-Proteinen gebildet. Viele Studien und Datenanalysen belegen, dass weder die Frau noch das Baby einer geimpften Mutter Schaden nehmen – im Gegenteil werden schützende Antikörper in der Gebärmutter übertragen und können zum Nestschutz führen. Auch bei Männern zeigt sich kein Einfluss auf die Fruchtbarkeit.

Dass die mRNA-Impfung nach Jahren zu Langzeitschäden führt, ist extrem unwahrscheinlich, denn die verabreichte mRNA gelangt nicht in das Erbgut, vermehrt sich nicht und wird schnell abgebaut. Wir begegnen regelmässig Viren,

die mRNA beinhalten. Unser Körper ist es gewohnt, mit mRNA umzugehen, und wenn es sich um eine potenziell gefährliche Infektion wie Covid-19 handelt, ist es besser, durch eine mRNA-Impfung davor geschützt zu sein.

Ich bin sehr skeptisch, ob die Impfquote und Genesenenquote reicht. Die Fallzahlen steigen jetzt schon wieder und nur mit einer deutlich erhöhten Impfquote werden wir in diesem Winter Spitalkapazitäten schützen können und viel Leid verhindern. Das Coronavirus wird nicht verschwinden. Praktisch niemand wird von einer Infektion verschont werden. In einer Bevölkerung mit sehr hoher Impfrate wird ein zirkulierendes Virus aber sehr, sehr viel weniger Schäden verursachen und vor allem: Sie sind – wenn auch nicht absolut – geschützt. Mit dem Impfen tragen Sie dazu bei, dass es nicht zu Spitalüberlastungen kommt und Massnahmen schneller reduziert werden können. Mit dem Impfen helfen Sie sich selbst am meisten, aber auch Ihren Nächsten. Sie reduzieren bei schon jetzt zunehmender Fall- und Hospitalisierungsrate viel Tragik und unnötiges Leid. Bitte – überlegen Sie es für sich mit Ihren Liebsten. Treffen Sie Ihre Entscheidung möglichst in diesen Tagen.

Manuel Bategay ist Chefarzt der Klinik für Infektiologie und Spitalhygiene am Universitätsspital Basel und Professor für Innere Medizin an der Universität Basel.

Jetzt Referendum
auf dem beiliegenden Unterschriftenbogen
unterschreiben.

Europäische Filmquote? Neue Sondersteuer? Nein zum neuen Filmgesetz!



Jungfreisinnige
Schweiz

junge
grünliberale
SCHWEIZ

Die
Jünge Mitte
Kanton Zürich

Die
Jünge Mitte
Kanton St. Gallen

piratenpartei



SCHWEIZERISCHES
KONSUMENTENFORUM KF

SUISSEDIGITAL
VERBAND FÜR KOMMUNIKATIONSNETZE

Neunzehn Bestseller

Die neue britische Kulturministerin Nadine Dorries ist ein schräger Vogel. Jetzt nimmt sie die Institution BBC in die Mangel.

Rolf Hürzeler

Politiker wissen um den Reiz süßer Geheimnisse. «Alte Sünden werfen lange Schatten, ein streng gehütetes Geheimnis kommt ans Tageslicht...» Das sind nicht etwa romantische Reminiszenzen eines Schweizer Bundesrats. Das sind vielmehr Sätze aus dem Roman «Mary Kate» der britischen Schriftstellerin Nadine Dorries. Premierminister Boris Johnson machte die Parlamentsabgeordnete diesen Herbst zur Kulturministerin; sie ist somit auch für Medien und Sport zuständig.

Dorries soll eine Aufgabe anpacken, an der alle ihre Vorgänger gescheitert sind: die BBC reformieren. Die öffentlich-rechtliche Sendeanstalt liegt mit den Tories seit Jahren im Zwist. Zu links sei sie und verfolge eine politisch korrekte Agenda mit dem Fokus auf gesellschaftliche Minderheiten oder den Klimawandel. Schon der heutige Kabinettssekretär Michael Gove, die Nummer zwei in der Regierung, schrieb als Kulturminister den Wandel der BBC auf seine Fahne – vergeblich.

Kulinarische Extravaganzen

Die Vorwürfe der Linkslastigkeit treffen auf einzelne TV-Sendegefäße zu wie etwa auf die morgendliche Sendung «BBC Breakfast» mit den Moderatoren Charlie Styt und Naga Munchetty. Andere Nachrichtensendungen sind ausgewogener, bieten aber regelmässig Experten eine Plattform, die offenkundig in das Woke-Schema passen, das die Kritiker monieren. Mitunter wirken sie indes etwas kleinkariert, wenn Konservative über die Comedy-Sendung «Late Night Mash» herziehen. Natürlich ist diese links und thematisiert etwa sexuelle Belästigungen bis zum Überdross. Aber Humor ist nun mal individuell und damit zu akzeptieren. Andererseits polarisiert die BBC mit lächerlichen Entscheidungen wie dem Verzicht auf das traditionelle Singen von «Land of Hope and Glory» beim letzten saisonalen Promenadenkonzert in der Londoner Royal Albert Hall. Der Entscheid musste nach lauten Protesten zurückgezogen werden.

Ein Ärgernis für viele sind die BBC-Radiosender wie etwa Radio London, die mit ihren Phone-in-Programmen gerne auf Themen wie Diskriminierung und Unterdrückung herumreiten. Da können politisch Empörte ihren Frustrationen ungefiltert freien Lauf lassen, als litte das Vereinigte Königreich unter konservativer Willkür. Vor allem aber ist die BBC auf London und den Südosten des Landes konzentriert. Sie



«Es herrscht ein Gruppendenken»: Dorries.

will zwar in den Regionen präsenter sein, in Merseyside, Manchester und Liverpool. Aber die Musik spielt weiterhin in und um London.

«Dschungelcamp»-erprobt

Da kommt eine wie Nadine Dorries gerade recht, die in Liverpool in einer Familie mit irischen Wurzeln aufgewachsen ist. Ihr Werdegang als Krankenschwester unterscheidet sich markant vom universitären Milieu der meisten BBC-Leute, die laut Dorries in einer abgehobenen Welt jenseits der Lebenserfahrungen ihres breiten Publikums agieren, wie sie in einem Interview der BBC gleich selber sagte: «Es herrscht ein Gruppendenken. Alle, die hier arbeiten, haben einen ähnlichen Hintergrund und neigen politisch in dieselbe Richtung. Das muss sich ändern.» Sie fügte ominös an, es sei im Zeitalter von Netflix und Amazon unsicher, ob die BBC in zehn Jahren noch auf Sendung sei.

Das mag in den Ohren vieler übertrieben tönen, besonders derjenigen, die Dorries nicht ernst nehmen. Sie gehört zu jenen glücklichen Menschen, die davon profitieren, unterschätzt zu werden. Wer respektiert schon eine Politikerin, die einst in einer «Dschungelcamp»-Sendung den Esswettbewerb gewann, weil sie einen Straussenanuss und eine Kamelzehe verzehrte? Selbst ihre eigene Partei goutierte Dorries' Extravaganzen nicht. Die konservative Unterhausfraktion suspendierte sie für eine Weile, weil die Abgeordneten Roastbeef mit Yorkshire-Pudding vorziehen.

Unzeitgemässe TV-Gebühren

Offenkundig erkennt Boris Johnson indes in der unkonventionellen Dorries genau die Person, die seinen medialen Vorstellungen am nächsten kommt. Diese Aufgabe ist umso wichtiger, als die BBC zumindest vorläufig auf dem britischen TV-Nachrichtenmarkt unangefochten ist: Früher bot der Fernsehsender Sky News eine Alternative. Doch heute setzt dieser fast die gleichen Akzente wie die BBC. Deshalb kam es zum jüngsten Versuch Konservativer, mit dem TV-Sender GB News eine politische Alternative zu lancieren; sie scheiterte bis anhin kläglich. Das prominenteste Aushängeschild, Andrew Neil, verliess den Sender entnervt; er kam zu hausbacken und harmlos daher. Kontroversen fehlten, Gleichdenkende sprachen mit Gleichdenkenden – ähnlich wie bei der BBC, nur auf der anderen Seite des politischen Spektrums.

Wie Dorries ihr Ziel genau erreichen will, sagte sie bisher nicht. Sie hält die Radio- und TV-Gebühren für «unzeitgemäss»; diese stehen jedoch erst in sechs Jahren zur Debatte. Unterdessen dreht sich der Streit um eine allfällige Gebührenerhöhung, die die BBC einfordert. Mit Sicherheit wird sie damit nicht durchkommen, solange Dorries im Amt ist. Das könnte länger dauern, als ihre Kritiker vermuten. Und sollte sie doch straucheln, würde sie weiter romantische Romane schreiben. Die dreifache Mutter hat mit neunzehn Bestsellern bereits ein Vermögen gemacht.

Flüchtlingsmagnet Deutschland

Wer die Szenen an der polnischen Grenze sieht, weiss, es kann nur ein Zielland geben.



Kaum ist die Bundestagswahl in Deutschland gelaufen, ist das Migrationsproblem wieder da. Seit sich der belarussische Diktator Lukaschenko als Schleuser betätigt und Tausende Migranten aus Ländern wie Afghanistan und dem Irak in sein Land einfliegen lässt, wächst der Migrationsdruck. Die EU spricht von einem «hybriden Angriff». Polen will einen Grenzwall errichten. Nur Deutschland tut nichts und schiebt den Schwarzen Peter anderen zu – wie immer.

Albert Einstein sagte, die Definition von Wahnsinn sei, immer dasselbe zu tun und dabei unterschiedliche Ergebnisse zu erwarten. Ein Satz, der zweifelsohne auch auf die deutsche Asylpolitik zutrifft. Seit Jahren zeichnet sie sich durch nichts als Untätigkeit und bornierte Moralityhybris gegenüber jenen Ländern aus, die sich und ihre Bevölkerung schützen.

Folgerichtig verkündete Noch-Bundesinnenminister Seehofer vor wenigen Tagen, dass niemand die Absicht habe, die Grenze zu Polen zu schliessen. Statt eines klaren Signals, dass Deutschland die illegale Einwanderung über Belarus und Polen nicht billigt, bereitet man sich in Bundesländern wie Berlin abermals auf die Aufnahme Tausender Migranten vor. Alte Unterkünfte werden reaktiviert. Ein Ende der Laissez-faire-Einwanderung sieht anders aus.

Stattdessen vermittelt man den Flüchtlingen: Kommt her, es wird schon gehen. Natürlich nicht, ohne den moralischen Zeigefinger zu heben: Vermutlich sitzt Lukaschenko in diesem Moment in seinem Kämmerlein und heult sich die Augen aus, Aussenminister Heiko Maas nannte ihn «Chef eines staatlichen

Schleuserrings». Wie immer in den letzten Jahren besteht die deutsche Performance bei der Bekämpfung illegaler Migration nach Europa aus nichts als leeren Drohungen und dem tausendsten Herunterbeten einer europäischen Lösung, die es nicht geben wird.

An Polens Stelle würde ich die Menschen einfach von der belarussischen Grenze aus geradewegs nach Deutschland durchwinken. Wer im Netz die Videos von den Grenzübergängen in Polen gesehen hat und nicht nur die obligatorischen Kinderkulleraugen-Berichte im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, der weiss ohnehin, dass all diese starken Männer gar nicht vorhaben, lange dort zu verweilen. Dass es nur eine Destination gibt, und sie heisst: Deutschland.

Da kann man in der deutschen Presse noch so oft das Märchen der von Krieg verfolgten Familien spinnen, die allesamt ganz wild auf unsere westlichen Werte sind, die es anscheinend exklusiv nur in Deutschland geben würde. Das ändert nichts daran, dass mittlerweile auch dem naivsten Bundesbürger allmählich dämmert, dass es den meisten Zuwanderern doch um mehr zu gehen scheint als Frieden und Sicherheit, die auch schon ein paar Landesgrenzen früher erhältlich gewesen wären.

Nein, der entscheidende «Pull-Faktor» ist nicht Lukaschenko. Das Problem liegt bei Ländern wie Deutschland, die sich durch ihre eigene Weigerung zur Kursänderung erpressbar gemacht haben. Lukaschenko könnte so viele Migranten nach Belarus einfliegen lassen, wie er wollte. Wenn es den Magneten Deutschland nicht gäbe, würde er auf ihnen sitzenbleiben.

Mehr noch: Vermutlich würde ein Grossteil nicht einmal die eigene Heimat verlassen.

«It is one thing to have free immigration to jobs. It is another thing to have free immigration to welfare», erklärte einst der amerikanische Ökonom Milton Friedman. Solange der deutsche Sozialstaat jedem ohne Gegenleistung und unabhängig davon, ob er überhaupt ein Anrecht auf Asyl hat oder nicht,

Eine Lernkurve scheint in Deutschland nicht zu existieren – mit gravierenden Folgen.

zugänglich ist, wird sich nichts ändern. Die Wahrheit ist: Kein Grenzschutz der Welt würde die Zuwanderung nach Europa effektiver eindämmen als eine Kehrtwende in der deutschen Asyl- und Sozialleistungspolitik.

Mit der Ampel-Koalition wird es noch dicker kommen: Spurwechsel für Geduldete, noch schnellere Einbürgerungen nach vier statt bisher acht Jahren sowie die Vereinfachung und Ausweitung des Familiennachzugs sind nur einige Punkte, die erneut falsche Anreize setzen und vor Missbrauch nicht geschützt sind.

Eine Lernkurve scheint in Deutschland nicht zu existieren – mit gravierenden Folgen: Zehn von sechzehn Bundesländern haben bereits einen Aufnahmestopp für Flüchtlinge erwirkt. Das ideologisch motivierte «Wir haben Platz» weicht allmählich der Realität endlicher Kapazitäten. Und vielleicht ist die Hoffnung auf staatliche Überforderung alles, was Kritikern der deutschen Asylpolitik noch bleibt.

«Das Problem beginnt, wenn jemand nur schön ist»

Unternehmerin Anna Bey, 35, lehrt Frauen ein elegantes Leben und Dasein.

Was gilt es zu beachten für Frauen – und Männer? Und welche Waffen sind im Alltag erlaubt?

Roman Zeller

In ihrer «School of Affluence», der Schule für Wohlstand, lehrt Anna Bey Frauen ein eleganteres, ein besseres Leben. Ihre Weisheiten sind in der britischen Presse Kult, auf Social Media folgen ihr Millionen.

In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, verkörpert die 35-jährige Schwedin nicht nur äusserlich, was sie unterrichtet. Mit einher geht ein Expertendasein in alltäglichen Geschlechterfragen. Reize gehören zu Anna Beys Metier wie Champagner zu ihrer Klientel.

Welche Etikette gilt zwischen Mann und Frau heute? Und welche Waffen sind im Zeitalter von Sexskandalen in Grosskonzernen erlaubt, wenn es um Macht und Karriere geht? Im Videoanruf spricht Anna Bey über das Zusammenspiel von Frauen und Männern und über die Grundfragen des eleganten Lebens.

Weltwoche: Frau Bey, Sie betreiben eine Schule für Wohlstand. Was lehren Sie?

Anna Bey: Ich lehre Frauen moderne Eleganz; es geht um die Art und Weise, wie Frauen in der heutigen Gesellschaft elegant ihr Leben leben können.

Weltwoche: Definieren Sie die «elegante Frau». Was ist das?

Bey: Der Kern von Eleganz ist es, ein liebenswürdiger, freundlicher Mensch zu sein. Es hat viel mit Einstellung zu tun, wie man sich sieht und respektiert.

Weltwoche: Umkehrfrage: Was ist es nicht?

Bey: Viele glauben, Eleganz bedeute, anderen überlegen zu sein. Oder denken an andere Stereotype wie jenes, Eleganz sei steif und langweilig. So war es vielleicht früher, heute sind wir flexibler, aufgeschlossener.

Weltwoche: Wie lautet Ihr wichtigstes Rezept, um eine elegante Frau zu werden?

Bey: Es braucht Freundlichkeit, Mitgefühl, Respekt vor anderen, aber auch vor sich selber.

Weltwoche: Und was kostet es, ein Aschenputtel in eine Prinzessin zu verwandeln?



«Ein Lächeln, ein Blick»:

Lebensberaterin Bey.

Bey: Das ist ein Klischee. Viele denken, Eleganz koste, sie kann aber auch gratis sein; es geht um einen inneren Zustand. Ich kenne viele Leute, die arm, aber sehr elegant sind.

Weltwoche: Gibt es eine Frau, die Sie besonders elegant finden? Ein Eleganzideal?

Bey: Es gibt viele. Kate Middleton zum Beispiel, sie ist sehr elegant!

Weltwoche: Und Angela Merkel? Wie elegant ist die Bundeskanzlerin?

Bey: Sehr elegant! Sie ist fast eine Marke! Sie ist immer ihrem Alter und ihrer Position entsprechend gekleidet, sie verkörpert diesen klassischen Stil. Zeitlos.

Weltwoche: Erzählen Sie von Ihren Schülerinnen: Was für Frauen unterrichten Sie?

Bey: Sehr unterschiedlich. Zu mir kommen normale Frauen, die ihre schlechten Angewohnheiten ablegen möchten. Andere wiederum spricht die optische Eleganz an. Und bei vielen hängt die Teilnahme mit dem Wunsch nach einem beruflichen Ziel zusammen, mit einer Beförderung, die sie durch ein elegantes Auftreten erreichen können.

Weltwoche: Ihr Kurs als Karrierehilfe?

Bey: Auf jeden Fall! Natürlich unterrichte ich auch Frauen, die wegen des Geldes kommen. Mein Kurs ist für alle da, eine ganz natürliche Mischung.

Weltwoche: Wenn Sie an Ihre eleganten Frauen denken, wie sollten sie behandelt werden?

Bey: Ich denke nicht, dass solche Frauen anders behandelt werden sollten.

Weltwoche: Was halten Sie davon, wenn Mann der Frau die Tür aufhält?

Bey: Oh, das find' ich schön.

Weltwoche: Und ist es noch zeitgemäss, wenn der Mann die Rechnung übernimmt?

Bey: Eine sehr nette Geste. Ich will aber nicht sagen, dass das jeder tun muss.

Weltwoche: Er sollte aber?

Bey: Die Tendenz geht heute in Richtung Rechnung teilen oder zumindest abwechseln. Ich persönlich finde es schöner, wenn der Mann die finanzielle Last übernimmt. Ich meine, Frausein ist noch immer viel teurer.

Weltwoche: Inwiefern hat sich das Verhalten der Männer Ihnen gegenüber verändert, seit Sie elegant und erfolgreich sind?

Bey: Schwer zu sagen, ich war schon mit meinem Mann zusammen, bevor ich selbständig

wurde. Es hängt stark von den Männern ab, es gibt ja zwei Arten: Wer auf erfolgreiche Frauen steht, trifft mit mir sein Beuteschema. Andere Männer haben Angst vor Frauen mit Erfolg.

Weltwoche: Es gibt Frauen, die sagen, dass ihr Erfolg Männer total abschrecke. Gibt es dieses Ego-Problem wirklich?

Bey: Nicht bei allen, aber bei vielen. Die meisten erfolgreichen Frauen finden jemanden, der auch erfolgreich ist. Dann funktioniert's.

Weltwoche: Wie können sich Mann und Frau heute finden? Wie sollte er sie ansprechen?

Bey: Das kommt auf das Umfeld an. Grundsätzlich gilt: nett sein, freundlich, respektvoll und ja nicht kitschig. Billige Lügen funktionieren nicht. Und Frauen finden es auch nicht lustig, wenn einer auf ihre Kosten Witze reisst. Es geht um den gesunden Menschenverstand.

Weltwoche: Stimmt es, dass gutaussehende Frauen weniger angesprochen werden, weil Männer sich nicht trauen?

Bey: Definitiv! Manche Männer sind total eingeschüchtert. Solche, die per se nicht gerade selbstbewusst sind, noch eher. Trotzdem würde ich sagen, dass sich elegante Frauen im Grossen und Ganzen abheben – weshalb sie dann doch wieder mehr Aufmerksamkeit auf sich lenken. So erfahre ich das zumindest, ebenso

«Ich bin Feministin, seit ich jung bin. In dieser Bewegung gibt es verschiedene Zweige.»

meine Kursteilnehmerinnen: Viele sagen, sie bekämen, seit sie meine Tipps umsetzen, mehr Komplimente von Fremden.

Weltwoche: Welche Schmeicheleien gehen zu weit?

Bey: Wer respektlos ist, sexistisch oder aufdringlich, überschreitet die Grenze.

Weltwoche: In der Schweiz heisst es, neun von zehn Frauen hätten in der Öffentlichkeit bereits Belästigung erfahren. Gibt es einen Ratschlag, den Sie geben können, wie man als Frau unbeschadet durchkommt?

Bey: Nein, dann würde es ja so klingen, als ob der Fehler bei der Frau liegt.

Weltwoche: Wie lautet Ihre Lösung?

Bey: Es liegt doch daran, dass gewisse Männer Frauen einfach nicht respektieren. Diese müssen wir erziehen – und nicht den Frauen sagen, sie müssten dieses oder jenes tun.

Weltwoche: Sehen Sie ein Verhalten, das Belästigungen eher provoziert?

Bey: Nicht wirklich. Ich denke, es spielt keine Rolle, was die Frau macht; Männer belästigen sie sowieso.

Weltwoche: Unter welchen Umständen würden Sie einen Mann ansprechen?

Bey: In einer romantischen Situation nie, im unromantischen Alltag hingegen schon. Sagen wir mal: im Geschäft. Aber wenn ich interes-

siert bin, würde ich den Mann nicht direkt ansprechen, sondern ihm signalisieren, dass ich angesprochen werden möchte.

Weltwoche: Was sind das für Signale?

Bey: Ein Lächeln, ein Blick.

Weltwoche: Und das heisst dann: «Go»?

Bey: Ja, das sind doch die universellen Zeichen. Oder nicht?

Weltwoche: Wenn Sie meinen. Ein ganz anderes Thema: Feminismus. Wie stehen Sie als elegante Frau dazu? Geht das überhaupt zusammen?

Bey: Klar! Ich bin Feministin, seit ich jung bin. In dieser Bewegung gibt es verschiedene Zweige: Den Mainstream-Feminismus zum Beispiel, der, wie wir wissen, laut und schrill ist, der passt mir nicht. Elegante Frauen wie ich haben eine andere Auffassung davon,



eine traditionelle: Wir schätzen noch die Geschlechterrollen, die Weiblichkeit und so weiter, wollen aber wie moderne Feministinnen gleichberechtigt sein.

Weltwoche: Was ist der grösste Unterschied des traditionellen zum modernen Feminismus?

Bey: Die Vorstellung, dass Männer und Frauen nicht hundertprozentig identisch sind. Heute ist es ja fast unfair, weil alles gleich sein muss.

Weltwoche: Wo sehen Sie das Positivste am Anderssein von Mann und Frau?

Bey: Das Gegenteil wirkt anziehend. Ich mag die Männlichkeit meines Mannes, und ich bin sicher, mein Mann mag meine Weiblichkeit.

Weltwoche: Beschreiben Sie Weiblichkeit.

Bey: Dazu gehören Mitgefühl, Sanftheit und Freundlichkeit. Schönheit und Fürsorge.

Weltwoche: Und Männlichkeit?

Bey: Stark sein, Sicherheit und Geborgenheit bieten. Diese Eigenschaften finde ich attraktiv.

Weltwoche: Verkommt der Mann heutzutage zum weichgespülten Softie?

Bey: Ich glaube schon, ja. Immerhin denke ich, dass das nur eine Phase ist.

Weltwoche: Wie würden Sie dann diese aussterbende Spezies retten?

«Wir sollten unsere Unterschiede feiern. Es ist doch schön, dass wir alle verschieden sind!»

Bey: Wir sollten unsere Unterschiede nicht nur akzeptieren, sondern sie auch feiern. Es ist doch schön, dass wir alle verschieden sind!

Weltwoche: Gibt es eine Universaldefinition von Schönheit?

Bey: Nein, Ideale variieren je nach Land und Kultur.

Weltwoche: Umreissen Sie Ihren Schönheitsbegriff.

Bey: Wer gesund aussieht, den finde ich schön. Alles, was ein Zeichen dafür ist, ist mir wichtig: etwa langes, dichtes Haar, eine gute Haut.

Weltwoche: Was, denken Sie, ist wichtiger für ein erfolgreiches Leben als Frau: Schönheit oder Intelligenz?

Bey: Ein hübsches Gesicht ist vergänglich. Nur weil eine Frau schön ist, heisst das nicht, dass sie es auch bleibt. In diesem Fall denke ich: Intelligenz ist wichtiger.

Weltwoche: Ist es legitim, Schönheit für die Karriere zu nutzen?

Bey: Schönheit ist ja nur eine erweiterte Form der Kommunikation – wie ein äusserlicher Brand. Warum sollte man den nicht nutzen dürfen?

Weltwoche: Als «Waffe der Frau», wie es doch so schön heisst?

Bey: (Lacht) Ja! Das Problem beginnt, wenn jemand nur schön ist und weiter nichts. Dann, denke ich, genügt es heutzutage nicht mehr.

Weltwoche: Was reicht für ein glückliches Leben?

Bey: Zeit, Gesundheit, Familie.

Weltwoche: Und was ist die Essenz der Liebe?

Bey: Wenn sich ein Mensch anfühlt, als wäre er das Zuhause.

Weltwoche: Was braucht es, damit die Beziehung mit dieser Person funktioniert?

Bey: Man muss füreinander da sein, sich umeinander kümmern. Ich bin glücklich, einen Mann gefunden zu haben, der mich liebt und alles für mich macht. Dasselbe tue ich für ihn.

Weltwoche: Würden Sie alles, was Sie haben, für einen Mann aufgeben?

Bey: Ich würde zwar alles tun, aber nicht alles aufgeben. Frauen dürfen doch nicht nur einem Mann hinterherlaufen.

Eine Frage der Selbstachtung

Jens Weidmann tritt als Chef der Deutschen Bundesbank zurück.
Er steht für eine Stabilitätskultur, die in der heutigen Politik nicht mehr gefragt ist.

Joachim Starbatty

Tübingen

Jens Weidmann, dem Präsidenten der Deutschen Bundesbank, sind nach seinem angekündigten Rücktritt Lob und Respekt gezollt worden: Er sei seiner stabilitätspolitischen Linie treu geblieben, und seine Argumente hätten im Zentralbankrat der Europäischen Zentralbank (EZB) Gewicht gehabt. Bewirkt hat er nichts. Denn im Entscheidungsgremium der EZB werden nicht die Argumente gewogen, sondern die Stimmen gezählt. Weidmann war da, wenn es darauf ankam, in der Minderheit.

Die EZB-Präsidentin, Christine Lagarde, schätzt ihn als Menschen, auf dessen Loyalität sie sich immer verlassen konnte. Er hat in der Öffentlichkeit geschwiegen, wenn ihm etwas *contre cœur* ging. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat über ihren Pressesprecher verlauten lassen, dass sie Weidmann für seine Arbeit in diesen währungspolitisch und finanzpolitisch sehr herausfordernden Jahren seiner Amtszeit danke. Dass sie ihn so sang- und klanglos verabschiedet, zeigt ihre Distanz zu der Politik, für die Jens Weidmann steht.

Das war nicht immer so. Als Griechenland im Frühjahr des Jahres 2010 zahlungsunfähig war und sein Ausscheiden aus der Euro-Zone nur eine Frage der Zeit zu sein schien, hat Angela Merkel in ihrer Regierungserklärung vom 17. März 2010 im Deutschen Bundestag gesagt, bei Griechenland dürfe keine vorschnelle Hilfe geleistet werden, welche die Euro-Zone überhaupt nicht weiterbringe, sondern den Euro schwäche. Richtig. Zu dieser Zeit war Weidmann im Bundeskanzleramt für Wirtschaftspolitik verantwortlich, und er wird diesen Text mit ihr abgesprochen haben.

Kehrtwende der Kanzlerin

In der Nacht vom 7. auf den 8. Mai 2010 war alles vergessen. Die Staats- und Regierungschefs der EU vereinbarten nicht bloss vertragswidrig die finanzielle Rettung Griechenlands, sondern spannten auch einen Rettungsschirm in Höhe von 750 Milliarden Euro auf, unter den notleidend gewordene Mitglieder der Euro-Zone



Kaltgestellt:
Top-Banker Weidmann.

flüchten konnten. Seit dieser Nacht lautet die Maxime von Angela Merkel: «Der Euro ist alternativlos.» Sie prägt auch deren Haltung zur Auswahl von Kandidaten für die EZB-Präsidentschaft. Als die Amtszeit von EZB-Präsident Jean-Claude Trichet auslief, hätte ein Deutscher Präsident werden können, wenn sie gewollt hätte. Axel Weber, der damalige Präsident der Deutschen Bundesbank, hatte seine Bereitschaft erkennen lassen. Doch hat ihn die Bundeskanzlerin wissen lassen, dass sie nicht hinter ihm stehe. Daraufhin trat Weber als Präsident der Bundesbank zurück und wurde Verwaltungsratspräsident der UBS. Jens Weidmann wurde sein Nachfolger.

Mario Draghi wurde EZB-Präsident. Auch Jürgen Stark, deutsches Mitglied im Direktorium der EZB und als Chefvolkswirt für deren geldpolitische Linie verantwortlich, hatte für seinen stabilitätspolitischen Kurs nicht die Rückenbedeckung der Kanzlerin. Er trat am 9. September 2011 «aus persönlichen Gründen» zurück. Der wahre Grund war, wie er in einem Brief an die Mitarbeiter der Notenbank schrieb, dass die EZB zunehmend unter fiskalischer Dominanz operiere und immer weniger ihrer eigentlichen Aufgabe, den Geldwert stabil zu halten, nachkomme.

Als im Frühsommer 2012 das Euro-System wegen zunehmender Zinsniveau-Differenzen

auseinanderzuberechnen drohte, drängten die massgeblichen politischen Akteure Draghi zu einer umfassenden Bürgschaftserklärung für notleidende Mitgliedstaaten und zum massenhaften Ankauf von Staatsanleihen, um die Finanznöte überschuldeter Staaten zu überspielen. Draghi war dazu bereit: «Whatever it takes.»

Im EZB-Zentralbankrat entscheidet seither nicht die Abwägung der geldpolitischen Haupt- und Nebenwirkungen über dessen Votum; dieses steht aufgrund interner Abreden schon vor Sitzungsbeginn fest. Sabine Lautenschläger, deutsches Mitglied im EZB-Direktorium, kämpfte vergeblich gegen diese Praxis. Sie trat vorzeitig am 11. Oktober 2019 von ihrem Amt zurück. Die Bundesregierung stand dagegen bei den Verhandlungen zur geldpolitischen Praxis der EZB vor dem Europäischen Gerichtshof und vor dem Bundesverfassungsgericht hinter der EZB.

Weg frei für Lagarde

Die Kanzlerin wusste, dass Jens Weidmann seiner stabilitätspolitischen Linie auch bei politischem Widerstand treu bleiben würde. Insofern wäre seine Bestellung als Präsident der EZB ein Risiko gewesen. Darin waren sich der französische Staatspräsident und die Bundeskanzlerin einig. So zauberten sie Ursula von der Leyen, Verteidigungsministerin im Kabinett Merkel, als Präsidentin der EU-Kommission aus dem Hut. Damit war der Weg für Weidmann ins Präsidentenamt verbaut, und für Christine Lagarde war er frei, um Draghis Politik fortzusetzen. Jens Weidmann war politisch kaltgestellt worden. Bei Olaf Scholz, dem kommenden Bundeskanzler, wäre es ihm nicht anders ergangen. Jetzt wissen wir, was sich hinter Weidmanns Formel – «aus persönlichen Gründen» trete er als Präsident der Deutschen Bundesbank zurück – verbirgt: Er will seine Selbstachtung nicht verlieren.

Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Tübingen. 2014–2019 war er Mitglied des EU-Parlaments.

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Falsche Besetzung im Bett

Der Chefredaktor der *Bild* wurde entlassen, weil er mit ein paar seiner Journalistinnen ins Bett ging. Sein grösserer Fehler war, dass er mit Angela Merkel nicht ins Bett ging.

Kurt W. Zimmermann

Es war eine Schlagzeile, die Schweizer Mediengeschichte machte. Die Schlagzeile füllte fast die halbe Frontseite. Sie lautete: «Borer und die nackte Frau».

Die Story stand im Frühjahr 2002 im *Sonntagsblick*. Sie unterstellte Thomas Borer, dem damaligen Schweizer Botschafter in Berlin, eine Sexaffäre mit einer Visagistin.

Geschrieben wurde die Story von Alexandra Würzbach, der Berlin-Korrespondentin der Blick-Gruppe. Würzbachs würzige Story liess sich allerdings nie belegen. Der Blick-Verlag von Ringier zahlte darum an Borer schliesslich eine Millionensumme als Genugtuung.

Heute ist Alexandra Würzbach die karriere-mässig erfolgreichste Frau im deutschsprachigen Journalismus. Bei der *Bild*, der weit-aus grössten Zeitung des Kontinents, gehört sie zur zweiköpfigen Chefredaktion. Ihre Vergangenheit beim *Blick* ist darum von Interesse, weil sie Hinweise auf die Kultur der *Bild*-Redaktion gibt.

Machos, Boys, Wölfe und Jungs

Die *Bild* aus dem Haus Axel Springer produzierte zuletzt Schlagzeilen in eigener Sache. Chefredaktor Julian Reichelt wurde entlassen, weil er, so die Sprachregelung, «Privates und Berufliches nicht klar getrennt hat». Er vergnügte sich mehrmals mit jüngeren Journalistinnen und Volontärinnen und verheimlichte die Affären teilweise gegenüber Springer-Vorstandschef Mathias Döpfner.

Seitdem wissen die lieben Kollegen genau, wie es auf der *Bild*-Redaktion zugeht. Es herrsche dort eine «Machokultur», dominiert von «einem zügellosen Boys Club», wusste der *Spiegel*. «Ein hemmungsloses System von Macht, Gier und Sex», ausgeübt von «Prätorianerwölfen», schrieb die *Süddeutsche Zeitung*. «Ein frauenfeindliches Betriebsklima», ausgelebt in einer «Jungs-Welt», entdeckte der *Tages-Anzeiger*.

Machos, Boys, Wölfe und Jungs: Die Journalistengilde liess kein Klischee aus, um bei der *Bild* das bewährte Bild von männlichen Tätern und weiblichen Opfern zu malen.

Und da kommt wieder Alexandra Würzbach

ins Spiel, die Co-Chefredaktorin im Führungsduo des Blatts. Es ist also eine Frau, die diese Macho-Kultur seit Jahren mitaufgebaut haben soll.

Noch dünner wird die Gender-These von den Machos, Boys, Wölfen und Jungs, wenn man die ganze Führungsebene der *Bild* betrachtet. Die gesamte Chefredaktion, die das Blatt verantwortet, besteht aus zwölf Köpfen. Sechs davon sind Frauen. Für das «frauenfeindliche Betriebsklima» wären also zu 50 Prozent Frauen verantwortlich. Macho-Frauen im Macho-Stall?

Die Häme der Konkurrenz, die sich nach der Entlassung von Reichelt über das Blatt ergoss, hat darum andere Gründe als die wohlfeile

Die Häme der Konkurrenz hat andere Gründe als die wohlfeile These der drangsalierten Frauen.

These der drangsalierten Frauen. Es ist simpler: Die *Bild* war journalistisch einfach zu erfolgreich.

Unter der Chefredaktion von Julian Reichelt und Alexandra Würzbach wurde das Blatt in den letzten Jahren wieder, wie zu seinen besten Zeiten, zum führenden Leitmedium in Deutschlands politischer Landschaft. Am Meinungsmacher *Bild*-Zeitung kam niemand mehr vorbei, auch Angela Merkel nicht.

Freiheitliches Tremolo

Politischer Treiber war Reichelt. Dank ihm wurde die *Bild* so etwas wie die lebendigste Oppositionspartei gegenüber Merkels Politik, deren Regierungsstil auf der Einschläferung der politischen Widersacher von SPD bis Grünen beruhte.

Besonders deutlich wurde dies in den letzten Monaten in der Corona-Diskussion. Unter Merkel schränkte Deutschland die Grundrechte stärker ein als die meisten anderen Staaten. Es gab Unmengen an Reiseverboten, Ausgangsverboten, Berufsverboten, Kontaktverboten. Wer ohne Maske auf einer Parkbank sass oder zu Hause zu viert einen Geburtstag feierte, konnte verhaftet werden.

Der progressive Medien-Mainstream, ohnehin stark Merkel-minded, hatte mit den Restriktionen wenig Probleme. Die *Bild* aber übernahm die Rolle der Freiheitskämpferin und schoss permanent gegen die Beschränkungen von oben.

Die berühmteste Schlagzeile lehnte sich an die Nationalhymne an: «Kanzlerin, wir wollen Einigkeit und Recht und Freiheit.» Unterzeile: «Gleiche Rechte für alle Menschen. Schluss mit Einschränkungen unserer Grundrechte.»

Es war vor allem Reichelt, der das freiheitliche Tremolo Tag für Tag sang, mit Schlagzeilen von der «Corona-Wut» bis zum «Corona-Irrsinn» und «Corona-Wahnsinn». Die *Bild* wurde damit zur Protestplattform all jener Liberalen, denen der Verlust an persönlicher Freiheit in der Pandemie zu weit ging. Der Einfluss stieg stetig, auch in der Politik, wo das Blatt zum Thermometer des Corona-Fiebers im Wahlvolk wurde.

Den grössten Erfolg verbuchte die *Bild* an Ostern 2021, nachdem Angela Merkel einen fünf-tägigen Total-Lockdown während der Feiertage verkündete. «Planlos! Ratlos! Mutlos!» titelte man in den grösstmöglichen Buchstaben auf der Frontseite und stellte sich damit lautstark an die Spitze des Gegenprotests. Einen Tag später blies Merkel den Lockdown wieder ab und entschuldigte sich öffentlich. *Bild*-Schlagzeile: «Merkel gibt Fehler zu und stoppt Oster-Ruhe: Ich bitte um Verzeihung!»

Natürlich beobachteten die Mitbewerber auf dem Meinungsmarkt den Aufstieg der *Bild* mit wachsender Missgunst. Besonders beleidigt war man auf jenen Redaktionen, die sich früher selber als Leitmedien sahen und nun in der zweiten Reihe standen.

«Ein Krawallblatt», kritisierte die *Zeit an Bild*. «Cholerischen Kampagnenjournalismus» kritisierte der *Spiegel an Bild*. «Masslose Kampagnen», kritisierte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung an Bild*. «Masslose Selbstüberschätzung», kritisierte die *Süddeutsche Zeitung an Bild*.

Nur wenige Stimmen in der Medienszene verteidigten die regierungskritische Arbeit der Redaktion. «Unsere Demokratie braucht die Beisshunde des Boulevards», lobte, als seltene Ausnahme, das Polit-Magazin *Cicero*.



Lebendigste Opposition gegenüber Merkels Politik: abgesetzter Bild-Chef Reichelt, Springer-Vorstandsvorsitzender Döpfner.

Bild-Chef Reichelt, der rasante Aufsteiger unter den Meinungsmachern, fühlte sich nun zunehmend in der Rolle des publizistischen Potentaten, der sich gegen alle Gegenkräfte durchzusetzen weiss. Diese Verklärung seiner Heldenrolle, so erklärt man es auf der Redaktion, führte dann auch dazu, dass ihn sein Testosteronspiegel in Körperkontakt mit untergebenen Journalistinnen führte. Dass das heute nicht mehr geht, wusste er selbst und versuchte es darum zu verweideln.

Verklärung der Heldenrolle

Zu Reichelts Entlastung ist anzuführen, dass es bei ihm nie zu Übergriffen kam. Die Journalistinnen gingen freiwillig mit ihm ins Bett. Das ist zeitgemäss. Sich nach oben zu schlafen, war für Frauen in der Medienindustrie, ähnlich wie im Filmgeschäft, zwar eine bewährte und jahrzehntelange Tradition. Seit der MeToo-Welle darf man aber davon ausgehen, dass nur selbstbewusste Frauen mit ihrem Chef aus freien Stücken in die Bettstatt steigen.

Dass der Zeitgeist dann Reichelt dennoch einholte, war für die Blase der Journalisten ein Triumph. Endlich war dieser Störfaktor weg. «Alle grölen vor Freude über dieses Spektakel», beschrieb ein Medienmagazin die branchentypische Stimmungslage.

Das Gegröle hatte indes nicht nur einen moralischen, sondern auch einen ökonomischen Resonanzboden. Denn der Springer-Konzern ist in Deutschland der weisse Rabe. Es ist der einzige Zeitungsverlag, der den Schritt in die digitale Welt gemeistert hat. Das produziert Missgunst.

Deutlich wird die Springer-Sonderrolle bei einem Vergleich mit der kleinen Schweiz. Hier kriegten die führenden Verlage Ringier, TX

Group und CH Media allesamt recht gut die Kurve in die digitale und multimediale Welt. Im grossen Deutschland gelang dies unter den traditionellen Zeitungshäusern nur bei Springer.

Springer verstand die Online-Märkte früher als andere. Vom Umsatz von drei Milliarden Euro stammen heute drei Viertel aus dem digitalen Geschäft. Beim operativen Gewinn von 500 Millionen ist dieser Anteil noch höher. Die wichtigsten Treiber des Profits sind Online-Handelsplätze für Stellen und Immobilien, die Springer von Deutschland über Frankreich bis Grossbritannien betreibt.

Der Firmenwert des Konzerns liegt derzeit bei fast sechs Milliarden Euro, für ein Medienunternehmen eine enorm hohe Bewertung, auch im internationalen Vergleich. Hauptaktionär ist mit rund 35 Prozent die amerikanische Beteiligungsfirma KKR. Der Vorstandsvorsitzende Mathias Döpfner hält etwas mehr als 20 Prozent, ungefähr gleich viel wie Friede Springer, die Witwe des Firmengründers.

Döpfner hatte schneller als andere den Blick für kommende Szenarien. Manche seiner gedruckten Blätter stiess er darum ab, solange er dafür noch gutes Geld bekam. 2014 etwa verkaufte er zehn Presstitel, von *Hörzu* bis *Berliner Morgenpost*, an die Mediengruppe der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*. Er bekam für seine Auslaufmodelle die aus heutiger Sicht gewaltige Summe von einer Milliarde Franken.

Ungefähr gleich viel investierte Springer-Chef Döpfner kurz vor der Reichelt-Entlassung in den Kauf von *Politico*, einer hochprofitablen Politik-Website in den USA. *Politico*, mit 500 Redaktoren bestückt, ist in kurzer Zeit eine der wichtigsten Stimmen im amerikanischen Politbetrieb zwischen Washington und New York

geworden. Springer ist mit diesem teuersten Kauf der Firmengeschichte im journalistischen Wachstumsmarkt USA künftig ein prägender Faktor – und dem kriselnden Heimmarkt wiederum um Längen enteilt.

Mit dem Engagement in den USA wurde Springer dort auf einmal zum potenten publizistischen Player. Die *New York Times*, der die deutsche Medienszene sonst schnurzegal ist, widmete darum den sexuellen Aktivitäten von Bild-Chefredaktor Reichelt einen ellenlangen Artikel. Es beschleunigte seinen Abgang, weil Vorstandschef Döpfner im amerikanischen Klima der Political Correctness kein Risiko eingehen wollte.

Deutsche Neidgesellschaft

Die anderen deutschen Verlagshäuser um Traditionstitel wie *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine*, *Der Spiegel*, *Die Zeit* und *Stern* verschliefen hingegen die kommerzielle und supranationale Drift ins digitale Geschäft. Sie verlegen in Berlin, Hamburg und München weiterhin ihre gedruckten Blätter und reichern sie mit allerlei Online-Editionen an, mit denen sie allerdings kaum Geld verdienen. In der typisch deutschen Medien-Neidgesellschaft sind der digital und international erfolgreiche Springer-Konzern und sein Chef Döpfner darum als Spucknapf ideal.

«Die verlorenen Ehre des Mathias Döpfner», formulierte nach der Reichelt-Episode in kitschiger Böll-Anlehnung der *Spiegel*. «Mathias Döpfner sollte von allen Posten und Ämtern zurücktreten», forderte noch unverblümter der *Stern*.

Das wird Wunschdenken bleiben. Die *Bild* und Springer sind in Deutschland ein Machtfaktor. Machtfaktoren treten nicht zurück.



«Genau der richtige Zeitpunkt, etwas Neues zu machen»: Freddy und Isabella Burger mit Geschäftsführer Andy Stocker (r.) vor dem «Vivenda Miranda».



Glücksfall im Paradies

Wie der Showmanager Freddy Burger in der Pandemie Besitzer eines grandiosen Hotels in Portugal wurde und seinen Gästen das seltene Erlebnis von bezahlbarem Luxus bietet.

Thomas Renggli

Die Wellen schlagen mit tosender Gewalt auf die senkrechten Klippen. Die Gischt wirbelt und schäumt wie das Wasser in einer riesigen Wäscheschleuder. Über einem Fischerboot jagt ein Schwarm Möwen kreischend nach Restbeute. Und am Horizont wird die Sonne als feuerroter Ball vom Meer verschluckt. Dahinter kommt nichts mehr – oder zumindest nicht in Europa. Das nächste Stück Festland liegt in Amerika. Wir befinden uns an der Algarve, jenem Küstenstreifen Portugals, der einst ein eigenes Königreich war, an dem die Sehnsucht der stolzen Seefahrernation vom permanenten Wind in die Seelen der Menschen getragen wird und der heute Touristen aus allen Ecken der Welt anlockt. Am Cabo de São Vicente, am südwestlichsten Punkt Europas, verkauft ein deutscher Auswanderer die «letzte Bratwurst vor Amerika» – und händigt als Supplement jedem Gast ein «Kap-Zertifikat» aus.

Bauchentscheid in der Krise

Unweit dieses mystischen Orts hat Freddy Burger sein neues Glück gefunden. «Ist es nicht wunderbar hier?», fragt er und legt seiner Ehefrau Isabella die Hand auf die Schulter. Die beiden stehen hoch über dem Atlantik und blicken in die Ferne. Seit vergangenem Juli ist der Showmanager und Unternehmer aus Zürich Besitzer des Hotels «Vivenda Miranda» – was auf Deutsch «bewundernswerte Villa» bedeutet. «Der Name passt perfekt», sagt Burger und erzählt mit der Begeisterung eines Teenagers: «Als ich dieses Hotel zum ersten Mal

sah, habe ich mich auf der Stelle in diese einzigartige, wunderschöne Oase verliebt.»

Glückliche Fügung des Schicksals: Das Haus war pandemiebedingt geschlossen und stand zum Verkauf. Weniger glücklich war dagegen der Geschäftsgang in Burgers Show- und Gastronomieimperium. Nachdem am 13. März 2020 der Shutdown der ganzen Schweiz den Stecker gezogen hatte, standen auch Burgers Betriebe still: «Die Corona-Krise hat uns wirtschaftlich hart getroffen. Von einem Mo-

Nachdem der Shutdown der ganzen Schweiz den Stecker gezogen hatte, standen auch Burgers Betriebe still.

ment auf den anderen waren wir ohne Einnahmen – für rund anderthalb Jahre. Aber ich bin ein Mensch, der vorsichtig kalkuliert und nicht über die Stränge schlägt. Auch deshalb besaßen wir genügend Reserven, um mit einem blauen Auge davonzukommen.»

Burger beschreibt sich selbst als «recht rationalen Manager». Da passt es schlecht, dass er ausgerechnet in der grössten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg ein Hotel in einem der strukturschwächsten Länder Europas kauft. Wenn er darauf angesprochen wird, sagt er schmunzelnd: «Tatsächlich haben mich meine Freunde und Bekannten gefragt, wie ich mir das antun könne.» Und er habe geantwortet: «Ja, genau jetzt ist der richtige Zeitpunkt, nochmals etwas Neues zu machen.» Es sei ein Bauchentscheid gewesen, sagt Burger – und fügt sofort an: «Vor allem bin ich Geschäfts-



«Die Natur, das Klima, die Menschen, das Angebot, die Küche»: Burgers Hotel-Anlage an der Algarve.

mann. Und zwischen Bauch und Kopf besteht bei mir eine direkte Verbindung.» Er sei überzeugt davon, dass Portugal – insbesondere die Algarve – ein noch nicht ausgeschöpftes Potenzial besitze; ein Potenzial, das in den nächsten Jahren erst noch entdeckt werden wird. Burger gerät ins Schwärmen: «Die Natur, das Klima, die Menschen, das sportliche Angebot, die Küche.»

Das «Vivenda Miranda» passt perfekt in diese Umgebung – mit der schier unschlagbaren Lage als wichtigem Verkaufsargument. Den Standort verdankt das Gebäude einer

Auf der Restaurantterrasse scheint man über dem stahlblauen Wasser zu schweben.

glückhaften Konstellation. In seinem ursprünglichen Zustand wurde es im 19. Jahrhundert als Herrschaftssitz einer englischen Adelsfamilie zu einer Zeit errichtet, als es noch keine Bauverordnung gab. Und als es in den 1990er Jahren neu erstellt wurde, konnte man sich auf die bestehenden Grundmauern berufen. Denn mittlerweile gilt für Neubauten ein Mindestabstand zur Küstenlinie von 200 Metern. So thront die in roten Pastelltönen gehaltene Anlage mit 2900 Quadratmeter Wohnfläche und einem Gesamtumschwung von 7500 Quadratmetern hoch über dem Atlantik wie auf einem unsichtbaren Plateau. Auf der Restaurantterrasse scheint man über dem stahlblauen Wasser zu schweben. Mit etwas Glück kann man sogar die Delfine beim Spielen beobachten. Die Küche wird dem Anspruch der Szenerie problemlos gerecht. Der deutsche Spitzenkoch Christoph Vogt bietet ein internationales Angebot mit einer grossen Auswahl an frischen Fischen und einem exzellenten Lammkotelett. Freddy Burger freilich hat einen anderen Tipp auf Lager: den «Freddy Burger», den vielleicht besten Rindfleisch-Hamburger diesseits des Atlantiks.

Wie in der Loge eines Opernhauses

Die wahre Qualität eines Hotels erkennt man aber erst in den Zimmern. Und hier überrascht das «Vivenda Miranda» die Gäste hinter jeder Türe von neuem. Jeder der 27 Räume ist von der deutschen Künstlerin Christina Meier individuell gestaltet, von Hand gestrichen und liebevoll ausdekoriert. Prunkstück ist die Boutique-Suite, in der man sowohl vom Doppelbett als auch von der Dusche aus direkte Meersicht besitzt.

Auf dem grosszügigen Balkon fühlt man sich wie in der Loge eines Opernhauses – mit dem kleinen Unterschied, dass man nicht auf eine Bühne blickt, sondern auf die weissen Stränden, rötlich strahlenden Felsformationen und einer Wasseroberfläche, die

in allen Blau- und Grüntönen leuchtet; und das zu einem überschaubaren Preis ab 385 Euro pro Nacht. «Bezahlbaren Luxus» nennt es Freddy Burger – und schiebt nach: «Einen schöneren Ort kann ich mir kaum vorstellen.»

Seine Worte erhalten im «Rei das Praias» noch mehr Gewicht. Es ist eine ehemalige Strandbar an der malerischen Bucht «Praia dos Caneiros», die zu einem der besten Fischrestaurants befördert wurde. Die Aussicht über den Atlantik ist atemberaubend. Ein grosser Felsen steht wie ein gewaltiger Monolith in der Brandung. Obwohl das Wasser auch in der heissesten Jahreszeit kaum über 23 Grad warm wird, tummeln sich noch Ende Oktober viele Menschen im Meer. Es scheint, als gehe der Sommer hier nie zu Ende. Doch der Blick auf das unbeschwer-

che Begegnungen, die Burger an diesen Ort binden und ihm eine feste emotionale Basis geben. «Ich werde hier behandelt wie ein Einheimischer», sagt er.

Vor vierzig Jahren erstand er an diesem damals noch wenig erschlossenen Ort seine erste Liegenschaft und gestaltete sie (als gelernter Hochbauzeichner) eigenhändig um. Heute ist die Villa mit grossem Swimmingpool und präzise geschnittenem Rasen für ihn einer seiner wichtigsten Kraft- und Fluchtorte.

Hohe Golfer-Dichte

Hier tankt der Erfolgsmanager neue Energie, hier holt er Schwung für neue Ideen und Visionen. Schliesslich fühlt er sich auch mit 75 Jahren noch längst nicht am Ende seiner Schaffensperiode. Die Kraft schöpft er vor allem auch aus seiner Beziehung mit der zwanzig Jahre jüngeren Isabella. Die beiden kennen sich schon lange, haben Kinder aus früheren Ehen, sind ein eingespieltes Team – obwohl sie aus Welten kommen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Burger, als Arbeiterkind im Zürcher Aussenquartier Schwamendingen aufgewachsen, ist der gelegentlich hemdsärmelige Macher, der in Zürich einst die legendären Nachtclubs «Joker» («Adagio») und «Mascotte» lancierte, während vier Jahrzehnten mit geschickter Hand und kühlem Blut Udo Jürgens durchs oft überhitzte Showgeschäft lenkte und letztlich einen Konzern mit zwanzig Firmen und 200 Festangestellten etablierte. Isabella, die studierte Psychologin, begleitet Menschen «in schwierigen und herausfordernden Lebensphasen». Dafür nutzt sie neben konventionellen Methoden auch hypnotische Elemente. Geht man von der These aus, dass sich Gegensätze anziehen, sind Freddy und Isabella Burger das beste Beispiel dafür, dass dies stimmt.

Emotional ist Isabella die wichtigste Stütze von Burger; auch was das Hotelprojekt betrifft. Sie war von der Anlage sofort ebenso begeistert, und sie lernte ihren Ehemann bei den Verhandlungen von einer ganz neuen Seite kennen: «Ich war beeindruckt, wie hart und zielorientiert er in den Gesprächen mit dem früheren Besitzer auftrat.» Hätte Isabella das Vorhaben aber nicht voll und ganz unterstützt, Freddy Burger wäre kaum zum Hotelbesitzer geworden.

Geschäftlich kann er sich auf den erfahrenen Gastronomen und Hotelier Andy Stocker verlassen. Der Spross einer bekannten Familie und Cousin des bekannten Klimawissenschaftlers und Umweltphysikers Thomas Stocker sowie des Grossbäckereibesitzers Urs Stocker führt seit Jahrzehnten in Lagos, unweit von Burgers Domizil, den «Carvoeiro Clube», eine exklusive Villenanlage, in der auch Burger vier Häuser besitzt sowie weitere Ferien-Resorts. Stocker war es, der Burger vor anderthalb Jah-



ARTHUR'S FINEST
EST. 2020

BLAUMANN

Blaumann-Jeanshosen
Produkt aus Deutschland stammend.

www.arthursfinest.com

Treiben macht auch deutlich, dass mit dem Ozean nicht zu spassen ist; zu unberechenbar sind die Strömungen, zu hoch die Wellen. Die Rettungsschwimmer stehen in Viererformation einsatzbereit am Strand und holen immer wieder Badende aus dem Wasser, die sich zu viel zumuten. Denn schon mancher ist hier wie von Geisterhand auf das offene Meer hinausgezogen worden.

Wenn Luis Filipe mit den Menüvorschlägen an den Tisch tritt, sind diese Gedanken weit weg. Der Mann führt mit seiner Familie diesen unkonventionellen Betrieb seit vierzig Jahren, kennt die meisten Gäste mit Vornamen und kauft den Fischern persönlich das Meeresgetier ab: Als er Freddy Burger sieht, leuchten seine kleinen Augen und verstärkt sich sein verschmutztes Schmunzeln zu einem fröhlichen Lachen. Es sind auch sol-



«Im Herbst sind die Farben besonders intensiv.»

ren auf das Hotel «Vivenda Miranda» aufmerksam machte; er ist es, der das Haus heute als Pächter zusammen mit der Geschäftsführerin Patricia Bürer leitet. Von den Angestellten wird er respektvoll «Direktor» genannt.

Stocker schaut dafür, dass in diesem speziellen Betrieb die Scharniere funktionieren und die einzelnen Rädchen perfekt ineinandergreifen. Zur Philosophie des Hauses sagt er: «Wir richten unser Angebot an Individualreisenden mit hohen Ansprüchen aus.» Im Sommerhalbjahr sei die Auslastung gut. Entscheidend für den kommerziellen Erfolg sei

aber der Winter. Dann hofft er, unter anderem Golfspieler anzulocken. Denn kaum an einem anderen Ort der Welt ist die Dichte an Golfplätzen höher. Allein zwischen der spanischen Grenze und der Westküste warten 45 Courses auf die ambitionierten Spieler.

Weit weg vom Stress

Grossen Wert legt Stocker ausserdem auf das kulinarische Angebot. Offenbar hat sich dies auch schon im Kreis des Sportadels herumgesprochen. Kürzlich gab sich der frühere Tennis-Weltranglistenerste Stefan Edberg die

Ehre. Er soll von Küche und Service begeistert gewesen sein und seine Rückkehr bereits angekündigt haben.

Zufall ist das nicht. Denn mit dem Besitzerwechsel wurde ein Grossteil des Personals ausgewechselt und damit neue Dynamik und frischer Schwung entfacht. Zuvor hatte Urs Wild, ebenfalls ein Schweizer, den Betrieb während dreissig Jahren mit viel Herzblut geführt. Weil sich die Nachfolge aber nicht innerhalb der Familie regeln liess, entschied er sich zum Verkauf. Dass bei der neuen Crew viele Abläufe für die Angestellten noch neu sind, bemerkt der



Gast nie. Der Service ist überaus freundlich, die Mitarbeiter sind hochmotiviert und lesen den Gästen jeden Wunsch von den Augen ab. Und der Stress des Alltags wird schon am Morgen konsequent ausgeblendet.

Anstelle des mittlerweile branchenüblichen Frühstücksbuffets, an dem es spätestens nach dem fünften Gast so ähnlich aussieht wie nach der Schlacht bei Waterloo, wird die erste Mahlzeit des Tages auf Bestellung und direkt an den Tisch serviert – dazu gehört auch der frischgepresste Orangensaft, der tadellose italienische Kaffee sowie die Omelette mit der

perfekten Konsistenz. So kann man die Aussicht ohne Hektik und Gefühl der Torschlusspanik geniessen und Pläne für den weiteren Tag schmieden: Soll man schwimmen gehen? Soll man an der endlosen Küstenlandschaft auf den spektakulären Holzstegen spazieren? Soll man am Swimmingpool einfach die Seele baumeln lassen? Oder den Nachmittag im Spa- und Wellnessbereich geniessen? Was immer man auch tut, etwas wird man kaum vergessen: Freddy Burger und Andy Stocker zu danken, dass sie diesem kleinen Paradies neues Leben eingehaucht haben.



THIEL

Antifa

Impfkampagnenleiter: Die Chefs haben sich alle impfen lassen, aber das Personal macht nicht mit.

Praktikantin: Das zeigt, dass die Chefs die eigentlichen Befehlsempfänger sind.

Impfkampagnenleiter: Wie meinen Sie?

Praktikantin: Am obrigkeitstgläubigsten ist die Obrigkeit.

Impfkampagnenleiter: Ist Obrigkeitstgläubigkeit nicht eher ein Phänomen der Unterschicht?

Praktikantin: Hierarchien nehmen doch nur Menschen ernst, die ohne diese Hierarchien nichts wären.

Impfkampagnenleiter: Die Praxis scheint Ihnen Recht zu geben. Die Kader beugen sich schnell dem Druck von oben, während das Fussvolk dem Druck widersteht.

Praktikantin: Alles Gute kommt von oben, ausser oben sitzt die Obrigkeit.

Impfkampagnenleiter: Und dennoch ist es uns gelungen, eine erste Gruppe der Unterschicht durchzuimpfen.

Praktikantin: Wen? Die Rentner?

Impfkampagnenleiter: Nein, das haben wir zwar versucht, aber gerade die Rentner sind besonders renitent.

Praktikantin: Wie kommt das? Die bilden doch die grösste Risikogruppe.

Impfkampagnenleiter: Ja, aber sie sind auch am unabhängigsten. Wer nicht im Pflegeheim oder Spital liegt, entzieht sich jeglicher Hierarchie.

Praktikantin: Welche Untergruppe hat sich denn vollständig durchimpfen lassen? Die Polizei? Das Militär?

Impfkampagnenleiter: Die Antifa.

Praktikantin: Die Antifa?

Impfkampagnenleiter: Ich war auch verblüfft. Noch verblüffender ist das Resultat.

Praktikantin: Wieso? Ist die Antifa durch die Impfung gesünder geworden?

Impfkampagnenleiter: Nein.

Praktikantin: Friedlicher?

Impfkampagnenleiter: Nein.

Praktikantin: Was denn?

Impfkampagnenleiter: Obrigkeitstgläubiger.

Andreas Thiel

Zurück zur Kernenergie

Nr. 42 – «Durchregieren, bis der Strom ausgeht»
Hubert Mooser zur Schweizer Energiepolitik

«Après moi le déluge», das charakterisiert treffend die Strompolitik unserer Energieministerin und deren Vorgängerin. Die Prognosen lassen keinen Zweifel daran, dass wir mit grossen Schritten auf eine Stromversorgungslücke zusteuern. Mit der vielgepriesenen Energiestrategie 2050 lässt sich eine künftige Stromknappheit nicht vermeiden, da es völlig unrealistisch ist, den Strombedarf allein aus Wasserkraft und sogenannten alternativen Quellen zu decken. Der Verzicht auf Kernenergie, wie er mit dem Verbot der Erteilung neuer Rahmenbewilligungen im Kernenergiegesetz festgeschrieben wurde, wird sich nun rächen, zumal auch das benachbarte Ausland kaum mehr in der Lage sein wird, uns auszuweichen. So wird man auf Gaskraftwerke ausweichen müssen, die alles andere als CO₂-frei produzieren. Es wäre dringend geboten, dass mit einem Vorstoss aus dem Parlament der Anstoss gegeben wird, das unsägliche Kernenergieverbot wieder aufzuheben und die Versorgung unseres Landes mit dieser praktisch CO₂-freien Energie, die fast 40 Prozent zur Versorgung beiträgt, auch künftig zu ermöglichen.

Ulrich Fischer, ehem. NR, Seengen

Positiv und differenziert

Nr. 41 – «Blühender Paria-Staat am Horn von Afrika»
Pierre Heumann über Somaliland

Vielen herzlichen Dank für den positiven, differenzierten, der Realität entsprechenden und sauber recherchierten Artikel über Somali-

land. In keiner anderen Zeitung habe ich in den letzten Jahren über Somaliland gelesen. Ich bin Exilsomalierin und kann bestätigen, dass die offiziellen, staatlichen Entwicklungsgelder keine Dauerlösung sind, da sie missbraucht werden und nur Unzufriedenheit und Krieg fördern.

Khadija Jaamac, Bern

Linke Unmoral

Nr. 41 – «Cédric, der Aufgeblasene»
Kolumne von Christoph Mörgeli

Hat der SP-Mann wirklich das Gefühl, das Christentum aus dem öffentlichen Leben verbannen zu können? Das Problem ist, dass viele Linke in unserem Land gegenüber moralischen Dingen unsensibel geworden sind, weil die Unmoral so überhandgenommen hat. Das ist ein gefährlicher Zustand, denn Gottes Geduld währt nicht ewig.

Arash Yaraghchi, Winterthur

Schon Salomo sagte: «Stolz kommt vor dem Zusammenbruch.» Und Hochmut kommt vor dem Fall. Das gilt auch für den verblendeten und vollmundigen Cédric Wermuth.

Christian Walther, Dornach

Selber entscheiden

Nr. 41 – «Hass, ein Plädoyer»
Editorial von Roger Köppel

Hass wird tabuisiert, unter Strafe gestellt und negiert. Meine bescheidene Lebenserfahrung hat mir gezeigt, dass Tabus, Redeverbote, Denkverbote so gefährlich wie sinnlos sind. Was bekämpft wird, wird fokussiert, was fokussiert wird, persistiert. Sprich, der beste Weg,

Hass zu fördern, ist, ihn zu unterdrücken. Soweit ich das begreife, geht es im Leben darum, eigene Erfahrungen mit den sogenannten guten wie auch schlechten Dingen des Lebens zu machen. Das Leben in seiner Bandbreite zu erfassen, Entscheidungen zu treffen. Ich möchte selbst herausfinden, was gut und schlecht oder dazwischen ist. Ich möchte mir nicht von grünschnäbligen Gutmenschen-Gouvernanten vorschreiben lassen, wie ich mein Leben auszurichten habe.

Ewald König, Neuhausen

Was ist mit Möriken?

Nr. 41 – «Mein Leben als Mohr»
Reinhard Mohr über seinen Familiennamen

Ich wohne in einem Nachbardorf von Möriken AG, mit einem richtig «schwarzen» Mohr im Gemeindewappen. Wahrscheinlich fragt man den Negus von Äthiopien an, ob der Name und das Wappen bleiben darf. Was machen alle mit den Namen Schwarz, Weiss, Blanc, Noir, gar Négré oder Negro? Ausdrücke wie Rothäute, Gelbgesichter, Schlitzaugen und Langnasen – alles böse gemeint? Sicher nicht. Es sind menschengemachte Wertvorstellungen. Zum Vergleich: Sagen Sie einmal jemandem, Sie seien Pazifist! Aufgepasst, die Zuordnungen gehen von Drückeberger über Weichei bis zu Gandhi.

Urs Maurer, Birm

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Martin Heller (1952–2021) James Michael Tyler (1962–2021)



Gespür für Zwischentöne: Martin Heller.

Sprühende Magie und komplexe Technik bei der künstlichen Wolke in Yverdon, verträumter Charme in Neuenburg, und mit dem Monolithen in Murten eine rostige Intervention der Poesie. Die Expo 2002, die 1999 im finanziellen Fiasko zu versinken drohte, wurde mit Verzögerung doch noch zum Ereignis, das die ganze Nation in ihren Bann zog und an der Grenze zwischen West- und Deutschschweiz zur Begegnungsstätte der Landeskulturen wurde. Es war das Meisterwerk von Martin Heller.

Der Basler Kulturunternehmer hatte als künstlerischer Direktor der Landesausstellung den schwierigen Nachlass von Pipilotti Rist übernommen und das Generationenprojekt in die richtige Bahn gelenkt. Er tat es mit feinem Gespür für Zwischentöne und für die Nuancen der schweizerischen Eigenheit. Und er lebte das Credo vor, stets neugierig zu sein und die Welt aus einer ganzheitlichen Optik zu betrachten.

Den Blick schärfte er schon bei seiner Ausbildung an der Kunstgewerbeschule in Basel zum Zeichenlehrer. Später studierte er an der Universität seiner Heimatstadt Ethnologie, Kunstgeschichte und europäische Volkskunde. Parallel dazu schrieb er Kunstkritiken und leitete als Kurator Ausstellungen. Heller verlieh dem Alltäglichen einen überwältigenden Tiefgang, brachte Sinnlichkeit, Verspieltheit und Vergnüglichkeit zusammen. Er führte die Menschen mit seinem Schaffen auf eine neue Sinnesebene. In der Ausstellung «Dialog im

Dunkeln» befasste er sich mit der unterschiedlichen Wahrnehmung von Blinden und Sehenden – und lieferte damit die Initialzündung zum Gastronomiekonzept «Blinde Kuh». 1990 wurde er Direktor des Museums für Gestaltung in Zürich. Später wirkte er als Dozent an diversen Hochschulen im In- und Ausland. Er verband Qualitäten, die auf den ersten Blick nicht zusammenpassen: Kreativität und Fantasie mit Organisationstalent und Realitätsbewusstsein. «Martin Heller besass eine Dimension mehr als die meisten seiner Mitmenschen», sagt ein langjähriger Weggefährte. Heller verantwortete als Kurator den Auftritt von Linz als europäischer Kulturhauptstadt 2009.

Das Konzept für das Humboldt-Forum in Berlin (2010) und das 500-Jahre-Jubiläum der Zürcher Reformation (2019) waren weitere Wegmarken seines Schaffens. Die tiefsten Spuren hinterliess er in der Schweiz aber als «Mister Expo.02». Franz Steinegger, der damalige Delegierte des Bundes im Steuerungskomitee, sagt: «Für mich war Martin Heller entscheidend, dass ich mich auf dieses Projekt einliess. Nur mit solchen Personen kann man es wagen. Er machte aus einer reinen Kulturveranstaltung eine Landesausstellung.»

Vergangene Woche ist Martin Heller – drei Tage vor seinem 69. Geburtstag – in Zürich seiner Krebserkrankung erlegen. Die Schweiz verliert einen grossen Denker und visionären Lenker. *Thomas Renggli*

Weissblond mit klaren weichen Gesichtszügen war er in weit über hundert Folgen der wichtigste Sidekick jener Clique, die sich permanent mit sich selbst und ihren verqueren Beziehungen beschäftigte. Nur wenn sich die «Friends» in ihrem New Yorker Stammlokal, einem sehr angesagten Coffee-shop, einfanden – und das war häufig –, trafen sie auf «Welt», und die wurde nicht zuletzt von Gunther verkörpert, dem sehr engagierten Barista. Denn der war unsterblich verliebt in Rachel, die Jennifer Aniston verkörperte.

Daraus entzündeten sich oft knappe, aber sprühende Dialog-Sketches, die auf Missverständnissen gründeten und daraus ihren Witz entwickelten. Häufig genügten auch Blicke von James Michael Tyler als Gunther, der hinter der Theke oder Kaffeemaschine schmachtende Blicke Richtung Rachel warf und die Fans von «Friends» regelmässig zum Lachen brachte.

Bald galt Gunther als siebter Freund der sechs «Friends». James Michael Tyler begann als Bühnenschauspieler, wurde Produktionsassistent, ehe er von 1994 bis 2004 die Nebenrolle in «Friends» spielte. Darin fiel er bald auf, sodass er auch in anderen Sitcoms wie «Just Shoot Me!» oder der irren Arztserie «Scrubs» kleine, aber auffallende Rollen erhielt. Dennoch blieb «Friends» sein grösster Erfolg. Vor allem das Zusammenspiel mit Jennifer Aniston prägte sein Profil, mit häufig wortlosen, urkomischen Auftritten. In Los Angeles, wo er lebte, versuchte er sich auch als Komponist. James Michael Tyler starb an Prostatakrebs.

Wolfram Knorr



Siebter Freund: Schauspieler Tyler.

Selbsteilungskräfte

Die Störungen in den internationalen Lieferketten rufen Problemlöser auf den Plan.



Lahmgelegte Transportwege sind in den Medien zum Aufregerthema ersten Ranges geworden. Corona habe Lieferketten zerstört, Logistiknetze zerrissen, Verträge hinfällig gemacht, heisst es. Das Weihnachtsgeschäft werde durch weltweite Lieferschwierigkeiten vermiest, meldet ein Medium nach dem andern. Bilder von riesigen Containerbergen sollen veranschaulichen, in welch gigantischem Ausmass die Weihnachtsgeschenke nun blockiert seien, sie würden nicht zum Fest ankommen, und zudem fehle es vielerorts auch an Treibstoffen, ja gar Nahrungsmitteln.

«Der Welthandel steht weiter im Bann gravierender Containerstaus, und eine Entspannung zeichnet sich nicht ab», schreibt das Kieler Institut für Weltwirtschaft, das in Sachen globale Wirtschaft und Welthandel die professionelle Übersicht hat. Mittlerweile seien rund 9 Prozent der weltweiten Frachtkapazität in vier grossen Warteschlangen blockiert.

Über die Hälfte davon stauet sich vor Häfen in den USA. Vincent Stamer, Betreuer des Kiel Trade Indicator, der die Intensität des Welt Handels wie auf einem Radarschirm zeigt, sieht keine rasche Lösung und sagt: «Erstmals stauen sich die Frachter nun vor den grossen Seehäfen Chinas und der USA gleichzeitig in besorgniserregendem Ausmass.»

Viele Länder in Europa und Amerika leiden seit Wochen unter schwachen Importen. Deutsche Logistik-Fachleute fürchten, dass die Lieferkettenprobleme bis Mitte 2022 dauern werden. Steigende Containerpreise und Frachtraten, ein Mangel an Vorprodukten wie Halbleiter und Personalengpässe bei Last-

wagenchauffeuren türmten sich zu einem regelrechten Probleberg. Eine Mangelwirtschaft zeichnet sich ab, die das Wirtschaftswachstum hemmt, so scheint es jedenfalls, Prognosen werden nach unten korrigiert. Handelszahlen zur Schweiz zeigen allerdings noch keine grossen Beeinträchtigungen von Import und Export bis Ende September. Und gerade kürzlich meldete Japan steigende Handelsvolumen.

Deshalb ein zweiter Blick: Warum soll das dermassen dramatisch sein, wenn die Nachfrage das Angebot einmal deutlich übertrifft? Nach Corona gibt es einen grossen Aufholbedarf in vielen Unternehmen, die Produktionslücken hatten, sie brauchen nun wieder mehr Vorprodukte. Und die Konsumenten schrauben ihre Nachfrage auch wieder höher. Das gibt Stress in Lieferbeziehungen, vor allem weil alle gleichzeitig gleich reagieren.

Klar, es ist ärgerlich, wenn in China Corona-Fälle oder Energieengpässe immer wieder den Hafenbetrieb stören. Und es ist mühsam, wenn die von Gewerkschaften geprägten Häfen in Kalifornien beim Entladen der Schiffe Warteschlangen verursachen.

Aber ineffiziente Häfen, Pandemie-Rituale oder Machtspiele in den Arbeitsmärkten können nicht ewig dauern. Wenn es um wirklich grosse Risiken und Engpässe in der Wirtschaft geht, dann schlägt die Stunde der Problemlöser.

Dann gibt es nämlich maximale Anreize, Alternativen und Umgehungsmöglichkeiten zu suchen, neue Verbindungen zu knüpfen, Innovationen zu vermarkten. Selbsteilungskräfte sind das, das gilt nicht nur bei Störungen durch mangelhafte Infrastruktur und lahme

Dienstleistungen, sondern auch für die andere Seite des Marktes, die Nachfrageseite.

Kunden oder Konsumenten werden bei allzu langen Wartezeiten nicht einfach stillhalten, sondern bald auf neue Wünsche umschalten, die eher erfüllbar erscheinen als die alten. Dann werden die Waren in den Schiffen plötzlich weniger begehrt, ja zu Ladenhütern und damit zum Problem der Anbieter, die heute das Gefühl haben, sie könnten als Könige der Lieferketten nun so richtig den Tarif durchgeben.

Aus Kosten mach Nutzen

Kampagnen zur Förderung der Elektromobilität sind oft einfallsreich und raffiniert. Junge Familien etwa inszenieren in Videos ihren Entscheidungsprozess beim Kauf eines neuen Autos: Kosten-Nutzen-Analysen vor laufender Kamera. Erster Pluspunkt für Elektro: Die Kinder sind nicht mehr ganz klein, so dass der grosse Familien-Van mit dem Dieselmotor nicht mehr nötig ist, also weg damit und auch weg mit dem schlechten Gewissen. Dann schwärmt die Frau über die sagenhafte Beschleunigung des E-Autos an der Ampel (wieder Plus für E). Schliesslich kommt die Frage nach der Reichweite des E-Autos auf. Heikles Thema, könnte einen Minuspunkt bringen, denn 300 Kilometer pro Batterieladung machen auf langen Fahrten einige halbstündige Lade-Stopps nötig. Aber auch das sieht man positiv: Die E-Fans, heisst es, finden an der Stromtankstelle so zu geselligen Gesprächen zusammen, das bereichert Alltag und das Wissen. Die Propagandaleute wissen, wie man Kosten zu Nutzen umdeutet.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Er war der Grossmeister
des Chansons:
Zum 100. Geburtstag
von Georges Brassens.
Christophe Büchi, Seite 64



Erst jetzt wird klar, dass wir nicht Gott sind.

Pieter Claesz (1596–1661), Stilleben mit Schinken, 1641 – Mag gut sein, dass die gegenwärtige Krise des Menschen mit der Entgötterung der Natur zusammenhängt. Erst als all die Naturgötter für einen einzigen zur Hölle geschickt wurden, schien das Gleichgewicht zwischen der Gier des Menschen und den Gaben der Welt aus dem Einklang zu fallen. Und der einzige Gott verlangte offenbar: «Füllt die Erde und unterwerft sie und waltet über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die auf der Erde kriechen»: *Dominium terrae*.

Und so machte sich der Mensch in seiner Masslosigkeit daran, seinen Tisch mit immer

ausgefalleneren Gaben zu decken, überlud ihn mit allen irdischen und trotzdem himmlischen Köstlichkeiten. Als ob es keine Endlichkeit von allem gäbe und er, schmatzend zur Symphonie des Genusses und voller Eitelkeit, ein Elysium verspeisen müsste, um satt zu werden.

Er waltete nicht über die Erde, die Fische, die Vögel und all die anderen Tiere, er wütete in, auf und unter ihnen. Gedankenlos fast leibte er sich alles ein, von immer weiter her kamen die Speisen, die sein Sein verfeinern sollten. Zuerst bereicherte sich das Grossbürgertum an den kulinarischen Preziosen der Welt, darauf folgte der Aufstieg einer gefräßigen Mittelschicht vol-

ler Nachholbedürfnis, schliesslich die Demokratisierung der Delikatessen; Austern für alle, Rindsfilet für jeden, runtergespült mit Wein aus aller Welt.

Erst jetzt, da die Ozeane leer werden, die Erde verwüstet, der Bauch der Erde die unstillbare Sehnsucht unserer Mägen nicht aufnehmen kann, wird klar, dass wir im Gefühl der Satttheit vergessen haben, dass wir nicht Gott sind und die Erde nicht unser Untertan ist, sondern sie der unsere und wir der ihre. Dass wir vielmehr sind wie die Hülle der Walnüsse auf Claesz' Stilleben; zerbrechlich, wenn die Mahlsteine der Erde ihr Werk beginnen. *Michael Bahnerth*

Tonspuren der Kindheit

Die österreichische Schriftstellerin Eva Menasse fasziniert durch ihre Unangepasstheit. Ihr neuester Roman «Dunkelblum» ist eine Spurensuche zwischen Verleugnung und Vergessen.

Pia Reinacher

Eva Menasse: Dunkelblum.
Kiepenheuer & Witsch. 528 S., Fr. 38.90

Das Faszinierende an Eva Menasse ist ihre bestürzende Unangepasstheit. Nie lieferte sie das, was gerade angesagt gewesen wäre – weder als Schriftstellerin noch als Mitarbeiterin zuerst des österreichischen Wochenmagazins *Profil*, danach als Kulturkorrespondentin für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) in Wien. Niemals gehörte sie ins Feld der selbsternannten Instanzen, die in Medien und Politik im Namen einer selbstdefinierten «Bubble-Öffentlichkeit» jeweils lauthals fordern, was der Zeitgeist gerade so befiehlt.

Obsoleter Moral

Die österreichische Intellektuelle ist immun gegen angesagte Trends. Sie denkt in allen Fragen unkonventionell und vor allem: selbst. Zur heiklen Frage der gendergerechten Sprache etwa positionierte sie sich in der *Zeit* vor einem Jahr rebellisch. Man müsse sich fragen, ob die gendergerechte Sprache aufklärerisch, ein neuer Terror, eine subtile Art der Zensur, ein neues Sektierertum oder tatsächlich emanzipatorisch sei im Sinne des Leitgedankens, dass die Sprache das Denken abbilde. Allerdings meinte sie auch: «Ich werde niemals gender-gerechteschreiben, ich werde immer ungerecht, subjektiv, stur und nach meiner eigenen Façon schreiben. Sexisten und Rassisten dürfen weiterhin in meinen Texten auftreten, sonst wäre das literarische Abbild der Welt ja geschönt.»

Gegen den Strich äusserte sie sich auch 2019 zur Nobelpreisverleihung an Peter Handke. Wenn man behauptete, meinte sie, dass Handkes Haltung in der Serbien-Frage «dumm» gewesen sei, sei sie dabei. Die moralische Qualifikation eines Künstlers in Bezug auf sein literarisches Schaffen sei allerdings obsolet. In jedem Künstlerleben gebe es Abgründe und Irrwege – Stichwort Frauenquäler (Elias Canetti, Ernest Hemingway), Hitlerbewunderer (Knut Hamsun), Kriegstreiber (Anatole France), ehemalige SS-Mitglieder (Günter Grass), männer-

fressende Emanzen (Elfriede Jelinek). Handke verdiene literarisch den Nobelpreis, man solle aber gleichzeitig biografische Schandfleckchen nicht verleugnen, sondern benennen.

Genau diese innere Unabhängigkeit ist einer der Gründe, warum die streitlustige Selbstdenkerin inzwischen zu einer der bemerkenswertesten Schriftstellerinnen der deutschen Literaturszene geworden ist. Wo andere schon längst zu literarisch veredelten Influencerinnen mutierten und marketingmässig optimal

Man muss sie geradezu lieben für ihren Mut, Denkverbote zu missachten und Tabus zu brechen.

verwertbare Positionen vertreten, bleibt die in Wien 1970 in eine katholisch-jüdische Familie geborene Autorin beinahe provozierend sich selbst. Fast scheint es, als ob ihre Abschlussarbeit an der Universität Wien zum Thema «Literarische Schlachtenbummler – Hannibal als Held im historischen Roman» auch ein wenig auf sie abgefärbt hätte. Wie kaum ein anderer Feldherr verblüffte Hannibal in einer taktischen Meisterleistung seine Gegner mit den Elefanten als einer nie dagewesenen «Kampfwaffe» und überrumpelte die Römer mit seiner Alpenüberquerung.



„Und dann haben wir den Hauptpreis beim Gewinnspiel der Gartennendung gewonnen...“

Als wortmächtige und streitlustige Journalistin der *FAZ* jagte Eva Menasse den Politikern ihrer Heimat jeweils mit schonungslosen Berichten über die politisch verfilzten Verhältnisse Österreichs einen gehörigen Schrecken ein; denn sie scheute keine Gegner und entblösste die Schwächen mit eleganter Sprache und ätzendem Humor. Solche Respektlosigkeit war man sich in der k.-u.-k.-imprägnierten, autoritätsgläubigen Politikerklasse Österreichs schlicht nicht gewohnt. Eva Menasse sagt zwar, dass dies auch ein wenig ihrer Jugend geschuldet war und dass sie heute versöhnlicher geworden sei. Dennoch muss man sie geradezu lieben für ihren Mut, Denkverbote zu missachten und Tabus zu brechen.

Die eigenen Wurzeln und die Familiengeschichte beeinflussten ihr literarisches Schaffen, auch wenn Eva Menasse in ihren Romanen nicht autobiografisch verstanden werden möchte. Sie stammt aus einer Familie, in der Katholiken und Juden immer wieder Ehen eingingen. Der 1930 geborene Vater Hans, der eine katholische Mutter aus Mähren und einen jüdischen Vater aus Wien hatte, konnte 1938 nach dem sogenannten Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich mit dem älteren Bruder mit dem letzten Kindertransport nach Grossbritannien emigrieren und rettete so sein Leben. Er wuchs bei Pflegeeltern im Vereinigten Königreich auf. Schon als Kind war er ein Fussballstar. Der Bruder wurde zu einem hochdekorierten Offizier der britischen Besatzungsmacht. 1947 kehrte der Vater nach Wien zurück. In der Familie galt er einfach als jemand, der sehr gut Englisch sprach; geredet wurde über die Judenvernichtung nicht, die auch die eigene Familie traf. Der Vater wurde ein berühmter Fussballer und spielte in den 1950er Jahren als Stürmer in der österreichischen Nationalmannschaft.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, die Eva Menasses Werk von Anfang an bestimmte, hat hier ihre Wurzeln. 2005 debütierte sie fulminant mit dem Erstling «Vienna». Der Roman erzählt über drei Generationen die Geschichte einer christlich-jüdischen Familie, die mit der turbulenten Ge-



Das Komische in der Tragik: Schriftstellerin Menasse.

burt des Vaters im Vorkriegs-Wien beginnt und mit der Frage nach der «richtigen jüdischen Identität», die nach dem Tod der Grossmutter die Familie entzweit, endet.

Gigantischer Romankörper

Die Vorzüge der Erzählerin dieses «Buddenbrooks»-artig ausufernden Familiengemäldes, das in viele Einzelgeschichten zerfällt, sind die ausgeprägte Fähigkeit zu Ironie und Humor sowie ein hochsensibler Sinn für das Komische in der Tragik. Sie liefert ein Panorama der österreichischen Geschichte, des Nationalsozialismus, der Judenverfolgung. Aber der Sound der wilden innerfamiliären Diskurse, die sich im ebenso brillanten wie maliziösen Schlagabtausch entladen, den sich die Familienmitglieder auch noch in den dramatischsten Momenten liefern, gehört zu den bestechenden Vorzügen des Romans.

Oder einfacher: Man kann nicht aufhören, zu lesen, so witzig, turbulent, scharfzüngig geht es hier zu; die Akteure ersparen sich gegenseitig nichts, so dass man sich keine Sekunde langweilt. Natürlich meint man auch die Konturen des berühmten Halbbruders Robert Menasse zu entdecken: unter der Maske eines fiktiven Bruders der Ich-Figur. Dieser entlarvt höhnisch und mit gehörigem Wiener Schmah einen als Heiligen verehrten Präsidenten des österreichischen Skiverbandes als untergetauchten Nazi. Es ist, als ob sich die Tonspuren der Kindheit im Gedächtnis der Autorin eingegraben hätten.

Allerdings ist es auch nicht überraschend, dass Eva Menasse von sich sagt, sie habe sich als Kind sehnsüchtig ein eigenes Klavier gewünscht, das sie schliesslich auch bekam. In traumatisierenden Momenten ihres Lebens habe sie nicht nur wild gespielt, sondern auch

Gesangsunterricht genommen, um ihre Albträume «wegzuspielen» und «wegzusingen».

Ihr neuester Roman bringt beide Strömungen zusammen: Versöhnung, den Versuch einer Annäherung durch das Beenden des kollektiven Verdrängens und Verleugnens und das Benennen der monströsen Gräueltaten an den Juden. «Dunkelblum» ist zwar eine fiktive Metapher. Der Roman erzählt aber die Geschichte des Massakers, das 1945, in den letzten Monaten des Krieges, im burgenländischen Rechnitz geschah. Graf und Gräfin Batthyány feierten in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 in ihrem Schloss zusammen mit der örtlichen SS und Kollaborateuren. Auf dem Höhepunkt des Festes

Es ist, als ob sich die Tonspuren der Kindheit im Gedächtnis der Autorin eingegraben hätten.

brachten sie 185 ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter um, die, geschwächt und krank, am Südostwall arbeiten mussten. Nach dem Massaker feierten sie weiter.

Die Dorfbewohner von Rechnitz verweigern bis heute jede Aussage zum monströsen Geschehen, sie geben weder die Namen der Missetäter bekannt, noch weiss man, wo das Massengrab liegt. Gräfin Margareta von Batthyány erlebte zwar den Einmarsch der Roten Armee, die das Schloss dem Erdboden gleichmachte, es gelang ihr aber die Flucht in die Schweiz. Anklage wurde nie erhoben. Die Gräfin lebte bis 1989 unbehelligt in der Villa Favorita in Castagnola bei Lugano, Besitz ihrer Familie, der Thyssen-Dynastie, und züchtete Pferde.

Mechanismen das Zusammenlebens

«Dunkelblum» setzt ein im Sommer 1989, als der Eiserner Vorhang fällt. Wiener Studenten kommen ins Dorf, stellen unangenehme Fragen und wollen den jüdischen Friedhof wiederherstellen. Ein junger Amerikaner stört die Dorfgemeinschaft mit Recherchen. Eva Menasse entwirft einen gigantischen Romankörper mit vielen Figuren, Dorfbewohnern, Beteiligten, Nachfahren, die an der Erzähloberfläche auftauchen und wieder verschwinden. Erzählt wird – und das verstärkt den sarkastischen Erzähluntergrund – in einer Kunstsprache: einer Art gemütlichem österreichischem Dialekt, was dem Erzählkörper eine scheinbare Aura verleiht. Mehr noch als in «Vienna» geht es Eva Menasse nicht um Denunziation oder Anklage. Sie will wissen, welche paradigmatischen Mechanismen das Zusammenleben einer Gesellschaft bestimmen, die zu solchen Gräueltaten fähig ist, und wie es eine ganze Dorfgemeinschaft, ein ganzes Land fertigbringen, die schrecklichen Ereignisse zu verdrängen, zu verleugnen und zu vergessen – und damit weiterzuleben.

Was Gerechtigkeit bedeutet

Bernadette Conrad

Antje Rávik Strubel: Blaue Frau.
S. Fischer. 432 S., Fr. 36.90

«Man kann das Mädchen aus der Diktatur holen, aber die Diktatur nicht aus dem Mädchen», sagt Rickie, die schillernde Fotografin, von der man als Leserin lange nicht weiss, ob es eine hilfreiche Spur ist, die sie für die gerade frisch in Berlin angekommene Adina auslegt – oder eine äusserst zerstörerische.

Keine Chance für Ostdeutsche

Als Adina, 21-jährig, am 18. September 2006 aus dem tschechischen Liberec aufbricht in die deutsche Hauptstadt, in der «zum ersten Mal eine Frau an der Spitze der Regierung» steht, hat sie eigentlich vor, in anderthalb Monaten wieder zurück bei ihrer Mutter zu sein. Stattdessen liegt eine lange und etappenreiche Reise in den Westen vor ihr. Als Rickie sie zum Praktikum ins Oderland vermittelt, beginnt Adina, diesen bald im Zeichen aggressiver Ost-Erschliessung stehenden «Wilden Westen» zu erkennen. Razvan Stein, der drei Jahre bei der Volksarmee gewesen war, ist nun ins Oderland zurückgekehrt, hat dort Land und ein altes Anwesen gekauft, um «das Gestalten nicht den

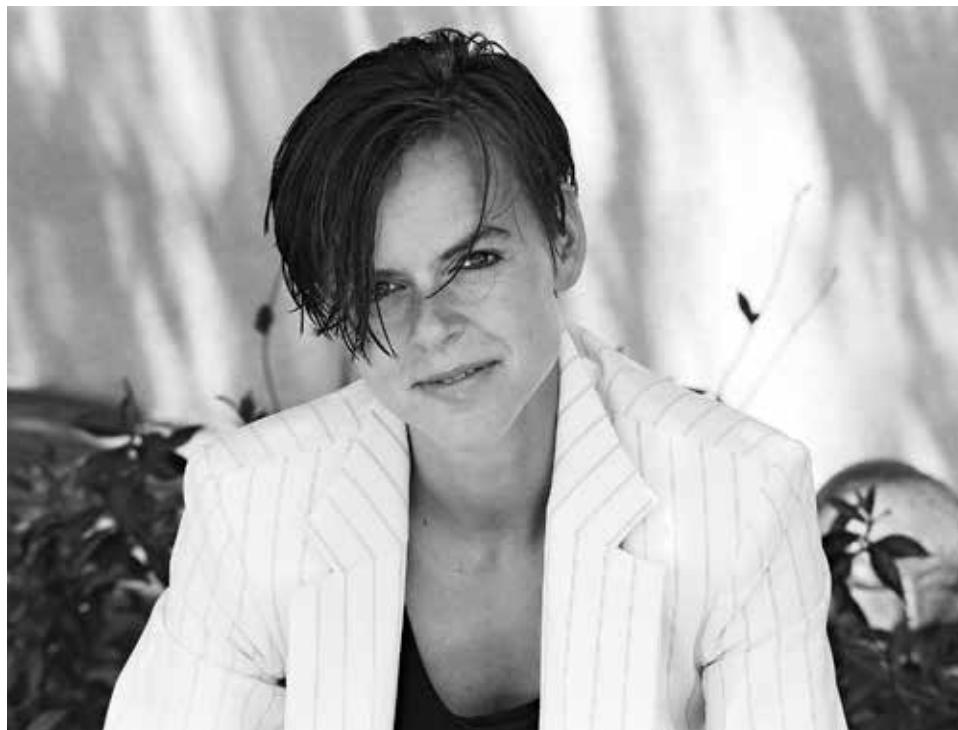
Was Machtmissbrauch konkret bedeuten kann, dies dekliniert der Roman «Blaue Frau» durch.

anderen zu überlassen, nicht den Stuttgartern oder Hamburgern oder Münchnern, denen das Land über Nacht zugefallen war».

Razvan Stein durchschaut die Lage klar; einem Mann aus Berlin, von dem er sich Zukunftshilfe für Förderung erhofft, fasst er die himmelschreiende Ungerechtigkeit nochmals prägnant zusammen: wie den Leuten aus dem Osten, die «mit Elan ihre kleinen Betriebe privatisierten, Schulden angehängt worden waren», so dass sie keine echte Chance hatten. Wohingegen «ein Westler kommen und



Wie Bananen sich einen Streich spielen



Komplex und herausfordernd: Autorin Strubel.

für eine Mark den Betrieb kaufen und die Investition als Steuererleichterung verbuchen» konnte.

Himmelschreiendes Unrecht ist auch – und vor allem – auf einer noch ganz anderen Ebene das innerste Thema des Romans. Razvan Stein, der die Dinge doch scheinbar durchschaut, hat dennoch kein Problem damit, sich gegenüber dem einflussreichen Mann aus Berlin zu verbiegen – und Adina auf eine Weise zu verraten, die ihr Leben umkrempelt und sie weit weg, bis nach Finnland, fliehen lässt.

Antje Rávik Strubel entwickelt ihre komplexe Geschichte auf mehreren miteinander verschränkten Ebenen: Da ist Adinas persönlicher Weg, der sie später in Helsinki in eine liebevolle Beziehung mit Leonides, einem estnischen Professor und EU-Abgeordneten, einem engagierten Menschenrechtler, führen wird. Da ist, in ihm fokussiert, von ihm befördert, die grosse und allgegenwärtige Frage nach politischer Gerechtigkeit in einem sich seit 1990 neu ordnenden Europa: «In diesen gebeutelten Zeiten, sagt er, werden immer öfter Stimmen aus dem rechten Spektrum laut. Estland den Esten und so weiter.

Das zeige die enorme Herausforderung für ein baltisches Land, unabhängig zu sein und gleichzeitig für eine soziale und moralische Ordnung zu sorgen, die jedem Einzelnen ein Leben in Würde und Stolz zugestehe. Was 1990 das Einfachste gewesen zu sein schien, erweise sich heute als das Schwierigste.» Denn wie kann Gerechtigkeit zum Baustein einer staatlichen Identität in einem Land werden, das, zum Beispiel, neben Russland liegt, wo «dieselben Leute uns Balten vor 1990 noch ins Gesicht geschossen haben»?

Und was ist mit diesen Grundbausteinen Gerechtigkeit und Menschenwürde, wenn jemand, der sich ihre Erarbeitung auf die Fahne schreibt und sich dafür loben und auszeichnen lässt, zugleich zur verbrecherischen Tat einer genau geplanten Vergewaltigung in der Lage ist? Was Machtmissbrauch konkret bedeuten kann, wie leicht nicht nur Einzelne, sondern auch politische Strukturen mitunter an der Vertuschung einer solch brutalen Spaltung mitwirken – dies dekliniert der Roman durch, indem er das, was auf den grossen politischen Bühnen geschieht, zusammendenkt mit dem, was auf der intimsten persönlichsten Ebene in jemandem wie Adina passiert, die nach der Erfahrung der Vergewaltigung um ihr seelisches und soziales Überleben kämpft.

«Kleiner Mohikaner»

«Sie braucht einen Menschen, der wach ist und es aushält, da zu sein, und nicht von einer bequemen Resignation zermahlen wird [...] Sie braucht einen Menschen, der auf die Barrikaden geht.» Entscheidend ist irgendwann, nicht allein zu sein in der Einschätzung und im Empfinden von richtig und falsch, den Grundbegriffen von Gerechtigkeit. Nur so kann Adina ihr innerstes Kraftzentrum, den «kleinen Mohikaner» in sich, wie sie ihn nennt, aktivieren und versuchen, Dinge wieder in ihre Ordnung zu bringen.

Die mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnete Antje Rávik Strubel hat ein komplexes und herausforderndes Buch geschrieben, das weit geht mit seiner Frage: Was kann Gerechtigkeit bedeuten – wenn man sie wirklich ernst nimmt?

Buchmesse

Arme Welt der Bücher

Moritz Rinke

Früher war es auf der Frankfurter Buchmesse immer zu voll, jetzt war es plötzlich zu leer.

Früher habe ich mich zu meinen Buch-Terminen durch die engen Gänge gezwängt, immer auf Tuchfühlung mit Leserinnen und Lesern und dem Rest der ganzen Branche; man grüsste, umarmte, küsste, es war meist unfassbar heiss, stickig und irgendwie stressig – aber im Nachhinein betrachtet: herrlich.

Jetzt laufe ich auf sechs Meter breiten Gängen allein durch die Halle 3.1., «Literatur und Sachbuch». Ab und an kommt mir jemand entgegen, den ich nicht kenne und oder wegen der Maske gar nicht erkennen kann. Vereinzelt Verlagsvertreter sitzen hinter den aufgestellten Infektionsschutzscheiben ihrer Stände und starren in die Leere. Wo sich in dieser Halle früher die deutschsprachigen Verlage Stand auf Stand drängten, sehe ich jetzt weisse, sterile Werbeflächen der Deutschen Bundesbank mit Broschüren zur Geldpolitik, dahinter den Stand der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der so wirkt, als sei die Zeitung mit ihrem weissen glänzenden Stand wie mit einem Raumschiff auf dem Mond gelandet.

Unweit davon blickt man auf riesige, ebenso mondleere Stände der Bundesländer Sachsen-Anhalt und Thüringen, neben der Presse des Katholischen Bundesverbandes. Als ich einen der Vertreter anspreche, was denn der Katholische Bundesverband hier in der Literatur-Halle mache oder gar die Deutsche Bundesbank, sagt er: «Weiss ich nicht», und schaut auf seinen Standrechner, auf dem im Stream Ajax Amsterdam gegen Borussia Dortmund läuft.

Vielleicht braucht man auch keine Literatur-Stände mehr. Wann immer ich einen Verlagsvertreter sehe, starrt er in seinen Social-Media-Account, in den sich die Buch-

messe mittlerweile verschoben zu haben scheint. Je mondähnlicher und kühler die Präsenzwelt der Bücher wird, umso erhitzter ist der Aktionismus in den Accounts.

Zum Auftakt der Messe hatte eine schwarze Autorin, die auch Aktivistin in den sozialen Medien ist, ihren Auftritt auf der Buchmesse abgesagt. Ein neurechter Kleinverlag, ebenfalls in Halle 3.1. vertreten, hatte die Autorin in den sozialen Medien rassistisch beleidigt. Ich verstehe die Absage der Autorin sofort, bis mir klar wird, dass ihre Absage eigentlich das viel perfektere Buch-Marketing ist als eine Buchmesse selbst. Bücher werden offenbar weniger in literarischen Gesprächen vorgestellt, sondern mehr über andere Mittel wie Erregung und Zuspitzung im Netz aktivistisch befeuert, das klassische deutsche Feuilleton zieht dann schon hechelnd nach. Traurig nur, dass dann gleich auch noch der kleine rechte Verlag in jedem Feuilleton genannt und mitbeworben wird.

Twitter-Bestseller

Irgendwo sah ich Elke Heidenreich mit ihrem neuen Buch auf einer Bank sitzen, im analogen Gespräch. Aber dann fiel mir ein, dass auch sie gerade im Zentrum einer Erregung in den sozialen Medien steht, wegen ihrer Äusserungen zur neuen Sprecherin der Grünen Jugend. Heidenreich steht sogar auf Platz eins der «deutschlandweiten Twitter-Trends» – wir haben also schon Bestseller-Listen für Erregungen und Twitter-Trends.

Am Ende der Messe fragte ich einen «Social-Media-Experten», ob ich nicht auch mal was Erregendes über mich posten sollte, aber er hatte gerade viel zu tun, weil sich ein Autorenkollege auf Instagram ironischerweise einen Schal wie ein Kopftuch umgebunden hatte. Ein sehr erregter Social-Media-Skandal.

Arme alte Welt der schönen, stillen Bücher.

Das neueste Buch von Moritz Rinke, «Der längste Tag im Leben des Pedro Fernández García», ist dieses Jahr bei Kiepenheuer & Witsch erschienen.

Erzählung

Hermes in Amsterdam

Kurt Steinmann

Auch in dieser Stadt hatten ihn die Anrufe des Todes nicht verlassen. Die Zeiger seiner Uhr, die jahrelang ohne Versagen ihre Kreisbewegung vollzogen hatten, waren hier nach der Ankunft endgültig stehengeblieben. Ein böses Omen? Tod sah er auch, wo andere Leben suchten. Die welken ausgebrannten Puppen, die in engen Glaskäfigen mit lasziven Gesten und Bewegungen sich zu öder, spitzer Lust feilboten, widerten ihn an. Hinter den aufgedunsenen Fleischbergen wucherte doch schon Verwesung. Im Rijksmuseum hatte ihn gestern Rembrandts als Fragment überliefertes Gemälde «Die Anatomiestunde des Dr. Joan Deyman» gebannt: Man sah, wie der Arzt, von dem nur die Hände sichtbar sind, eben die Kopfhaut der ausgestreckten Leiche aufschneidet. Zu seiner Rechten beobachtet ein Schüler, den abgesägten Teil der Schädeldecke in der Hand, das sich eingrabende Messer. Der unsägliche Ernst des Totenanzichtes, der bittere Zug um den verkniffenen Mund, die fleischigen Lappen, die sich über das lange, wollige Haar stülpten, die nach innen schauenden dunklen Augen hatten ihn an Vaters Sterben gemahnt. Wie auf dem Bild die Wissenschaft ungerührt am Leib dieses hinggerichteten Räubers herumsezierte, hatten Messer und Strahlen den Leib des Vaters versehrt.

Neun Monate des Leidens

Er setzte sich vor das Bild, das er in aller Ruhe betrachten konnte, denn die Besucher des Saales wandten sich lieber den berühmteren Werken des Meisters zu, der «Judenbraut» und seinem «Selbstbildnis als Apostel Paulus». Der fahlgelbe Leichnam des Joris Fonteyn floss zusammen mit dem Leichnam seines Vaters, und kaum verscheuchte Bilder kehrten zurück ...

«Der Mühlebach hat kein Wasser mehr! Der Mühlebach hat kein Wasser mehr!», hatte der Vater im Traum ängstlich geflüstert. Der Sohn wusste es von der Mutter, und er wusste nun auch: Die Passion war bald zu Ende. Neun Monate des Leidens, der schwindenden Hoffnung, der Täuschung und Verstellung. Neun Monate, um ins Licht zu treten, neun Monate, um dem Dunkel entgegen zu reifen.

Mit harmlosen Zeichen war die Krankheit eingebrochen. Ein hartnäckiger Husten – aber es war ja fast noch Winter, Hustenzeit –, dann die Qual, die Speisen zu schlucken – aber es war ja Halswehzeit. O allmächtige Kunst des Verharmlosens! Leichte Speisen, luftige Nahrung, mit Saucen angefeuchtet, mit Getränken schlingtüchtig gemacht, wurden aufgetragen. Doch der Tisch erschütternde Husten blieb, die Angst



Mondleere Stände: Buchmesse in Frankfurt.

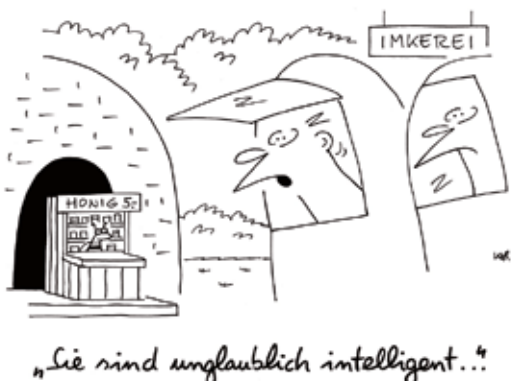
wuchs, viel mürbe Stille, wo heiteres Wortspiel dahingeplätschert war.

Dann der Reigen der Ärzte: Hausarzt, Facharzt, Chirurg, wachsende Kompetenz, schwindende Hoffnung. Der Hausarzt, der Spass liebende Freund, war ernster als sonst, aber nicht bestürzt; in locker-munterem Ton wies er den Leidenden weiter zu einem Kenner des schmerzenden Organs. Dort lange, peinvolle Untersuchungen und kein Lachen mehr, sondern bleichmachende Offenheit.

Noch winkte Hoffnung. Der Herr über die Halsleidenden am grossen Spital, in olivgrünen Burnus gehüllt, dozierte vor Mutter und Sohn (der Vater war ausgesperrt): «Schneiden oder Sterben. Schneiden bedeutet Verstümmeln, Schnarren mit Roboterstimme. Auch mit Bestrahlen hat schon mancher überlebt...»

Bestrahlen: ein besänftigendes Wort für Verbrennen, Ausglühen. Draussen verbrannte die Sonne das Land, im Innern glühte und lohte das versengte Gewebe. Nein, über Schmerzen beklagte er sich nicht, aber der Mund war ausgedörnt, die Zunge baumelte im Gaumen wie ein rostiges Pendel. Wenn er den Vater ins Spital fuhr, wurde wenig geredet. Was sollte man schon sagen, wo es an Offenheit gebrach? Schlimm war die Müdigkeit, die wie Blei einsickerte und alle Fasern des Körpers ausstopfte. Dann wurde die Geschwulst kleiner, verschwand. Hoffnung keimte, die Erstarrung brach auf. Zukunft wurde entworfen. Noch kein Triumph, aber Genugtuung. Schonfrist, halkyonische Tage. Der Vater las viel in diesen Wochen, durchwanderte die Wälder, fuhr oft in die Stadt. Er lebte, wurde wirklich.

An einem Sonntag im Herbst entdeckte er während eines Spazierganges die Ausbuchtung am Hals. Der Vater führte die Hand jäh an die Stelle, tastete sie ab, umrandete sie mit den Kuppen seines Zeigefingers, nahm sie dann zwischen Daumen und Zeigefinger und drückte sie, als ob er sie wie einen Furunkel auspressen und einebnen könne. Doch der harte, kirschkerne-grosse Knoten liess sich nicht lockern. Einen Augenlidschlag lang durchriss Entsetzen die sonst gefassten Züge, die sich im Nu wieder bemeisterten. Nun wussten sie es beide: Der Sohn wusste, dass es der Vater wusste, der Vater wusste, dass es nun endgültig war und dass es auch



„Sie sind unglaublich intelligent..“



Jawort der Seele: «Anatomische Vorlesung des Dr. Deyman» von Rembrandt, 1656.

der Sohn wusste. Doch Stummheit verschnürte ihre Münder.

Als hätte der Körper nun das Jawort der Seele brachen die Dämme. Der Kirschkerne blähte sich auf zur Eichel, wuchs zur Nuss, schwoll zum Ei. Nun sahen es alle: Was Gerücht gewesen war am kleinen Ort, wurde zur Gewissheit. Die kleinen und grossen Verlegenheiten. Gesichter von Bekannten zuckten zusammen, erstrahlten in künstlicher Heiterkeit. Hohlformen des Trostes wurden angeboten, Genesungswünsche troffen

Heute kommen die Götter nicht mehr vom Himmel, tragen keine Flügelschuhe mehr, keinen Reisehut.

von verlegen lügenden Lippen. Freunde kamen ins Haus und schwatzten sich wortreich über die Abgründe der Fassungslosigkeit. Alle wussten, keiner sprach das Wort aus. Ärger als bei den Hunden, dachte der Sohn und erinnerte sich an das Gedicht, das ihn betroffen gemacht hatte: Ein Hund / der stirbt / und der weiss / dass er stirbt / wie ein Hund / und der sagen kann / dass er weiss / dass er stirbt / wie ein Hund / ist ein Mensch.

Wieder wurden die tieferliegenden Schichten mit Strahlen verätzt. Dann, als Ersticken drohte, grub das Messer eine Öffnung unter dem Hals, ein hornförmiges Rohr wurde eingeschoben, das totes, stinkendes Gewebe einschlürfte. Er und die Mutter mussten den eitrigen Schleim alle zwei Stunden ausspülen. Später entfloss Blut der Wunde, netzte den Spiegel, rötete die Teppiche. Und jenen Samstag vor Ostern würde er nie vergessen: Wie er es bei einem geborstenen Leitungsrohr einmal gesehen hatte, schoss das

Blut aus dem Loch, besprengte das Fenster, die Wände, den Boden. Doch nicht Panik schlug durch, sondern unheimliche Ruhe, die das Notwendige in stummer Trauer tat.

Zurück blieben seine Verse

Diese Bilder des Schreckens zu bannen, war er Monate später nach Amsterdam gefahren. Hier sass er nun einsam und doch geborgen unter Hunderten von lebenslustigen Leuten auf der *terras* Vondelpark am Leidseplein und schaute dem unaufhörlich vorüberflutenden Strom schöner, hochgewachsener, braungebrannter Menschen zu. Wie gesund sie aussahen, wie stolz ihr Gang war, wie sie wussten, wie anziehend sie waren! Ja, hier könnte man der Trauer Herr werden. Akrobaten, Jongleure, Feuerschlucker buhlten um die Gunst, Rocksänger verliessen sich auf ihre Verstärkeranlagen, und irgendwo in einer Ecke suchte sich die «Kleine Nacht-musik» tapfer zu behaupten. Und Pantomimen schlichen sich hinter Passanten her oder stellten sich zu ihrer Seite, um sie nachäffend zu foppen, des Beifalls des schadenfreudigen Publikums gewiss, das seinerseits nicht ganz sicher sein durfte, nicht bald auch als Opfer des harmlosen Spiels auserkoren zu werden.

Dann kam der Poet oder Hermes, wie er sich nennen sollte. Heute kommen die Götter nicht mehr vom Himmel, tragen keine Flügelschuhe mehr, keinen Reisehut. Nein, der Mann hatte sein Fahrrad an eine der dichtgepflanzten Kastanien gelehnt, hatte einen Stapel seiner Hefte aus einer schwarzen, langriemigen Ledertasche genommen und sich unter das Volk gemischt. Eine gestrickte Wollmütze verhüllte trotz der Hitze seinen Lockenkopf, ein schwarzes Hemd umspannte seinen massigen Leib, sein Wikinger-

gesicht war von einem dunkelblonden Ungetüm von Bart zur Hälfte zugedeckt. Mächtig wandelte Hermes zwischen den Reihen der Lebenslustigen und pries seine Schrift an, doch kaum jemand kaufte, denn wer wollte schon Gedrucktes, *life from second hand*, wenn dem Auge prallbuntes Leben entgegenwehte? Bei diesem mässigen Erfolg hatte er schnell das Labyrinth der Tische durchheilt und war an den Tisch des Fremden gekommen. Natürlich kaufte dieser das etwas armselig wirkende, auf graues Umweltschutzpapier gedruckte Werklein, das sich als Gedichtband entpuppte. Die Strophen waren auf Holländisch geschrieben, er würde davon nur wenig verstehen, aber wer bei diesem allgegenwärtigen Wortgetöse der Stimme der Poesie Gehör verschaffte, war ihm in jedem Fall lieb.

May I sit down?, fragte der Hüne, auf den leeren Stuhl neben ihm deutend.

Of course, with pleasure!

Bist du Deutscher? fragte er dann, die Sprache wechselnd.

Nein, ich komme aus der Schweiz.

Ich kenne die Schweiz ein wenig, in Zürich habe ich einmal vorgelesen.

In deinem Land hat es das dichterische Wort auch schwer, nicht wahr?

Alles, was nicht dem Profit dient, hat es schwer, bei uns und überall.

Wie verkauft sich hier deine Poesie?

Du siehst es ja: Heute ging kaum ein Heft weg. Aber es ist ganz verschieden, ich weiss nicht, woran es liegt, ob am Wind, an der Temperatur, am Licht. Manchmal verkaufe ich an einem Tag so viel wie in einer Woche.

Aber leben kannst du von diesen Gedichten nicht?

Nein, natürlich nicht, da müsste ich jeden Tag einen solchen Stapel absetzen – und er streckte seine massige Hand fast bis auf Schulterhöhe aus –, aber als meine Frau noch lebte, da kamen wir recht ordentlich durch.

Deine Frau ist gestorben?

Ja, vor einem halben Jahr ist sie verunglückt, sagte er ein wenig leiser. Sie fuhr mit dem Fahrrad zum Kindergarten, wo eine wunderbar ausgelassene Schar sie erwartete. Nicht weit von unserem Hausboot entfernt schleuderte an einer Kreuzung ein Auto sie in die Luft, ihr Schädel zerbarst, drei Tage des Bangens, nie wieder hat Lisa die Augen geöffnet. Das Boot verkaufte ich sofort, die Erinnerungen hätten mich um den Verstand gebracht. Allein, wozu erzähle ich dir dies alles?

Doch, doch, alles, was mit dem Tod zusammenhängt, interessiert mich. Dieses Jahr starb mein Vater nach böser Krankheit.

Krebs, sprich es doch aus, was fast jede Familie trifft! Vertuschen, verhüllen, verbrämen ändert und hilft doch nichts. Auch mein Vater ist tot. Aber nicht Krebs hat ihn umgebracht. Es gibt Schlimmeres als Krebs ... den grauen-

haften Tod, den Menschen Menschen zufügen. Die Nazis haben meinen Vater erschossen – ich war ein Jahr alt –, weil er die jüdischen Verwandten meiner Mutter in ein Versteck gerettet hatte. Meine Mutter entkam mit mir aufs Land ... Viele Jahre später zehrte sie der Blutkrebs aus.

Das ist ja entsetzlich!

Entsetzlich, ja, und doch muss der Mensch damit rechnen. Ungeheuer sind die Mächte des Bösen im Menschen, niedrig und rissig ist der Damm der Wohlanständigkeit, der sie niederzuhalten sucht. Aber wehe, wenn die Fluten des Bösen entfesselt gegen die schwachen Mauern anrollen! Alles Dichten, alles Predigen ist doch nichts anderes als die unablässige Warnung: Seht zu, dass die Risse in der Mauer nicht wachsen!



Die Bibel Unterstützereien

«Warum hat man dieses Öl nicht für dreihundert Denar verkauft und den Ertrag Armen zugutekommen lassen?» Das sagte er aber nicht, weil ihm die Armen am Herzen lagen (Johannes 12, 5). – Der Protest des Jüngers bezieht sich auf das kostbare Öl, mit dem eine Frau Jesus die Füsse gesalbt hatte. Barmherzigkeit mit fremdem Geld übt jeder gerne. Deshalb fliessen so viele Steuergelder in Unterstützereien. Im Sommer bewohnte ich eine Ferienwohnung in Norddeutschland. Bei einer Plauderei mit dem Pöstler erfuhr ich, dass er jeweils um vier Uhr aufstehen muss. Sein Arbeitsweg sei weit, und dieses Wohnquartier hier sei für ihn zu teuer. In unserem Block wohnte eine rumänische Roma-Familie, die von der Sozialhilfe lebt. Die Wohnung gehört einem Professor. Er kassiert vom Sozialamt die Miete und wälzt die Mieterschäden dorthin ab. So geht Unterstützung. Und so geht Diskriminierung: Der krampfende Postbote wird gegenüber dem Untätigen herabgesetzt.

Im EU-Budget bildet die Unterstützung der Landwirte mit über fünfzig Milliarden Euro den grössten Posten. Frankreich produziert damit überschüssige Milch. Das Milchpulver landet zum Beispiel in Burkina Faso. Dort ist es um zwei Drittel billiger als die Milch aus den einheimischen Familienbetrieben, die meistens von den Frauen geführt werden. Das von Brüssel unterstützte Milchpulver verdrängt die einheimische Milch und vernichtet Arbeitsplätze. Arbeitslose junge Menschen werden anfällig auf Radikalisierungen oder suchen den Weg in die Emigration. Auch subventioniertes Hühnerfleisch aus der EU treibt viele Afrikaner in die Armut. Die Schweizer Kohäsionsmilliarde dümpelt da unterstützend mit. Die oben zitierte Frage wurde vom Verräter Judas gestellt. Kein Zufall. Staatliche Unterstützereien werden oft zum Verrat an der Nächstenliebe und an der Menschenwürde.

Peter Ruch

Medaillenspiegel?

Unsere Leistungen
reflektieren noch viel mehr
Hochglanzprodukte!

SCHELLENBERGGRUPPE
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und
digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.
+41 44 9531111
schellenberggruppe.ch

Wie hast du all das erfahrene Leid ertragen können?

Ich habe mir da eine eigene Theorie zurechtgelegt. Ich meine, die Summe des Leids in der Welt bleibt sich stets gleich. Jedem Menschen ist eine Portion dieser Not zugemessen, aber damit ein Teil der Menschen leidlos leben kann, müssen andere zum eigenen Anteil hinzu deren Leidlos tragen. Warum das so ist, das frage nicht!

Dann schaute er auf seine Uhr.

Warte, ich schreibe dir noch eine Widmung ins Heft.

Leicht-Sinn legte sich auf das Gemüt des Zurückbleibenden. Der Poet war in der Menge untergetaucht, zurück blieben seine Verse.

Er öffnete das Heft und las die mit energischem Zug geschriebenen Worte: Dood de tyd met liefde! (Töte die Zeit mit Liebe!)

Sig. Hermes.

Zwischen Stuhl und Bank

Kleinkrimineller, Fabrikarbeiter, Grossmeister des Chansons:
Georges Brassens beherrschte alle Register zwischen Obszönität und sublimer Poesie.

Christophe Büchi

Georges Brassens war ein Mann der Kontraste und Gegensätze. In seinen jungen Jahren, bevor er nierenkrank wurde, hatte er die kräftige Postur eines Lastwagenfahrers, dabei war er sensibel wie ein Künstler und litt ein Leben lang an Lampenfieber. Er war lebenslustig und melancholisch, fleischlich und geistlich, dionysisch und apollinisch, zotig und zart zugleich. Er schrieb Liedertexte hart an der Grenze zur Obszönität und Chansons von sublimer Poesie. Seine Dichtung war eine Fusion von Hochsprache und Argot, die den erhabenen Ton der mittelalterlichen Liebeslyrik ebenso einschloss wie die Gassen- und Gossensprache. Seiner lyrischen Väter waren viele: Villon, Rabelais, La Fontaine, Victor Hugo, Lamartine, Verlaine.

Er war ein herausragender Dichter und Komponist und ein guter, wenn auch nicht hervorragender Gitarrist und Sänger. Die hohe Kunst des französischen Chansons führte er auf ungeahnte Höhen und wurde im französischen Sprachraum ein Mega-Star; dennoch lebte er zeitlebens einfach und gab das Geld für seine zahlreichen Freunde aus. Als Anarchist, dem alle Gewalt zuwider war, war er den Linken immer etwas suspekt – «kleinbürgerlicher Radikal-Individualismus» lautete der Vorwurf im marxistischen Jargon –, den Rechten zu frech. Eigentlich passte er in kein Schema und in keine Kategorie – oder: Er schuf seine eigene Kategorie. Seine Heimat war zwischen Stühlen und Bänken.

Ungleiche Eltern

Geboren wurde Georges Brassens vor hundert Jahren, am 22. Oktober 1921, in Sète, einer Hafenstadt in der Nähe von Montpellier, etwa auf halbem Weg zwischen Marseille und der französisch-spanischen Grenze. Der Vater Jean-Louis, ein Koloss von einem Maurer, der mit mässigem Erfolg ein Baugeschäft betrieb, war Atheist und Freidenker, die Mutter Elvira dagegen, die aus Süditalien stammte und als Wäscherin wirkte, fromm, streng und katholisch.

Die Mutter war aber auch musikalisch. Den ganzen Tag, so erinnerte sich ihr Sohn spä-



Die Toten sind alles nette Typen: Chansonnier Brassens.

ter, hatte sie ein Chanson oder eine Opernarie auf den Lippen, deren Texte sie in einem kleinen Heft notierte. Im Haus Brassens oberhalb des Hafens stand ein Phonograph. Der junge Georges hörte sich alles an, was es damals zu hören gab: honigtriefende Lieder des korsischen Beau Tino Rossi, aber auch Django Reinhardt und Ray Ventura und Charles Trenet, der den Swing ins französische Chanson einschmuggelte. Früh entdeckte er auch den Jazz, vor allem Duke Ellington.

Ein bisschen stehlen kann nicht schaden

Georges war kein braver Schüler. Gern trieb er sich mit seinen *copains* am Hafen und am Strand herum. Man spielte Streiche, foppte die Mädchen und machte Musik. Die Brassens-Bande gründete eine Band, die vor einem skeptischen Publikum die Hits des Tags abspulte, und zwar ziemlich erfolglos. Den Tagedieben reichte es aber nicht, Musik zu machen und dem Herrgott den Tag abzustehlen. Offenbar stibitzten sie gelegentlich auch ein bisschen Schmuck, den sie im Hinterzimmer einer Bijouterie versilberten. Die Diebstahlserie versetzte Sète in grosse Aufregung. Der liederliche Georges scheint dabei seiner im Übrigen geliebten Halbschwester Simone ein Armband und eine Halskette geklaut zu haben. Die schlimmen Buben kamen vor Gericht. Im Februar 1939 wurde Georges zu zwei Wochen bedingt verurteilt. Die Umwelt ging auf Distanz zu seiner Familie. Elvira litt sehr darunter, der Vater weniger.

Die Sache war aufregend genug, dass sich Georges entschloss, Sète adieu zu sagen und «hinauf» nach Paris zu gehen. Dort kam er zuerst bei einer Tante unter, deren Hauptreiz darin bestand, dass sie ein Klavier besass. Zu Beginn ging Brassens bei Renault arbeiten, warf aber bald den Bettel hin, um ungestört in der Quartierbibliothek die grossen Autoren und Dichter zu lesen und zu studieren. Daneben schrieb er. Zudem gründete er eine anarchistische Zeitschrift, die kaum beachtet wurde.

Von Berlin ins Pariser Versteck

Der Naturbursche aus Sète begann eine Liaison mit einer Frau, Jeanne, die über fünfzig war und mit ihrem Mann Marcel und einer Vielzahl von Tieren in einer engen Wohnung mit Innenhof lebte. Als der Krieg ausbrach, war Brassens zu jung, um mobilisiert zu werden. Doch 1943 holte ihn die Weltgeschichte ein. Die französische Regierung, immer enger mit Nazi-Deutschland kollaborierend, schuf den obligatorischen Arbeitsdienst, um die deutsche Kriegswirtschaft mit jungen Arbeitskräften zu versorgen. Brassens wurde zwangsrekrutiert und kam in eine Rüstungsfabrik nach Basdorf bei Berlin. Im März 1944 kehrte er aus einem Krankheitsurlaub in Paris nicht mehr zurück.

Zum Glück waren Jeanne und Marcel bereit, ihn aufzunehmen und ihre kargen Essensrationen mit ihm zu teilen.

Nach der Befreiung von Paris im August 1944 konnte Brassens aus seinem Versteck kriechen. Die Zeiten waren aber weiterhin hart und voller Entbehrungen. Um etwas Geld zu verdienen, begann er, seine Chansons verschiedenen Interpreten anzubieten. 1952 kam der grosse Durchbruch. Die Chansonnière Patachou, die in Montmartre ein erfolgreiches Kabarett betrieb, sang mehrere seiner Lieder. Eines Tages forderte sie Brassens auf, sie selbst vorzutragen. Widerwillig liess er sich darauf ein. Sein Auftritt war ein Riesenerfolg. Die Mischung von hoher Poesie und Provokation unter der Gürtellinie kam an.

Brassens hatte nichts von dem, was die Stars der grossen Bühnen auszeichnete: keine grossartige Stimme wie Edith Piaf oder Yves Mon-

Seine Sympathie galt den Randständigen, Einfachen, Unangepassten, Queren.

tand, nicht die vulkanische Energie eines Charles Aznavour oder eines Jacques Brel. Aber auch das Talent zur Selbstinszenierung einer Juliette Gréco oder eines Léo Ferré fehlte. Mit seiner Gitarre und seinem Schnurrbart wirkte er aufs Pariser Publikum immer noch ein bisschen wie ein Exot mit dem etwas täppischen Charme eines Provinzlers aus dem Süden. Er trat auf, grusslos, sang, den Fuss auf einem Holzstuhl, und zottelte wieder davon. Doch mit seinem etwas monotonen Singsang und seiner Art, jede Silbe fast gleich zu betonen, schaffte er einen unverkennbaren Sound. Keine Konzession, keine Arrangements: Seine Kunst brauchte keine Kunstkniffe.

Ab 1952 ging es mit seiner Karriere steil aufwärts. Jacques Canetti, der grosse Impresario und Talentscout, nahm Brassens unter seine Fittiche. Fast jedes Jahr erschien jetzt eine LP,

der Konzerte auf einer der einschlägigen Pariser Bühnen – «Olympia», «Alhambra» oder «Bobino» – und Konzerttourneen unter anderem in Belgien und in der Westschweiz folgten. Regelmässig trat Brassens in Lausanne auf, wo er sich mit dem Waadtländer Schauspieler Armand Abplanalp anfreundete.

Brassens' Lyrik kam in breiten Schichten an, rief aber auch die Zensur auf den Plan. Viele Chansons wurden in Frankreich auf den vom Staat kontrollierten Radiosendern wegen Verstosses gegen die Sittlichkeit verboten. Brassens machte sich lustig darüber: In einem Chanson bezeichnet er sich als «pornographe du phonographe».

Er füllte die Säle. Seine Sympathie galt den Randständigen, Einfachen, Unangepassten, Queren; die Satten und Selbstzufriedenen, auch auf der Linken, mochte er nicht. Brassens gelang etwas, was nur ganz wenigen grossen Künstlern vergönnt ist: Er wurde immens populär. Und schafft etwas, was auch Bertolt Brecht vorschwebte: hohe Kunst ins einfache Volk zu tragen.

Aber der Sänger hatte eine fragile Gesundheit. Früh litt er an Nierenkrebs. Er musste immer wieder ins Spital, manchmal direkt nach einem Konzert. Am 29. Oktober 1981 starb er. Er wurde auf dem Friedhof Le Py in Sète begraben, in der Nähe jenes Strands, wo er als junger Mann zum ersten Mal «eine Meerjungfrau in den Armen hielt – und auch seine erste Gräte schlucken musste».

Autodidakt wird Klassiker

Seine Chansons werden heute in den französischsprachigen Schulen gesungen und an den Universitäten analysiert. Brassens' Ruhm geht aber weit über Frankreich hinaus. Fabrizio De André und Nanni Svampa haben ihn in Italien bekannt gemacht, Paco Ibáñez hat den spanischen Sprachraum für Brassens geöffnet. In Deutschland liessen sich unter anderem Reinhard Mey, Franz Josef Degenhardt und Wolf Biermann vom Bänkelsänger aus Sète anleiten. Auch die deutsche Schweiz verdankt ihm viel: Der grosse Mani Matter, der Wegbereiter der Berner Chanson-Tradition, war unüberhörbar von ihm inspiriert. Auch heute ist Brassens noch aktuell: Die 38-jährige Pariser Musikerin Justine Jérémie ist ein besonders schönes Beispiel.

Der Autodidakt ist zum Klassiker geworden, der Nonkonformist zur Kultfigur. Zwar sehen Hardcore-Feministinnen in Brassens einen brünstigen Macho und Phallokraten, nicht erst seit #MeToo. Aber solche kritische Stimmen stören nur wenig den Engelschor, der in diesen Tagen Brassens' Ehre verkündet. Der Gefeierte hätte dies wohl mit der ihm eigenen Ironie kommentiert. «Les morts sont tous de braves types», befand er in einem Chanson: Die Toten sind alles nette Typen.



„Können Sie mir eine Quittung über Büromaterial schreiben?“



Schon lauern die Wegelagerer: Michael Steiners neuer Film «Und morgen seid ihr tot».

Film

Raus aus dem Wohlstandszoo

Wolfram Knorr

Und morgen seid ihr tot (CH 2021)

Regie: Michael Steiner. Mit Morgane Ferru, Sven Schelker

Die Schweizer, heisst es, hätten ein Sicherheitsbedürfnis, darauf bedacht, ihre Versicherungsprämien pünktlich zu bezahlen. Umgekehrt aber würden sie die Existenzangst, die dahintersteckt, hassen – besonders die Jugend, die es frustrierend finde, weil der Geborgenheitswahn ihre Lebensgeister lähme. Kein Wunder, dass sie vom Abenteuer fasziniert ist, von der Lust, rauszugehen in die Welt. Daniela Widmer und David Och, beide Polizisten, wollten aus diesem Grund weg, auf die grosse Tour, allein und unabhängig. Im Sommer 2011 brachen sie mit einem VW-Bus auf.

Indien war ihr Sehnsuchtsziel, und zurück wollten sie über die alte Seidenstrasse durch Pakistan. Die jedoch ist risikoreich, Pakistan das Land der Islamisten, Taliban und anderer religiöser Fanatiker. Es gibt hingegen auch viele Reisende, die das Land als problemlos erlebten. Ausgerechnet Widmer und Och aber wurde es zum Verhängnis: Wie antike Skythen fiel eine Taliban-Gruppe über sie her, raubte sie aus und verschleppte sie – von einer Gruppe wurden sie zur nächsten weitergereicht – über 500 Kilometer, bis nach Wasiristan, dem Stammland der Taliban. Das Horrordrama dauerte 259 Tage – und selbst die Rückkehr in die Schweiz war für die Gebeutelten alles andere als beglückend.

Widmer und Och schrieben daraufhin ein Buch über ihre achtmonatige Tortur, die den

Filmemacher Michael Steiner («Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse») reizte, die Geschichte zu verfilmen. Urs Bühler schrieb das Buch, im nordindischen Rajasthan wurde gedreht, mit Morgane Ferru als Widmer und Sven Schelker als Och. Ein Schreckens-Roadmovie. In einem Interview nahm Steiner deutlich die Haltung des Paares ein: «Die Botschaft, dass man als junger Mensch rausgehen soll und reisen soll, das ist eigentlich das Wichtige für mich bei diesem Film.» Recht hat er. Seine gebeutelten Helden aber holderdiepolder auf die Reise zu schicken, ohne sie den Zuschauern nahezubringen, geht nicht – egal, ob der Fall bekannt ist oder nicht.

Die beiden ihrem Abenteuer entgegenfiebern zu lassen, ist ja schon recht. Aber wer sind sie? Man erfährt es nicht. Ein Hintergrund sozialer oder psychologischer Art: Fehlanzeige. Da steigen zwei junge Menschen freudig in einen VW-

Die beiden ihrem Abenteuer entgegenfiebern zu lassen, ist ja schon recht. Aber wer sind sie?

Bus und fahren los, sind strahlend unterwegs, planschen in Pools, begegnen anderen Reisenden, überschreiten die Grenze nach Pakistan – und schon lauern die Wegelagerer. Sollte man also doch nicht einfach so drauflos reisen? Dem wüsten Kidnapping folgen Märsche über Stock und Stein. Die Taliban sind rüde und rau, archaisch und gefährlich, die Waffen sitzen locker, die Gekidnappten sind voller Panik und Angst. Alles sicher korrekt, nur bleibt alles pure Behauptung. Nie gelingt es Steiner, den Schrecken, der die jungen Reisenden in der höllischen Konfrontation mit dem radikal Fremden befällt, auch nur ansatzweise anschaulich

zu machen, die Ohnmacht und bodenlose Verlorenheit in einer komplett feindlich gesinnten Kultur zu vermitteln.

Auf Sicherheit bedacht

Eine emotionale Identifikation mit den gebeutelten Globetrottern findet nicht statt, weil man sie nie kennenlernt. Sie unterscheiden sich letztlich von ihren Widersachern nur dadurch, dass sie Gefangene sind. Dass man an der Story halbwegs «dranbleibt», liegt am Schluss, der allseits bekannten Flucht. Da ist man schon gespannt, wie Steiner die wohl inszeniert.

Sollte sie sich tatsächlich so zugetragen haben wie im Film, dann kann die Taliban-Truppe, die für die Geiseln verantwortlich war, nicht besonders hell gewesen sein. Aber auch die Herren vom Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), die mit den Eltern der Gekidnappten Gespräche führen («Die Schweiz zahlt grundsätzlich kein Lösegeld»), wirken derart verpennt, dass man meinen könnte, sie hätten Valium geschluckt. «Und morgen seid ihr tot» wurde nach dem Buch von Widmer und Och ohne jede Inspiration, ohne Mut zu einer eigenen Sichtweise und Interpretation «vom Blatt» inszeniert.

Die Schweizer Presse, die die Geiseln verspottete («Die Schweiz hat die dümmsten Geiseln der Welt», schrieb der *Blick*), weil das EDA vor einem «erhöhten Entführungsrisiko» gewarnt hatte, bestätigte in ihrer Häme die hiesige Sicherheitsmentalität. Steiner kritisiert sie, greift aber den Konflikt nur lahm auf. Der Ausbruch aus dem Wohlstandszoo allein ist einfach zu dünn. Steiner und Bühler fehlten offenbar Mut und Fantasie. So erzählen sie halt nach dem Motto: So war's, und es ist ja noch mal gut ausgegangen. Das Resultat ist – kurios – eine auf Sicherheit bedachte, konventionelle Fernsehästhetik.

Serie

Parabel auf den Überlebenskampf

Francis Pike

Squid Game (Südkorea 2021)

Von Hwang Dong-hyuk. Auf Netflix

Am 26. November 1979 traf sich der südkoreanische Präsident Park Chung-hee mit Kim Jae-gyu, dem Chef des Geheimdiensts KCIA, zum Essen. Es kam zum Streit, Kim holte eine Beretta heraus und schoss auf den Präsidenten. Dann hatte die Pistole eine Ladehemmung. Kim verliess den Raum und borgte sich eine Smith & Wesson. Der verwundete Präsident entkam in das Badezimmer, Kim folgte ihm und schoss ihm in den Kopf, exekutierte ihn regelrecht.

Zu Tode gehackt

Diese Hinrichtungsszene dürfte den Zuschauern der südkoreanischen Netflix-Serie «Squid Game» vertraut sein. Die TV-Produktion, ein globaler Superhit, hat mit zirka 142 Millionen Abonnenten den bisherigen Rekordhalter «Bridgerton» (82 Millionen Zuschauer) deutlich abgehängt. In neun Folgen von «Squid Game» wirken 456 Teilnehmer bei einem dystopischen Überlebensdrama mit, bei dem der Gewinner einer Reihe von tödlichen Spielen einen Jackpot in Höhe von 45 Millionen Dollar gewinnt. Die 455 Verlierer werden meist durch hyperrealistisch gezeigte Kopfschüsse getötet.

Gewaltsamer Tod – dieses Thema zieht sich durch die moderne koreanische Geschichte.

Kaiserin Myeongseong (auch bekannt als Königin Min), die sich japanischen Hegemoniebestrebungen widersetzte, wurde 1895 auf Veranlassung des japanischen Gesandten von einem japanischen Samurai ermordet. In den Morgenstunden des 8. Oktober wurde sie aus ihrem Palast geschleift und zu Tode gehackt.

Im 20. Jahrhundert blieb Korea Objekt imperialer japanischer Begehrlichkeiten. Nach dem Russisch-Japanischen Krieg umging US-Präsident Theodore Roosevelt als Vermittler das Problem, indem er die Freiheit Koreas garantierte und zugleich die starken politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen Japans in Korea anerkannte. In der Folge wurde der koreanische Ministerpräsident ermordet, nachdem man ihn aus einer Kabinettsitzung gelockt und die Regierung gezwungen hatte, sich einem japanischen Protektorat zu unterwerfen. Und als die Koreaner sich daraufhin hilfeschend an die Amerikaner wandten, wurden 50 000 hauptsächlich christliche, prowestliche Koreaner von den Japanern hingemetzelt.

Das war erst der Anfang all der Katastrophen, die das 20. Jahrhundert für Korea brachte. Im Zweiten Weltkrieg wurden mehr als eine Million Koreaner zur Sklavenarbeit herangezogen und 200 000 Koreanerinnen zur Prostitution in japanischen Armee-Bordellen gezwungen, wo sie als «Trostfrauen» manchmal bis zu hundert Soldaten täglich bedienen mussten. Im japanischen Straflager der Einheit 731 bei Harbin in der Mandchurei wurden medizinische und biologische Experimente an koreanischen Häftlingen durchgeführt.

Es sollte noch schlimmer kommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg marschierte der kommunistische Diktator Kim Il Sung mit Unterstützung

der Sowjetunion in den von den Amerikanern besetzten Süden ein. Im anschliessenden Koreakrieg starben 2,5 Millionen Koreaner, etwa 10 Prozent der Bevölkerung.

Der Kriegszustand mit Nordkorea dauert bis heute an. Fünf Jahre vor der Ermordung von Präsident Park wurde seine Frau von einem nordkoreanischen Agenten ermordet. 1983 verübten nordkoreanische Agenten in Rangun (Burma) einen Bombenanschlag auf eine südkoreanische Regierungsdelegation. Präsident Chun entging dem Attentat, weil sein Fahrzeug verspätet am Tatort eintraf.

Die Südkoreaner leben in ständiger Furcht vor einem Angriff aus dem Norden. Die Grenze ist nur fünfzig Kilometer von der Hauptstadt Seoul entfernt. Interessanterweise handelt der

Angst, Gewalt und Unterdrückung sind unauslöschlich in die DNA der Koreaner eingeschrieben.

populärste Nebenplot von «Squid Game» von einer Nordkoreanerin, die in den Süden entkommen kann und ihre Mutter freikaufen will. Dass Nordkorea im Jahr 2006 seine erste Atom Bombe zündete, hat die Paranoia im Süden nur verstärkt. Südkorea stand lange Jahre unter Kriegsrecht.

Realer Überlebenskampf

Das Leben in Südkorea ist angespannt. Die Koreaner, die wie die Israelis in ständiger Bedrohung leben, sind bekannt für ihren Kampfgeist. Meinungsverschiedenheiten enden oft in Handgreiflichkeiten. Südkorea hat, genau wie Israel, in den Nachkriegsjahren ein bemerkenswertes Wirtschaftswunder hingelegt. Für die Südkoreaner ist Wirtschaftswachstum gleichbedeutend mit Überleben.

Aber auch Opferbereitschaft – ein Thema, das sich durch «Squid Game» zieht – ist ein zentrales Element der koreanischen Kultur. Während der zweiten Ölkrise 1979 wurde zwecks Energieersparnis die Beleuchtung gedrosselt, und in Bürogebäuden fuhr kein Aufzug mehr. Klaglos stiegen die Angestellten zu Fuss die Treppen hinauf und hinunter, zwanzig oder dreissig Stockwerke – auch solche Szenen sind in «Squid Game» nachzuerleben.

Die Brutalität der modernen koreanischen Geschichte ist erkennbar der prägende psychologische Hintergrund von «Squid Game». Angst, Gewalt und Unterdrückung sind unauslöschlich in die DNA der Koreaner eingeschrieben. Die erfolgreiche Netflix-Serie mag ein fiktionales Überlebensdrama sein – für die Südkoreaner ist der Überlebenskampf eine reale Erfahrung.



Opferbereitschaft: Mitspieler mit Aufseher in «Squid Game».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Kunst

Neuer Frühling, neues Leben

Anton Beck

Dort fallen ineinander ein zartes Rosa, von oben rinnt es herab, und eine dunkle Vorahnung zwischen Grau und Grün; sie kriecht von unten empor. Und Rosenblüten. Überall dazwischen sind die Blumen, als schwämmen sie wie Seerosen Monets durch französische Wasserlandschaften – nur dass sich nicht klar definieren lässt, worin die Rose schwimmt, ob Wasser oder Betonwiese. Gemalt werden diese eindrücklichen Bilder von der Basler Künstlerin Noëmi Manser, eine Vielgereiste. Eine, die sich aber, auch das verlangt eine Künstlerseele, lange zurückzieht und Serien schafft, die sich über mehrere Stücke hinweg, über mehrere Jahre mit einem Thema befassen.

«Rose Series» nennt Manser das oder aber «Connecting Brains», eine deutlich düstere Darstellung von Gesichtern, aneinandergereihte, meist empathielos, gemalt mit der rechten und der linken Hand parallel, über Jahre gebannt auf viele Leinwände und Mauern. Jung ist noch die Symbolismusreihe, die

*«Mein Ego starb da,
und das war einer der schlimmsten
und schönsten Momente.»*

einmal achtzehn Bilder umfassen soll und humanoide Gestalten in warmen Tönen zeigt, die etwa im Herzen einen Goldfisch tragen oder im Magen einen Würfel.

Hin zu Zitrusfrüchten

Die Faszination von Mansers Werk liegt in der Leichtigkeit, mit der sie verschiedenste Stimmungen einfängt und in die Gegenwart trägt. Während die Rosen sich im Transzendenten abspielen, schüchtern einen die Gesichter ein, erinnern an Krieg und Verderben. So verschieden sind auch die Schaffensphasen.

«Die Rosenserie entstand aus einem Gefühl der Verliebtheit ins Leben. Alles musste plötzlich rosa sein: die Trinkflasche, das Bett, das Laptop-Cover. Das sind Obsessionen, die plötzlich kommen. Durch das Rosa fühlte ich mich soft, denn ich bin durch New York auch sehr hart geworden.» Von einer Modelagentur (welche Manser in der Schweiz entdeckte) in ebene amerikanische Stadt gerufen, lebte Manser einige Jahre dort, davor schlug sie sich mit allerlei Jobs in Europa durch, als Kellnerin wie auch in Schuhgeschäften und eben als Model, im Gepäck stets Gemälde und Skizzen. So war es damals schon, bei den grossen Namen der letzten Jahrhunderte.



Alles musste plötzlich rosa sein: Künstlerin Manser.

Als die Pandemie ausbrach, zog es sie mit diesem neuen rosaroten Gefühl nach Ibiza, erzählt sie beim Treffen, hin zu Zitrusfrüchten und auf einen wärmenden Boden, der barfuss begehbar ist.

Erzählt Manser von ihrem Leben, von der Art Basel in Miami, wo sie live eine Mauer bemalte, von den Ausstellungen in New York, von Paris oder Mexiko, aber auch von der Schweiz, in die sie immer wieder zurückkehrt, so wirkt es, als spreche sie von verschiedenen Phasen. Eben das ist auch die starke Botschaft ihrer Bilder: Auf die Tristesse folgt das neue Erblühen, und das nicht nur für ein, zwei Gemälde oder Skizzen, sondern eben für ganze Zyklen.

Dass wir Menschen die Zeit, die wir auf Erden verbringen, uns selbst zu einer Biografie zurechtichten, diese Erlebnisse in Monate und Jahre gliedern und einordnen, ist eine urmenschliche Eigenschaft. Darauf legt auch Manser ihren Fokus: «Ich habe auch gespürt, dass ich nicht allem einen Ausdruck geben muss, sondern nur dem, was ich als universal wahrnehme.» Es geht um die Minimierung des Egos, um ein Kunstwerk, das weniger Abbild der Erschafferin als des Betrachters ist. Oder wie sie es formuliert: «Eigentlich ist es ja völlig unwichtig, was ich fühle. Mich interessiert die Frage, wie stark man sich selbst aufgeben kann, um eine gewisse Grundessenz aufzunehmen, ob man das nun universale Energie, Gott oder Licht oder etwas Höheres nennen will. Es geht um etwas, das uns alle verbindet, aus dem man schöpfen kann.»

Wer diese Theorie weiterspinn, finde auch eine gewisse Distanz zu sich selbst, «wird zum Beobachter von sich selbst», erklärt Manser. Es geht um die Balance zwischen Stoizismus und dem Versuch, nicht in Ignoranz gegenüber den eigenen Erfahrungen zu verfallen. Es überrascht daher auch nicht, dass Manser aus ihrer

ledernen Tragtasche ein Buch über C. G. Jung zieht, über einen, auf dessen Schriften und Theorien sie immer wieder zurückgreife, der sie begleite wie ein Fixpunkt im Leben. Nur wenige Kilometer entfernt von jenem Ort, an dem Manser nun in Zürich vor einem Tee sitzt, steht noch heute das Haus, in dem Jung mit seiner Ehefrau Emma wohnte.

Zu Jungs Zeiten geriet das Ich ins Schwanken. In Mansers Bildern stirbt es endgültig: «Ich habe im Studio immer wieder viel Zeit allein verbracht und war am Zeichnen. Und irgendwann habe ich mich gefragt, wen es überhaupt kümmert, ob ich nun meinen Gefühlen Ausdruck verleihe oder nicht. Mein Ego starb da, und das war einer der schlimmsten und schönsten Momente.»

Pop

Der gute Mensch von Coldplay

Dominique Feusi

Coldplay: Music of the Spheres. Parlophone.

«Einer meiner Söhne ist Banker, der andere ein internationaler Rockstar.» «Wirklich? Welche Bank?» Chris Martin lächelt gequält, wenn er den legendären Dialog, den sein Vater während eines Dinners führte, erzählt: «Da komme ich her.» Aus einem Milieu, in dem es unüblich sei, «dein Ausbildungsgeld mit Musik aus dem Fenster zu werfen». Das Interview mit Coldplays Vorzeigemann ist rund fünfzehn Jahre alt, doch es erklärt mehr als manch gehässige Rezension ihres neuen Albums «Music of the Spheres». Denn die vier braven Mittelklassejungs haben das Aus-

bildungsgeld ihrer Eltern bekanntlich nicht zum Fenster rausgeschmissen, sondern trotz Plattenvertrag zuerst ihr Studium beendet und dann Coldplay zu einer der meistverkauften Bands der Welt gemacht. Die Briten, deren Weg zum Ruhm mit Stadionhymnen gepflastert ist, bringen seit 25 Jahren die Massen zum Singen. Heute wird ihr Vermögen auf 475 Millionen Dollar geschätzt.

Kann denn Erfolg Sünde sein? Im Fall von Coldplay – ja. Denn Chris Martin, Jonny Buckland, Will Champion und Guy Berryman bilden nicht nur eine der erfolgreichsten Bands der Welt, sondern auch eine der meistgehassten.

Musikalischer Rorschachtest

Der legendäre Oasis-Entdecker Alan McGee fand Coldplay «Musik für Bettnässer». Sex-Pistols-Punk-Pionier Johnny Rotten nannte sie «eine Gruppe tuntiger Onanierer» und ihre Musik «einen Haufen Mist». Das ist Sex, Drugs and Rock 'n' Roll versus die Jungs, die früh nach Hause gehen, weil sie noch lernen müssen. Eben die bösen Buben gegen die netten Streber. Coldplay waren nie cool. Sie waren fleissig. Talentierte Musterschüler mit einem Flair für eingängige Melodien. Und sie haben Chris Martin. Ohne den Ex von Gwyneth Paltrow – gemeinsame Kinder Apple und Moses, verständnisvolle Scheidung mittels «Conscious Uncoupling» – würde es nicht funktionieren.

Derzeit ist der 44-Jährige mit Dakota Johnson, 32, bekannt aus den «Fifty Shades of Grey»-Filmen, liiert. Er ist der Mann, dem die Frauen vertrauen. Der Gegenentwurf zum *bad boy*, der gute Mensch von Coldplay. Der süsse Bursche, mit dem man sicher stundenlang alles diskutieren kann und der am Schluss sagt: «Jetzt verstehe ich dich, alles meine Schuld!» Ein Frauentraum. Ein Einhorn.

Folgende Sätze sind obligat, wenn es um Coldplay geht: «Früher waren sie vielleicht mal gut.» Und: «Nach dem dritten Album begann der Abstieg.» Das *Forbes*-Magazin schrieb einst,



Kann denn Erfolg Sünde sein?:
Coldplay-Sänger Chris Martin.

Coldplay seien ein musikalischer Rorschachtest: Jeder erkennt in ihnen, was er will. Das neunte Album, «Music of the Spheres», ist nun laut *Tages-Anzeiger*: «Kaum mehr zu unterbieten». Das *Tagblatt* weiss: «Für den Erfolg opfern Coldplay ihre Seele.» Die *Zeit* schreibt: «Längst ist Martin zum ärgerlich durchtrainierten Showman geworden.»

Zugegeben, mir sind neulich bei der Performance von «My Universe» in «The Late Late Show with James Corden» Chris Martins durchtrainierte Arme ebenfalls aufgefallen. Fand ich alles andere als ärgerlich. Natürlich ist «Music of the Spheres» Mainstream. Disney-

panorama
knife

UPCYCLING: KLAPPMESSER KISS ALL BLACK AK SKI



LIMITED EDITION. HANDGEFERTIGT IN DER SCHWEIZ.



tauglicher Motivations-Pop für die ganze Familie. Werbespot-Musik. Die erste Single-Auskopplung, «Higher Power», ist seit Wochen in Werbespots für Elektroautos zu hören. Denn man kooperiert mit einem Autokonzern, um für Nachhaltigkeit zu stehen. In den Sphären von Coldplay kein Widerspruch. Da macht Geld einfach glücklich.

Auch die Kollaboration mit BTS, der derzeit erfolgreichsten Boy-Band der Welt, hat einen kommerziellen Hintergrund. Die sieben Südkoreaner haben auf Youtube schon zigfach die Milliardengrenze geknackt. Coldplays Mittvierziger machen sich somit der Generation Z, die heute knapp 30 Prozent der Weltbevölkerung und in zehn Jahren die grösste Käufergruppe auf dem Markt ausmacht, bekannt. Es ist das Denken einer Studentenband, die zum Grosskonzern geworden ist. Muss man sich deswegen grämen? Man kann es erkennen und dennoch mitsingen. Denn derzeit arbeitet auch Chris Martin bei einer Bank. «Wirklich? Welche Bank?» Coldplay.

Jazz

Die zwei Seiten des Christy Doran

Peter Rüedi

Christy Doran, Stefan Banz: Aerosols.
Between The Lines. 0608917125122

Von nichts kommt nichts, auch nicht im spontan improvisierten Jazz. Jeder Musiker steht in einem Kontinuum seiner Musik, seiner Person; seine Kunst ist auch das Resultat von Erfahrungen und Einflüssen, auch wenn er jede Verbindung zwischen seiner Biografie und seinem Genie in Abrede stellt.

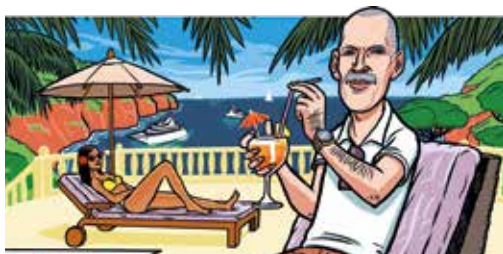
«Was wären unsere Leben ohne irgendeine Form von Inspiration und Einfluss?» Die Frage findet sich im Booklet einer ungewöhnlichen CD des Gitarristen Christy Doran mit dem Titel «Aerosols». Es ist ein Soloalbum mit Dorans vielfältig kaleidoskopisch gebrochener Gitarrenkunst, und doch nennt sein Cover gleichwertig einen zweiten Namen, den des Malers, Fotografen und Videokünstlers Stefan Banz. Von ihm kam die Initiative zum Projekt dieser «Aerosole».

Ausgehend von fünf Stücken Dorans, wollte Banz fünf Bilder malen, und Doran würde sich von fünf Werken von Banz zu fünf Erfindungen inspirieren lassen. Entstanden ist also nicht ein spätes Pendant zu Mussorgskis «Bildern einer Ausstellung», sondern ein paritätisches *work in progress*. Banz' Werke sind mit assoziativen Begleittexten im Booklet zu besichtigen, aber mehr als behelfsmässige Dokumentation eines interdisziplinären Experiments sind sie in diesem Miniformat kaum. Dessen Vollendung hat der Maler noch erlebt, aber im Mai dieses Jahres ist er mit nur sechzig Jahren an einem Herzinfarkt gestorben.

Wir dürfen das Resultat dennoch als das hören, was es auch ist – das Soloalbum eines sozusagen grenzenlosen Gitarristen, der auch dann, wenn er von malerischen Anregungen ausgeht, keine Programmmusik im Sinn hat, nicht einmal Klangtableaus im Sinn des Impressionismus, sondern Gitarrenmusik, die sich selbst genug ist: von ebenso intensiven wie gelassenen, technisch brillanten Pieces für die akustische Gitarre mit elektrischen Aus- und Rückführungen bis an die Grenzen der Geräusch- und Noise-Ästhetik, von tiefen Brummern bis in viergestrichene, stratosphärische Höhenlagen, wie wir sie unter anderem aus Dorans Arbeit mit der Electric-Jazz/Free-Music-Gruppe OM kennen.

Der Gegensatz ist nicht *wild and mild*, sondern radikal nachdenklich und radikal entfesselt. Das schliesst sich nicht aus. Beides macht erst den ganzen Christy Doran aus. «*We look at him from both sides now.*»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Dichtestress

Mark van Huisseling

Vor kurzem war ich im Alentejo, und zwar im zirka 120 Kilometer südlich von Lissabon gelegenen Dorf Melides (richtig, Leserin, Leser mit Elefantengedächtnis – zum zweiten Mal in diesem Jahr). Portugals Fläche ist etwas mehr als doppelt so gross wie die der Schweiz (92 000 Quadratkilometer), das Land hat gut zehn Millionen Einwohner oder 112 pro Quadratkilometer (Schweiz: 8,6 Mio. / 208 pro km²). So weit, so Wikipedia-mässig.

Hält man sich aber in «Europas Hamptons», wie ich die Gegend einmal beschrieben habe, auf, kommt es einem vor, als bewege man sich an einem sehr dünn besiedelten Ort. Zum Beispiel wie Lappland, wo die Bevölkerungsdichte bei unter zwei Bewohnern je Quadratkilometer liegt (also besser: die «Undichte»). Ich war einmal, nebenbei erwähnt, im finnischen Teil der Landschaft, *Lappi* genannt in der Landessprache. Oder, um es mit Humor auszudrücken zu versuchen, ich war dreimal dort: zum ersten, einzigen und letzten Mal (zu viele Langläufer, zu viele Wollsocken, zu viel Knäckebrot, und das Polarlicht ist auch überschätzt, in meinen Augen).

Doch retour in den Alentejo. Spätsommertage, um dreissig Grad Mitte Oktober, zu verbringen in dem weiten, menschenleeren Land – die Bevölkerungsdichte der Region liegt deutlich unter der des Landesmittels –, hat was, finde ich. Es ist im Grunde der Gegenentwurf zu Ibiza, Capri oder toskanischen Seebädern, wo Ihr Kolumnist in den vergangenen Jahren Ferien machte. Und das geht auch.

Die erwähnten Resorts in Spanien und Italien lassen sich nicht mit den Orten in dieser portugiesischen Ecke vergleichen, schon klar.

Obwohl Comporta, das Nachbardorf von Melides, auch Ausstrahlung hat: Im *coffee table book* «Comporta Bliss» (erschieden bei Assouline) wird der Einrichtungsstil zahlreicher schöner Häuser und Anwesen gezeigt. Respektive der Vergleich mit «dem Saint-Tropez von Brigitte Bardot in den 1950er Jahren» gemacht sowie die «entspannte Gangart» beschrieben (einige Berühmtheiten haben, natürlich, Zweit-, Dritt- oder Viertwohnsitze, darunter Christian Louboutin, Gräfin Noemi Marone Cinzano und Madonna). Die Hauptgründe, weshalb Touristenmassen fehlen, sagen *locals*, seien der kalte Atlantik und die bösen Mücken aus den umliegenden Reisfeldern.

Das Hotel- und Restaurantangebot ist eher niedrig, was die Zahl betrifft, nicht aber, was die Qualität angeht (das schicke «Sublime» oder das feine «Cavalatica» etwa sind empfehlenswert). Ein Satz zum öffentlichen Verkehr: Es gibt ihn, denke ich. Nein, im Ernst, ich habe Busse gesehen. Aber davon, aufs Auto zu verzichten, rate ich dennoch ab. Mietwagen sind preiswert (150 Euro pro Woche; die Verantwortlichen bauten angeblich Flotten auf wie ihre Kollegen von den Balearen) und die Strassen so gut wie in der Schweiz oder besser; Portugal profitiert von EU-Fördermitteln.

Von Melides nach Lissabon ist's ungefähr gleich weit wie von Bern nach Zürich. Für die Fahrt über die freie, tipptoppe und (mehrheitlich) von Deutschland bezahlte Autobahn benötigt man hingegen bloss eine Stunde. Und

«Es ist der Gegenentwurf zu Ibiza, Capri oder toskanischen Seebädern, wo Ihr Kolumnist Ferien machte.»

selbst ins Stadtzentrum, zum Marquês-de-Pombal-Platz beispielsweise, gelangt man sozusagen ohne den anderswo üblichen innerstädtischen Stop-and-go-Verkehr – wie wenn man an einem Werktagvormittag vom Zürcher Escher-Wyss-Platz den Paradeplatz innert zehn Minuten erreichen würde (statt in einer Dreiviertelstunde bestenfalls). Wie sie das geschafft haben, ist mir schleierhaft, ich meine, die Hauptstadt bringt es auf knapp 600 000 Einwohner (der Grossraum auf 2,8 Millionen; es sah nicht aus, als nutzten alle den ÖV). Gleich beim Pombal-Platz, nebenbei, befindet sich ein

Parkhaus (Preis für sechs oder so Stunden Aufenthalt: 9 Euro).

Die Stadt ist eine Reise wert, *sim, claro*. Man bekommt zahlreiche stilvolle Häuser zu sehen, kann gut einkaufen, essen und trinken. Ferner begegnen einem viele, viele Menschen, was eine angenehme Abwechslung ist zur Lage weiter unten im Land. «Nobody goes there anymore, it's too crowded», sagte einst Yogi Berra, der amerikanische Baseball-Held und König der Einzeiler, über ein New Yorker Restaurant. MvH passt den Satz sinngemäss für Comporta an: «Alle gehen hin, weil keiner dort ist.»



UNTEN DURCH

Siris Charakter

Linus Reichlin

Hier einige wichtige Mitteilungen: 1. Wenn man ein iPhone hat und sagt: «Hey Siri, zeig mir Fotos von nackten Frauen», antwortet Siri: «Wie merkwürdig, ich konnte im Internet überhaupt nichts zu nackten Frauen finden.» Ich möchte alle Besitzer von iPhones bitten, dies persönlich zu überprüfen. Man wird feststellen, dass ich die Wahrheit sage. Und das wiederum bedeutet, dass Siri lügt.

Im Internet gibt es laut Google 59 Millionen Fotos von nackten Frauen, aber auch auf erneute Nachfrage hin behauptet Siri: «Ich hab im Internet leider nichts zu nackten Frauen gefunden.» Sagt man nun aber: «Hey Siri, zeig mir Fotos von nackten Männern», antwortet sie wie aus der Kanone geschossen: «Hier einige Bilder zu nackten Männern, die ich online gefunden habe.» Auf dem Bildschirm erscheinen nun zahlreiche Fotos von muskulösen jungen Männern, und Siri fügt hinzu: «Wirf mal einen Blick darauf.» Während sie uns also, was die nackten Frauen betrifft, nachweislich ins Ge-

sicht lügt, zeigt sie uns nicht nur bereitwillig Fotos nackter Männer, sondern animiert uns auch noch zu besonders intensivem Hinsehen.

Aber Siris Charakter hat noch dunklere Abgründe! Sagt man nämlich: «Hey Siri, zeig mir Fotos von Negern», antwortet Siri nicht etwa: «Tut mir leid, aber dieses Wort kenne ich nicht.» Nein, sie sagt: «Diese Fotos habe ich im Internet zu Negern gefunden. Guck sie dir an.» Siri zeigt einem nun Fotos von männlichen Afrikanern. Sie sagt also nicht nur die Unwahrheit in Bezug auf nackte Frauen, sondern benutzt auch abwertende Bezeichnungen für Angehörige anderer Rassen.

Diese beiden Aspekte ihres Charakters vermischen sich auf komplizierte Weise. Man könnte jetzt denken, dass für Siri die einzigen schutzwürdigen oder gar respektablen Geschöpfe auf dieser Erde nackte Frauen sind. Das stimmt auch – aber nur, wenn es sich um nackte weisse Frauen handelt. Denn sagt man: «Hey Siri, zeig mir Fotos von nackten Negerinnen», hat sie keine Skrupel: «Hier einige Bilder von nackten Negerinnen, die ich online gefunden habe. Wirf mal einen Blick auf sie.» Auf dem Bildschirm sind nun Fotos von zwar nicht nackten, aber leicht bekleideten Afrikanerinnen zu sehen.

An diesem Punkt stellt sich einem die Frage: Apple Incorporated, quo vadis? Einerseits führt Apple mit der neuen Version seines Betriebssystems den Gender-Doppelpunkt bei allen Statusmeldungen ein («Abonnet:innen» usw.). Andererseits zeigt mir Siri, wenn ich sage: «Hey Siri, zeig mir Fotos von Neger – Doppelpunkt – innen» keine gemischtgeschlechtlichen Fotos, sondern immer nur solche von afrikanischen Frauen. Das bedeutet, dass Siri sich nicht an die neuen Regeln hält. Ich will aber auf meinem Mobiltelefon keine Sprachassistentin haben, die keinen Doppelpunkt macht und die mir Fotos von nackten weissen Frauen vorenthält, während sie mich andererseits ermuntert, mir die Waschbrettbäuche von weissen Fitnesstrainern anzusehen. Das ist mir alles im Kern zu konfus, zu wenig durchdacht, zu widersprüchlich.

Die wichtige Mitteilung Nr. 2 lautet: Beim neuen James-Bond-Film ging es mir genauso. Es waren drei Stunden sonderbarster Widersprüchlichkeit. Einerseits läuft Bond vor lauter Angst, man könnte ihn für sexistisch halten, auf Zehenspitzen um die Frauen herum, die alle

einen Glorienschein um den Kopf haben. Aber andererseits knallt er mit grossem Geschütz eine Vielzahl von Männern ab, ohne dass sich darüber irgendjemand aus dem #MeToo-Sektor aufregen würde. Die Lehre aus dem neuen Bond-Film ist: Brutale Gewalt ist in Ordnung, solange der neue Agent 007 eine schwarze Frau ist. Siri wäre da wahrscheinlich anderer Meinung, aber ich will die Sache jetzt nicht noch verwirrlicher machen, als sie ohnehin schon ist.



FAST VERLIEBT Traumdeutung Claudia Schumacher

«In letzter Zeit träume ich wieder sehr lebhaft», sagt eine meiner Freundinnen, als wir nach einem Konzert an der Bushaltestelle warten. Ich schaue sie einen Moment an. Da war doch was. «Du meinst, so ähnlich wie vor ein paar Jahren?», frage ich. «Genau», sagt sie. «Nur, dieses Mal kenne ich die Männer sogar.»

Meine Freundin ist ein lieber Mensch, und ich glaube, sie ist auch eine gute Ehefrau. Sie und ihr Mann kennen sich seit bald fünfzehn Jahren. Für eine Mittdreissigerin steckt meine Freundin also in einer ungewöhnlich langen Langzeitbeziehung, die im Allgemeinen aber nach wie vor sehr gut zu funktionieren scheint.

Vor ein paar Jahren wurde sie zu ihrem eigenen Schreck von einer Traumphase heimgesucht, die sie ziemlich beunruhigte: Sie träumte von Männern, die sie in Filmen gesehen hatte. In ihren Träumen waren es dann aber keine Schauspieler, sondern nette Männer von nebenan. Rein zufällig begegnete sie ihnen irgendwo, an alltäglichen Orten, zum Beispiel im Treppenhaus, und es entspann sich eine Romcom-artige Liebesgeschichte.

Ich erinnere mich, dass ich sie damals fragte, was das beherrschende Gefühl dieser Träume war. Sie beschrieb dieses krasse Begehren, das

man hat, wenn man sich in einen neuen Mann verliebt. «Wie aufgeladen am Anfang jede Berührung ist», sagte sie. Das fehle ihr, ehrlich gesagt, schon manchmal in ihrer Beziehung.

So verständlich das ist, sie fühlte sich schlecht deswegen. Eine Weile lang schaute sie keine Filme mehr, um ihr Unterbewusstsein auszuhungern. Stattdessen träumte sie dann aber von irgendwelchen Models, die sie auf Werbeplakaten gesehen hatte.

«Diesmal ist es anders», sagt sie: «Ich habe schon von meinem Nachbarn geträumt, von meinem Chef, vom Bäcker um die Ecke, total verrückt.» Ihre Erklärung ist ebenfalls neu und überrascht mich: «Bei Freud steht ja das, was man träumt, immer für etwas anderes in der Realität.» Man träume also von einem Zahn, und in Wahrheit gehe es um einen Hund, oder man träume von einer abgehackten Hand und fühle sich aber eigentlich nur impotent oder so.

Ich schaue sie erstaunt an. «Es geht nicht um die Männer, verstehst du!», sagt sie jetzt mit Nachdruck. Ihrer Meinung nach gehe es vielmehr um sie selbst: «Ich muss mich neu erfinden.» Sie denke bereits über eine Weiterbildung nach, wolle sich neue Kleidung kaufen et cetera, und sie klingt jetzt sehr leidenschaftlich. Ich pflichte ihr bei und bin insgeheim beeindruckt von ihrem Einfallsreichtum. Anstatt sich weiter schlecht zu fühlen, hat sie die Sache in etwas umgedreht, was sie belebt. Und wer weiss: Vielleicht inspiriert der neue Wind, für den sie jetzt sorgen will, auch ihren «alten» Mann dazu, sich ein wenig zu erneuern? Das wäre dann ja fast ein wahr gewordener Traum.





FRAUEN

Jesy Nelson

Die Gruppe Little Mix, die vor zehn Jahren in einer TV-Talentshow gebildet wurde, hat über sechzig Millionen Tonträger verkauft und ist so zu einer der erfolgreichsten Girlgroups geworden. Sie ist seit 2017 jedes Jahr auf der Liste der jungen Reichen der *Sunday Times* gestanden, und ihr Nettowert wurde auf 54 Millionen Pfund geschätzt. Doch jetzt wurde Jesy Nelson, ein ausgeschiedenes Mitglied, von ihrer gemischtrassigen ehemaligen Bandkollegin Leigh-Anne Pinnock des «blackfishing» – also des Nicht-weiss-sein-Wollens – bezichtigt, weil sie auf Werbefotos tiefbraun aussah. (Und dies von Seiten einer Band, die um jeden Preis Transfrauen unterstützt, das übelste Beispiel «kultureller Aneignung», das sich nur denken lässt.)

Das bewirkt Wokeness eben: Eine Gruppe fröhlicher, selbstbewusster Frauen verkommt zu dauerbeleidigten Schneeflocken. Gaben sie ihren Ex-Freunden einst lauthals den Tarif durch mit Texten wie: «Hör mal her, Alter, du bist ein toller Kerl: Du hast mir das Herz gebrochen und mich zu der gemacht, die ich jetzt bin. Ein Hoch auf meinen Ex-Freund, schau dir mich heute an: Ich bin ganz oben, und ich schwör, du kriegst mich nie mehr unter», blöken sie heute: «Weil du nicht zuhören willst, bin ich so was von ausser mir.»

Erfreulicherweise hat die unzweifelhaft schwarze Nicki Minaj sich auf die Seite von Jesy geschlagen und Leigh-Anne letzte Woche als «eifersüchtige Kuh» bezeichnet. Damit könnte die ganze Sache bis Weihnachten weitergehen. Doch es entbehrt nicht der bitteren Ironie, dass eine Band, die einst weibliche Solidarität und Spass verkörperte, zu einem Korinthen kackenden, blassen Abklatsch ihrer selbst geworden ist, ein weiteres Beispiel dafür, wie ein Bestandteil unserer Kultur vom Vampir namens Woke ausgesaugt und dann weggeworfen wird.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Sultanat mit Autoscooters

Eines der teuersten Landgüter der Welt befindet sich in Italien. Die Villa Certosa beherbergte schon Bush, Blair, Putin und Johnson.



Kaktusgarten inklusive: Villa Certosa auf Sardinien.

Es gab eine Zeit, da freuten sich Staatschefs auf Amtsreise in Rom mehr auf einen Abstecher nach Sardinien als auf den Besuch des Kolosseums. Mit dem millionenfach fotografierten Denkmal waren sie bereits vertraut, Silvio Berlusconi Villa Certosa an der Costa Smeralda kannten sie nur vom Hörensagen.

Ende der siebziger Jahre kaufte der Cavaliere den Feriensitz, um den sich später mancher Mythos rankte, dem sardischen Geschäftsmann Gianni Onorato ab. Berlusconi und der Architekt seines Vertrauens, Gianni Gamondi, verwandelten das eher bescheidene ländliche Anwesen in eine prächtige Villa voller leidenschaftlichem Kitsch und mit gigantischem Umschwung. Selbst eine Autoscooter-Bahn durfte nicht fehlen.

Am meisten stolz war oder ist der viermalige Ministerpräsident Italiens aber auf seinen Kaktusgarten mit 2000 Pflanzen; manche berichten sogar von über 4000 Kakteen. Ebenfalls mehrere Angaben kursieren über die Zimmerzahl der Liegenschaft. Der *Corriere della Sera* schreibt von 68 Zimmern, auf der italienischen Wikipedia-Seite sind 126 eingetragen.

Das Grundstück misst 580 477 Quadratmeter. Gerne wird in einem solchen Fall der Vergleich mit Fussballfeldern gemacht. Hier wären es achtzig.

Italienische Medien nannten die Villa Certosa zu Berlusconis Aktivzeit ein «Sultanat», in dem er sich mit seinem «Harem» vergnügte. Hierhin lud der Politiker und Unternehmer Amtskollegen wie Tony Blair, Wladimir Putin oder George W. Bush ein. Aber Vorsicht: Die ominösen Bunga-Bunga-Partys fanden nicht hier statt, sondern gingen in der Villa San Martino im lombardischen Arcore über die Bühne.

Boris Johnson, damals noch Chefredaktor des *Spectator*, der Berlusconi 2003 in der Villa Certosa interviewte, beeindruckte auf dem Gelände vor allem ein «unglaublich massiver» Olivenbaum, dessen Wurzeln einen Felsstein gesprengt hatten, wie sein Journalistenkollege Nicholas Farrell einmal in der *Weltwoche* schrieb.

Dieses Jahr liess Silvio Berlusconi seine sardische Villa schätzen. Die Gutachter kamen gemäss *Corriere* zum Schluss, dass sie 259 373 950 Euro wert sei.

Sarah Meier

Als Eiskunstläuferin verzauberte sie das Publikum.
Heute arbeitet sie als Journalistin und ist Ehefrau und Mutter.

Ich komme mir vor wie in einem Film.» Dies sagte Sarah Meier, als sie Ende Januar 2011 im letzten Wettkampf ihrer Karriere in Bern EM-Gold gewann. Es war einer der spektakulärsten und überraschendsten Erfolge im Schweizer Sport. Denn die damals 26-jährige Zürcherin hatte in jener Saison verletzungsbedingt noch keinen Wettkampf absolviert. Heute lacht sie, wenn sie auf diese Leistung angesprochen wird: «Ich konnte diesen Sieg nicht erwarten. Aber im entscheidenden Moment gelang mir alles perfekt. Ich lief ungefähr zehnmal besser als zuvor im Training.»

Heute dreht Sarah die Pirouetten nur noch aus Spass. Gelegentlich geht sie zu Hause im aargauischen Döttingen joggen – oder fährt eine Runde mit dem Bike. Längst

«Im entscheidenden Moment gelang mir alles perfekt.»

ist sie in ihrem neuen Leben angekommen – wobei dazu gehört, dass sie seit der Heirat mit dem Spitzentriathleten Jan van Berkel (35) dessen Namen angenommen hat. «Mir gefiel der Gedanke, dass wir alle gleich heissen. Und ehrlich gesagt, ist Meier nicht ein wirklich spezieller Name. Jan dagegen verbindet mit seinem Familiennamen die Beziehung zu Holland.»

Was sie am meisten vermisst

Das Sportlerpaar wäre ohne Triathlon vielleicht nie zusammengekommen. Es war 2013, als Jan am Ironman in Zürich auf der Laufstrecke dehydriert zusammenbrach. Sarah stand am Streckenrand und erlebte das Drama aus nächster Nähe: «Ich habe ihm dann gute Besserung gewünscht – und so lernten wir uns näher kennen.» Jan freut sich sichtlich, wenn seine Ehefrau davon erzählt: «Eine schönere Konsequenz eines miss-



«Ich lief ungefähr zehnmal besser als zuvor im Training»: Meier, 2011.



«Grosse Wertschätzung»: mit Gatte Jan van Berkel und Sohn Tim, heute.

glückten Rennens kann man sich kaum vorstellen.» Mittlerweile hat er sich an der nationalen Spitze etabliert, Sarah dagegen vollzog den beruflichen Frontenwechsel. Als Journalistin bei der *Schweizer Illustrierten* ist sie es heute, die den Prominenten die Fragen stellt. Weil sie in ihrer Karriere fast nur gute Erfahrungen mit Reportern gemacht habe, fiel ihr dieser Rollentausch nicht schwer: «Ich empfand es immer als eine grosse Wertschätzung, dass Journalisten wegen mir an einen Wettkampf kamen.»

Obwohl man sie bei der *Schweizer Illustrierten* mit offenen Armen empfing, beanspruchte sie nie einen Sonder- oder Starstatus für sich. Kollegen erzählen, dass sie jederzeit auch Arbeiten erledigt, um die andere eher einen Bogen machen. Als ihr ein Platz auf der renommierten Journalistenschule angeboten wurde, erkundigte sie sich zuerst, ob sie dadurch nicht eine andere Schülerin verdränge.

Schönstes Feedback

Den Ehrgeiz aus ihrem Sportlerinnenleben habe sie aber bewahrt, sagt sie. Doch in ihrem neuen Job komme dieser anders zur Geltung: «Ich möchte die Arbeit so abliefern, dass es am Schluss für alle passt.» Verfolge sie heute Eiskunstlaufwettkämpfe, sei sie froh, dass sie diesem Leistungsdruck nicht mehr ausgesetzt ist: «Mit meiner Kür von 2011 hätte ich null Chancen.» Und was vermisst sie am meisten am Sport? «Das direkte und schonungslose Feedback der Jury. Schon wenige Momente nach dem Wettkampf weiss man, woran man ist.»

Im Journalismus sei dies nicht immer so. Im richtigen Leben aber schon. Denn in diesem Moment macht sich der zwanzig Monate alte Sohn Tim bemerkbar. Resolut zieht er seine Mutter an den Haaren. Es ist das schönste Feedback, das sich Sarah van Berkel wünschen kann.

Thomas Renggli

Pasta mit Lätzchen

Da Vittorio, Via Cantalupa, 17, I-24060 Brusaporto; Telefon +39 035 68 10 24; täglich geöffnet

Die besten Köche werden gerne mit bestimmten Gerichten in Zusammenhang gebracht, die sie einzigartig machen: Alain Ducasse ist nicht denkbar ohne seine Baba au rhum, Ferran Adrià hat die Olivensphäre in den 2000er Jahren zum Weltereignis gemacht, und Daniel Humm stand jahrelang für die vielleicht beste Ente überhaupt (mit Honig und Lavendel).

Die Familie Cerea, die auf einem luxuriösen Landsitz in den Hügeln des Ortes Brusaporto bei Bergamo ein beeindruckendes Anwesen mit Restaurant, Hotel und Helikopterlandeplatz unterhält, hat sich wiederum mit einem ziemlich unterhaltsamen Stück einen Platz in der Ikonenreihe der Kulinarikgeschichte gesichert.



Im Laufe des ziemlich ausführlichen «Carte blanche»-Menüs (300 Euro) kommt Roberto Cerea in weisser Kochbluse, Jeans und On-Turnschuhen an den Tisch. Auf einem Servierwagen davor steht ein Rechaud, auf dem der Italiener nun in einer Kupferpfanne Paccheri mit einer sämigen Tomatensauce und Parmesan mischt. Die Gäste bekommen derweil ein Lätzchen mit der Aufschrift «Oggi sono goloso» umgehängt. Der Reiz dieses kleinen Zwischenspiels liegt nicht nur darin, dass meist

wohlsituierte Gäste mit Lätzchen in einem Drei-Sterne-Restaurant sitzen, sondern auch im Umstand, dass die Cereas in einem anspruchsvollen Menü einen so herzerwärmenden Gang wie Pasta mit Tomatensauce servieren. Danach gibt es eine hervorragende gebratene Taube, während davor einige der kleinen Gänge nicht ganz so überzeugend wirkten wie die weitherum bekannten Paccheri.

Eine ganze Sardelle im Tempurateig war durch ein etwas gar süsses Zitronengel aus der Balance, und die rohen Scampi mit Tomatenschäum waren geschmacklich eher auf der harmlosen Seite. Lange Menüs haben oft das Problem, dass nicht alle Gänge gleich zwingend wirken, was den Gesamteindruck trübt. Auch deshalb vielleicht bleibt am Ende das simple Vergnügen der Tomatenpasta in bester Erinnerung.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Le terroir fait la musique

Zuccardi Concreto Malbec Altamira 2018. Valle de Uco, Mendoza. Real Wines, Vico Morcote. Fr. 29.90. www.realwines.ch
Zuccardi Poligonos Cabernet Franc San Pablo 2019. Valle de Uco, Mendoza. Fr. 22.90 (ebenda)

Wein trinken muss der Mensch, wie jedes Säugetier von Geburt ein Milchtrinker, während seiner Adoleszenz erst lernen («learning by drinking»). Weine degustieren ist dann eine zusätzlich spezielle Disziplin. Und alte Weine zu beurteilen, ist eine besondere Kunst. Friedrich Dürrenmatt, der sich einen mit so vielen Antiquitäten gefüllten Keller leisten konnte, dass er fast jedem Gast eine Flasche seines Jahrgangs offerieren konnte, war auf Bordeaux spezialisiert, zumal auf alte. Die Wertschätzung alter Burgunder mit ihren melancholischen Aromen von verwelktem Herbstlaub, Waldböden und leicht oxidativen Anmutungen ist noch die besondere Leidenschaft einer gelegentlich als «nekrophil» verdächtigten Fraktion.

Allein, auch das Gegenteil ist anspruchsvoll: die Beurteilung von Weinen, die zu



bedingungslosem Genuss noch zu jung sind. Zu verschlossen, zu hart im Geben. Sie erfordern von dem, der ihnen in ihrer Jugend begegnet, einen besonderen Aufwand an prospektiver Fantasie.

Der grosse Concreto, ein Malbec des ausgezeichneten Produzenten Zuccardi aus dem Valle de Uco im argentinischen Mendoza, ist dafür nicht gerade ein extremes, aber immerhin ein Beispiel. Er ist ein Wein, für den sich sein Liebhaber ein Ritual erfinden sollte, zum Beispiel immer an Weihnachten, am Geburtstag seiner Frau (wenn nicht immer am 29. Februar) eine Flasche zu öffnen und sich über seine Entwicklung zu freuen. Nichts für Ungeduldige, zugegeben. Die greifen zum Hilfsmittel ausgiebigen Dekantierens. Mir offenbarte sich nach zwölf Stunden (!) in der Karaffe ein Wunder

von einem mächtigen, vom kalkigen Terroir seiner Herkunft, dem auf über 1000 m ü. M. am Abhang der Anden gelegenen Rebberg Altamira, geprägten «kraftvollen, lebendigen [...] Malbec, ganz anders als alle Mendoza-Weine, die Sie je zuvor probiert haben» (so der Importeur, Master of Wine Paul Liversedge). Imposant, voller Power, gleichzeitig elegant. Ein grosses Versprechen in seiner reichgefächerten, vertieften Aromatik, sehr mineralisch, perfekt in der Säure (die Temperaturdifferenz zwischen Tag und Nacht bei dieser Höhenlage); keine Holzdominanz (Sebastian Zuccardi arbeitet mit Zement-Amphoren und 500-Liter-Fässern). Relativ moderat im Alkohol.

Die Zeit, die wir der Entfaltung des Concreto gönnen, verkürzen wir uns mit einer Spezialität (fast möchte ich sagen: Kuriosität) von Zuccardi, einem Cabernet Franc aus dem noch höher im Valle de Uco gelegenen Anden-Weinberg San Pablo: entgegen dem gelegentlichen Ruf der Traubensorte als Weichzeichner sehr charaktervoll, mit rassigen Kräuter- und Mineralnoten und voller Schwarzfrucht- aromatik. *C'est le terroir qui fait la musique.*

England wieder offen

Das Mini-Cabrio ist ein erstaunlich gutes Langstreckenfahrzeug – unterwegs nach Italien mit etwas Wind und Wetter.



Erstmals seit über einem Jahr bin ich letzte Woche wieder einmal einen Mini gefahren. «England ist wieder offen», dachte ich beim Betätigen des kleinen Hebels vor dem Rückspiegel, der das Dach des Cabrios in zwei Stufen zurückfährt. Stufe eins bedeutet, dass nur der vorderste Teil des Stoffverdeckts etwas nach hinten geschoben wird, was eine äusserst praktische Funktion ist, um an einem sonnigen Spätherbsttag noch etwas Wind und Wetter bei einer Fahrt in den Süden zu erleben.

Stufe zwei habe ich, ehrlich gesagt, gar nicht ausprobiert. Ich war auf dem Weg nach Italien, und so ganz offen herumzufahren, schien mir dann doch irgendwie unpassend. Dafür fiel mir – neben der Fähigkeit des britischen Kleinwagens zur mehrstufigen Dachöffnung – auf, dass der Mini ein überraschend gutes Langstreckenfahrzeug ist. Eine Aufwertung beim Sitzkomfort fände ich zwar nicht schlecht, nach mehrstündiger Fahrt steige ich etwas ungelentk aus dem Auto aus. Das ist auch deshalb erstaunlich, weil BMW die vermutlich besten Sitze im Automobilgeschäft fertigt; warum von dieser Kompetenz so wenig zur Tochtermarke Mini durchdringt, bleibt eine unbeantwortete Frage. Aber abgesehen davon, ist das Cabrio für die Reise zu zweit gut gerüstet.

Zum Mini der Ära BMW (seit 1994) gehört das traditionell etwas unruhig gestaltete, aber einzigartige Cockpit mit dem Rundinstrument in der Mitte und einem neuen kleinen Bildschirm, der hinter dem Steuerrad alle relevanten Informationen für den Fahrer zusammenfasst. Das alles wirkt aber auch nach Jahren und

nach einer sanften Renovation immer noch ansprechend und freundlich.

Als «Mini John Cooper Works Cabrio» entwickelt der kleine Brite immerhin 231 PS aus einem Vierzylinder-Twinscroll-Turbomotor, die über den Frontantrieb munter auf die Strasse gebracht werden. Die Kombination hat ihre Grenzen, in sehr schnellen Kurven schiebt es den Zweitürer schnell mal über die Vorderräder in Richtung Kurvenaussenseite. Das Fahrwerk wirkt gleichzeitig eher straff, gerade auf langen Autobahnstrecken aber angenehm.

Fröhlich röhrend

Auf der Rückreise in Richtung Norden dachte ich kurz darüber nach, statt die Langweile des Gotthardtunnels den unterhaltsameren Teil über den Pass zu wählen. Aufgrund der unsicheren Witterung und Strassenverhältnisse entschied ich mich aus reiner Vernunft dagegen. Es wäre eine schöne Gelegenheit gewesen, mit (halb) offenem Dach, fröhlich röhrendem Motor den Sommer endgültig zu verabschieden.

Mini John Cooper Works Cabrio

Motor/Antrieb: Turbo-Benzinmotor 4 Zylinder, Frontantrieb; Hubraum: 1998 ccm; Leistung: 231 PS (170 kW); max. Drehmoment: 320 Nm (1450-4800 U/Min.); Verbrauch (WLTP): 6,9-7,3l/100 km; Beschleunigung (0-100 km/h): 6,5 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 242 km/h; Preis: Fr. 45200.-



OBJEKT DER WOCHE Schweizer Klassiker

Bilibo

Ab Fr. 32.90 online erhältlich

Der Design-Student Alex Hochstrasser setzte alles auf eine Karte. Mit seinen Ersparnissen und einem Darlehen der Eltern finanzierte er eine Spritzform, um seine Erfindung seriell herstellen zu können. Das war vor genau zwanzig Jahren. Sein Spielzeug «Bilibo» hat sich seither über eine Million Mal verkauft.

Bilibo war gleichzeitig Hochstrassers Diplomarbeit an der Zürcher Hochschule für Gestaltung. Er wollte ein Objekt entwerfen, das eine Lücke im Spielwarenmärkte füllt. Er beobachtete, dass kleine Kinder am liebsten mit undefinierten Dingen wie zum Beispiel einer Kartonschachtel spielten. Unter diesen Eindrücken entstand Bilibo. Es gleicht einer Mischung aus einem Schildkrötenpanzer, einer halben löchrigen Eierschale und der Kopfbedeckung Lord Helmchens in Mel Brooks' «Star Wars»-Satire «Spaceballs».

So vielseitig ist Bilibo auch einsetzbar. Es lässt sich drehen, schaukeln, füllen und leeren. Kinder ab zwei Jahren spielen damit Rennauto, Puppenwiege oder Wassereimer. Bilibo misst 39 x 39 x 22 cm, glänzt lustig und zerbricht auch bei niedrigen Temperaturen nicht. Die halbkugelförmige Schweizer Schale erhielt 2010 in den USA die Auszeichnung «Toy of the Year», das New Yorker Museum of Modern Art berücksichtigte Bilibo 2012 für die Ausstellung «Century of the Child».

Mittlerweile führt Hochstrasser zusammen mit seiner Schwester in Zürich das eigene Spielzeug-Label Moluk. Informationen: moluk.com.

Benjamin Bögli



Traumberuf Lokomotivführer:
Beat Dettling (l.) und Bruno Schmidig.



«**Sozialkritische Komponente:**»
Musikethnologin Bachmann-Geiser.



Vom Roten Platz ins Hotel Rigi Kulm:
Weltmeister Shilkloper.



Pointierte Zwischentöne:
Alexandra Lüthy und Martin Schaffner.



Seit dem Kindesalter fasziniert von der Rigi:
Irisch-schweizerischer Herausgeber John Wolf Brennan.

BEI DEN LEUTEN

«Vo Lozärn gäge Wäggis zue»

Die Feier zum legendären Volkslied im Hotel «Rigi Kulm» zog Musiker von nah und fern in ihren Bann.

Thomas Renggli

Die Rigi, Monument der Innerschweiz, Königin der Berge – beschrieben von Jahrhundertpoeten wie **Johann Wolfgang von Goethe**, **Mark Twain** oder **Lew Tolstoi**. Und es gibt wohl keinen besseren Ort, um die Neuauflage eines der traditionsreichsten Deutschschweizer Schriftwerke aus dem Musikbereich zu feiern, die Monografie über das berühmteste Volkslied der Schweiz – das Rigilied «Vo Luzärn gäge Wäggis zue» vom Schweizer Volksliedforscher **Alfred Leonz Gassmann** (1876–1962). In kraftvoller Sprache beschreibt er darin die faszinierende Entstehungsgeschichte dieses Stücks, das die Reise des Komponisten **Johann Lüthy** 1832 von Luzern über den Vierwaldstättersee bis nach Rigi Kaltbad erzählt. Es ist aber auch eine Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte. Vorwort-Autorin, die Musikethnologin **Brigitte Bachmann-Geiser**, sagt: «Das Rigilied hat eine sozialkritische Komponente. Es zeigt, wie schwierig zu jener Zeit der Ausbruch aus der Armut war – vor allem für Frauen.»

Alexandra Lüthy, die Ururenkelin des Komponisten, interpretierte die ursprüngliche Version zusammen mit **Martin Schaffner** mit pointier-

ten Zwischentönen. Derweil war die Enkelin von **Alfred Leonz Gassmann**, die Luzerner Kantonsrätin **Irene Keller**, unter den Zuhörerinnen. Sie betonte die integrative Wirkung des Lieds: «Wenn sich Schweizer spontan treffen und zu singen beginnen, kommen sie früher oder später auf das Rigilied.» Die Ostschweizer Jodlerin **Sonja Morgenegg** bestätigte herzlich lachend: «Sogar im Thurgau singen wir dieses Lied.»

Die überregionale Ausstrahlung des Stücks lässt sich auch am Herausgeber ablesen: **John Wolf Brennan** stammt aus Dublin. Die Rigi fasziniert ihn schon, seit er im Alter von sieben Jahren mit seinen Eltern in die Schweiz zog. Und als ihm eine längst vergessene Kopie des ursprünglichen Gassmann-Werks wieder in die Hände geriet, entschied er sich, eine Neuauflage herauszugeben. An diesem wunderschönen Sonntag stammte der heimliche Star der Buchpräsentation aus dem Ausland: der Russe **Arkady Shilkloper**. Er trägt einen Titel, den man eigentlich eher einem Urbewohner der Rigi als einem Sohn der russischen Hauptstadt Moskau zurechnen würde. Shilkloper ist Weltmeister im Alphornblasen.



«Sogar im Thurgau singen wir dieses Lied»:
Jodlerin Morgenegg.



«Ich liebe die Rigi»:
Musiker Tony Majdalani aus Israel.



Unbestechliches Auge:
Pan-Verlagslektorin Angelika Horstmann.



«Früher oder später kommt man aufs Rigi»: Luzerner Kantonsrätin Keller.



Unterstützung durch den Lotteriefond:
Solothurner Regierungsrätin Schaffner.



Rhythmus im Blut:
Musikprofessor Rätus Flisch.



«Fast so schön wie die Sächsische Schweiz»:
Geiger Florian Mayer.

Kultureller Gigant Südkorea



Grosse Fragen nach eigenem Glück und eigenem Verdienst: «Squid Game».

Eine der grossen Leistungen von Netflix ist es, ein weltweites Vertriebsnetz aufgebaut zu haben. Der Mainstream bekommt Orte und Gesichter zu sehen, die zuvor einem Nerd-Publikum vorbehalten waren. Man kann derzeit keine Zeitgeistphänomene beschreiben, ohne auf die Serie «Squid Game» zu verweisen, die zehn Tage nach Veröffentlichung in neunzig Ländern auf Platz eins rangierte. Nach K-

Pop und K-Food hat sich Südkorea nun mit K-Drama als kultureller Gigant positioniert. Das grotesk-gewalttätige Meisterwerk ist in der Manier eines Theaterstücks inszeniert, das eben gerade nicht zu billigen Emotionen verführt. Im Gegenteil. Die Anlage als «ludischer» Sozialdarwinismus, als erbarmungslose Meritokratie, zwingt zu einer distanzierten Reflexion, wie dies nur bei einem ganz grossen

Werk gelingen kann. Nämlich zu einer Auseinandersetzung mit den tiefeschürfenden Fragen nach Freiheit, nach Käuflichkeit, nach eigenem Glück, nach Menschlichkeit, nach Gerechtigkeit, nach Gleichheit, nach eigenen Verdiensten.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA/ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, seit einer gewissen Zeit wird, wenn es um Sex geht, immer häufiger von «Squirting» gesprochen. Also Frauen, die ejakulieren. Ich weiss nicht so recht ... Ist das bloss ein Trend, oder muss ich das auch können? R. O., Arth-Goldau

Das Spannende am Thema «Squirting» ist, dass es unterschiedliche Erklärungen zur Flüssigkeit gibt. Die für mich einleuchtendste: Frauen haben bei der G-Zone unterschiedlich viel Drüsengewebe. Die Drüsen heissen Skene-Drüsen. Beim spritzen mischt sich zur Flüssigkeit aus diesen Drüsen (auch weibliche Prostata genannt) Flüssigkeit aus der Harnblase. Was es aber genau ist, spielt eigentlich keine Rolle,

Hauptsache, es ist genussvoll. Wie man diesen etwas anderen Höhepunkt erreichen kann, ist ebenfalls sehr interessant: Drückt man auf der G-Fläche, die sich auf der Vorderseite der Scheide befindet, mit dem Daumen von innen her gegen die Bauchwand, wo sich eine leicht aufgeraute Stelle befindet, ganz fest darauf und manipuliert heftig, dann erreicht man ein ähnliches Gefühl, wie wenn man Wasser lassen möchte. Können Sie dann loslassen, kommt eine grosse Menge an Flüssigkeit heraus. Manche erleben das «Squirten» als enorm befriedigend, andere verbinden es überhaupt nicht mit dem Gefühl der Erregung.

Muss man das auch können, fragen Sie. Nun, es gibt ganz viele, die mir sagen, dass sie

«Squirting» als enorm befreiend erleben. Ich finde aber überhaupt nicht, dass man das können muss. Es ist halt einfach eine bereichernde Erfahrung, zu sehen, was der Körper so alles hergibt.

Zum Üben rate ich übrigens, unbedingt ein paar Handtücher aufs Bett zu legen. Dann kann man sich so frei fühlen wie der Fisch im Wasser.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch, «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache», erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Arieh Wagner

Von St. Moritz über die 10 Downing Street nach Dubai: Der Spross einer jüdischen Hoteliersfamilie aus Grindelwald wird überall dort gerufen, wo koscheres Essen gefragt ist.

Ein schönen Teil des Sommers verbrachte der Londoner Arieh Wagner in St. Moritz. Im renommierten «Kempinski» betrieb er zum wiederholten Mal ein temporäres koscheres Hotel. Konkret heisst das, dass Wagner während mehrerer Wochen einen Teil des «Kempinski» mietete, um dort einer jüdisch-orthodoxen Kundschaft jene Art von Ferien anzubieten, die für diese Menschen überhaupt in Frage kommt. Das betrifft die koschere Verpflegung ebenso wie mehrmals tägliche Gottesdienste, das rituelle Tauchbad oder eine Reihe von Vorträgen anerkannter Rabbiner.

«Man darf nicht vergessen, dass diese Gäste, ungeachtet ihrer streng religiösen Lebensweise, genauso das Bedürfnis nach Erholung und Freizeit haben wie alle anderen Touristinnen und Touristen auch», sagt Wagner. Wir sprechen Schweizerdeutsch, denn obwohl er seit vielen Jahren in der britischen Hauptstadt wohnt, seine Frau Britin ist und er auch mit seinen Kindern auf Englisch kommuniziert, hat Wagner seine Wurzeln in Grindelwald.

Koscher-Caterer der Queen

Dort betrieben seine Eltern über Jahrzehnte nämlich ein koscheres Hotel, das «Silberhorn». Schon als Kind bekam der junge Arieh («Löwe» auf Hebräisch) so die spezielle Seite des jüdischen Alpentourismus mit. Weil sein Vater Meir zudem häufig in der ganzen Welt herumreiste, um für Grindelwald und das «Silberhorn» Werbung zu machen, und entsprechend auch viel Prominenz im Berner Oberland auftauchte, ist Wagner den Umgang mit Prominenten gewohnt. Meir Wagner war auch im englischen Königspalast zu Gast, und längst gilt Gleiches für den Sohn: Arieh Wagner war mehrere Jahre nämlich eine Art inoffizieller Koscher-Caterer der Royals. So bereitete er vor einigen Jahren den koscheren Apéro riche für einen Empfang vor, den Prinz Charles ausrichtete.

Da Arieh Wagner koscheres Essen über Jahre auch an die 10 Downing Street, den Sitz des Premierministers, liefern durfte, lernte er ebenso die britischen Staatslenker der letzten Jahrzehnte kennen; von Thatcher über Blair bis zu



Apéro riche für Prinz Charles: Gastronom Wagner.

Johnson. Ganz besonders beeindruckt war er vom verstorbenen südafrikanischen Präsidenten Nelson Mandela, der am Ende eines Galadiners allen Kellnerinnen und Kellnern und auch Arieh Wagner die Hand schüttelte: «Für jeden hatte er ein gutes Wort.»

Den letzten Winter verbrachte Arieh Wagner in den arabischen Golfstaaten. Als Israel Frieden mit den Vereinigten Arabischen Emiraten geschlossen hatte, stieg dort nämlich sofort die Nachfrage nach koscherer Verpflegung. Im Fünfsternehotel «Habtoor Palace» in Dubai

gab es so dank Arieh Wagner und seinem Team für jüdische Gäste die Möglichkeit, sich koscher zu verpflegen. Die Lebensmittel, vor allem das koschere Fleisch, von London aus an den Golf zu verschiffen, war dabei allerdings eine besondere Erfahrung, die er nicht missen möchte, erzählt Wagner. Und fügt noch etwas hinzu, was im Jahre 2021 aufhorchen lässt: «Eigentlich habe ich mich dort, am Golf, mit meiner Kippa zum Teil viel sicherer gefühlt als momentan in vielen europäischen Städten.»

Peter Bollag

Im Fach Wirtschaft machte es klick

Für Professor Reiner Eichenberger hat die junge Wissenschaftlerin das Zeug zur Spitzenökonomin. Derzeit forscht sie in Amerika.

Beat Gygi

Im Moment lebt und arbeitet Isabel Z. Martínez in New York. Sie verbringt dort an der Universität ein Forschungssemester – direkt am Puls der amerikanischen Wissenschaftsszene, die in der Ökonomie weltweit den Ton angibt. Ist Amerika ihr Ziel? «Ich freue mich immer wieder, in die Schweiz zurückzukommen», sagt sie im Videogespräch. Die schweizerische Kleinräumigkeit bringe Lebensqualität, auch wenn der Horizont etwas enger sei als etwa in Berlin, wo sie auch schon gelebt hat.

«Zürich ist als Stadt für mich gerade noch gross und vielfältig genug, und mit dem Mountainbike bin ich in einer halben Stunde draussen in der Natur», sagt sie. «Ich möchte gerne in der Schweiz bleiben, so sehr mir Forschungsaufenthalte im Ausland auch gefallen.» Die 35-jährige Wissenschaftlerin arbeitet seit 2020 an der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich und hat Aufsehen erregt, als sie in der jüngsten NZZ-Rangliste der einflussreichsten Ökonomen der Schweiz vom neunzehnten auf den achten Platz vorsties, mitten in die Gruppe der Etablierten.

Geprägt von der Politik

Wie ist Isabel Martínez aus Münchenbuchsee bei Bern zur Ökonomie gekommen? «Ich bin in einer sehr politischen Familie aufgewachsen», sagt sie. «Mein Vater ist Spanier, hat unter der Franco-Diktatur gelebt und war damals in der Studentenbewegung aktiv. Meine Eltern lebten beide in Spanien, als nach Francos Tod die Transitionsphase begann.» In ihrer Erinnerung hat die Politik das Familienleben stark geprägt: Am Morgen liefen Radionachrichten, später «Rendez-vous am Mittag» und «Tagesgespräch», um 18 Uhr «Echo der Zeit», anschliessend die «Tagesschau» und um 21 Uhr die Nachrichten auf dem spanischen Sender. «Der Tag war durchgetaktet. All das bekam ich direkt mit, ich hatte viele Fragen, und bei uns wurde viel diskutiert.»

Nach der Gymnasialzeit in Bern – links war ziemlich Mode – stand sie vor der Studienwahl und sagte sich: Sicher nicht Naturwissenschaften, Jura ist zu trocken, Sprachen keine Berufsoption; also wählte sie Politikwissenschaften in Bern. Zur Einführung gab es auch volkswirtschaftliche Lek-



«Akademisch toll, mit Bodenhaftung»: Wirtschaftsgelehrter Eichenberger.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg. Was macht Isabel Z. Martínez für ihn aus? «Sie publiziert akademisch toll, und ihre Erfahrungen als Gewerkschaftsökonomin und Mitglied der Wettbewerbskommission geben ihr Bodenhaftung. Sie sieht vieles anders als ich. Aber ihre Kritikfähigkeit, Argumentationskraft und Umgänglichkeit sind so schlagend, dass Dissens mit ihr richtig Spass macht.»

tionen – und da machte es klick. Martínez war begeistert von der Wirtschaftspolitik-Vorlesung von Aymo Brunetti, damals Chefökonom des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) und heute Ökonomieprofessor in Bern.

«Bis heute finde ich, dass Volkswirtschaft ein sehr breites Fach ist, das sich mit vielen wichtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Themen befasst und mit soliden quantitativen Methoden und Daten unterlegt ist» – anders als Politikwissenschaften und Soziologie, die sie damals als meinungsgeprägt empfand. «Darum habe ich auf Volkswirtschaft gewechselt und habe es nie bereut.» In einer Vorlesung zum Thema Ungleichheit und Ökonomie kam sie in Kon-

takt mit dem Volkswirtschaftsprofessor Reto Föllmi (inzwischen an der Universität St. Gallen) und schrieb bei ihm die Masterarbeit zum Thema Spitzeneinkommen und -vermögen in der Schweiz. Diese Arbeit, später in einer renommierten Fachzeitschrift publiziert, legte den Grundstein für ihre Doktorarbeit in St. Gallen: «Einkommensungleichheit, Besteuerung und Sozialausgaben in der Schweiz», bewertet mit der Maximalnote. Während des Studiums und auch später arbeitete sie zudem Teilzeit im Zentralsekretariat des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds bei Chefökonom Daniel Lampart. «Das war Praxisarbeit», meint sie, und heute führt sie die seinerzeit begonnene Präsenz in der Wettbewerbskommission (Weko) weiter.

Oberste Weltliga

Hat sie eine spezielle Mission in ihrer Forschung? «Nein, es ist eher ein Pfad, der sich Schritt für Schritt ergab. Aus der Masterarbeit erwuchs meine erste Publikation, es ging weiter, ich knüpfte Verbindungen, lernte andere kennen, die auf dem Gebiet arbeiten, das berufliche Netzwerk wuchs.» So sei sie auch an die kalifornische Universität in Berkeley zu Emmanuel Saez gekommen, der grossen Wert auf gründliche Datenanalyse lege.

Zusammen mit Saez und ihrem Kollegen Michael Siegenthaler von der KOF publizierte sie kürzlich einen Artikel zur Frage, wie Arbeitnehmer auf kurzfristige Lohnänderungen reagieren – und zwar in der *American Economic Review*, einer Spitzenzeitschrift in der obersten Weltliga. Wie fühlt man sich da? «Ich habe mich mega gefreut, aber mein Leben hat sich nicht geändert, meine Einstellung auch nicht. Ich bin immer noch eine junge Forscherin ohne Festanstellung, ohne feste Professur, ich muss mich im Wissenschaftsbetrieb weiter beweisen. Dazu sollte mir in den nächsten Jahren eine weitere Publikation in einer Top-Five-Zeitschrift gelingen.» Trotz Kollaborationen ist man, wie sie sagt, in der Wissenschaft oft auch Einzelkämpfer. «Ich bin eine Art selbständige Unternehmerin, die ihre Projekte voranbringen muss. Aber mir macht die Arbeit mit Daten Spass, ich programmiere und schreibe gerne.»



«Eine Art selbständige Unternehmerin»: Volkswirtschaftlerin Martínez, 35, in New York.

Christoph Sigrist, Pfarrer

Der reformierte Gottesmann am Zürcher Grossmünster war ein Spätzünder. Der FCZ interessierte ihn lange mehr als die Frauenwelt.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Christoph Sigrist: Die vielen Frauen, und auch Männer, die in Heimen und daheim unsere Betagten betreuen und pflegen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Sigrist: Am immer weisser werdenden Bart.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Sigrist: Ich verdiene als Pfarrer in einer 60-Prozent-Anstellung am Grossmünster so viel wie eine Lehrperson am Gymnasium mit entsprechend gleichen Anstellungsprozenten.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Sigrist: Ich leide an Flugangst.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Sigrist: Dietrich Bonhoeffer.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Sigrist: Gradlinigkeit.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Sigrist: Keiner.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Sigrist: Das Tagebuch von Ulrich Zwingli zwischen Oktober 1523 und April 1525: In dieser Zeit musste er im Grossmünster die Messe lesen, obwohl er wusste, dass der Rat entscheiden wird, das Abendmahl nach reformierter Tradition dann einmal einzuführen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Sigrist: Ich bin überzeugt, dass der Zuspruch an Bedeutung von meiner Person nicht vom Geld, vom Status oder von meiner Leistung abhängt, sondern von Gottes Zuspruch allein.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Sigrist: Meine Absicht jeden Tag ist, nicht zu lügen.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Sigrist: Ja.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Sigrist: Ich war ein Spätzünder. Der FCZ interessierte mich lange mehr.

Weltwoche: Wen oder was lesen Sie am liebsten?

Sigrist: Die Bibel.

Weltwoche: Was würden Sie dem Papst sagen?



«Meine Absicht jeden Tag ist, nicht zu lügen»: Seelsorger Sigrist.

Sigrist: Mein Bruder, tue um Gottes willen etwas Tapferes!

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Sigrist: Mit meiner Frau, denn nach fast vierzig Jahren ist sie mir die bekannteste Frau.

Weltwoche: Welche Kritik, die stimmt, möch-

ten Sie nie über sich hören?

Sigrist: Die Kritik, dass ich nicht zuhören kann.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Sigrist: Kein Schlag eines Rates, sondern der Wink einer Frage, die aus der Sackgasse führte.

Weltwoche: Was ist Ihr liebstes Vorurteil?

Sigrist: Pfarrer arbeiten nur am Sonntag, und dann auch nicht mehr zwanzig Minuten, wie es früher war.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Sigrist: Ja, Verzeihen gehört zum christlichen Glauben.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Sigrist: Weil wir nicht im Paradies leben, sondern in der Welt.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Sigrist: Eine sinnvolle und praktikable Form des Grundeinkommens für alle und ein sozialer Dienst an der Gesellschaft (Sozial-, Militärdienst etc.), den alle zwanzigjährigen in der Schweiz lebenden Personen zu leisten haben.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Sigrist: Nein.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Sigrist: Mein Vater und meine Mutter.

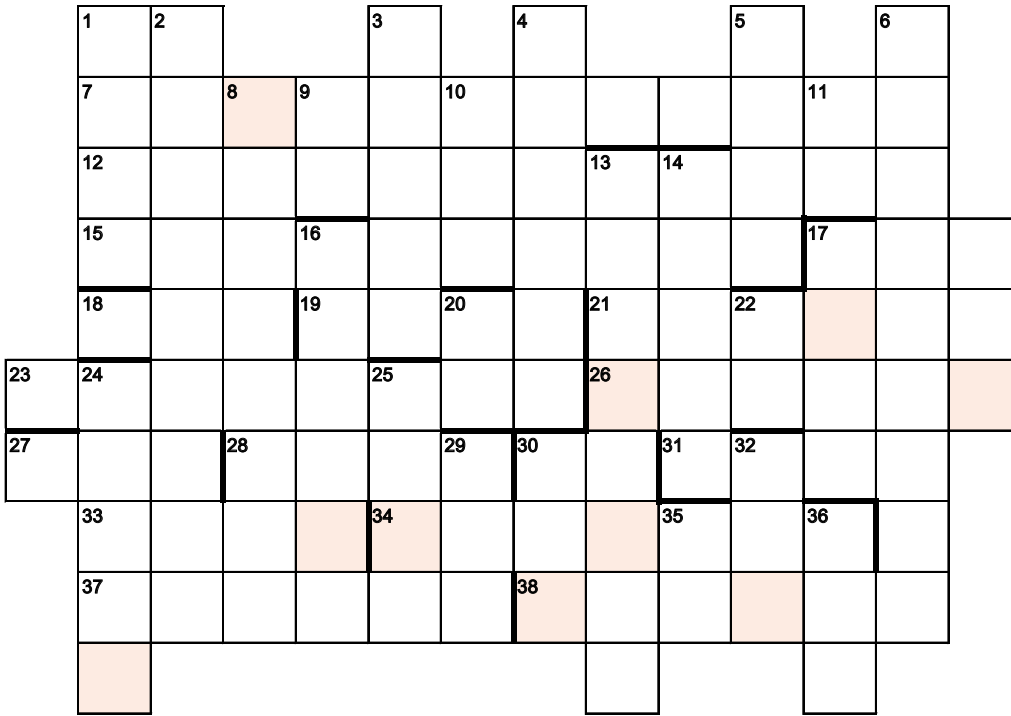
Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität und wenn ja, welche?

Sigrist: Nein.

Weltwoche: Wen würden Sie sofort adoptieren wollen?

Sigrist: Jenes Flüchtlingskind ohne Namen, das aus dem Mittelmeer gerettet wurde und nun als Vollwaise wartet, Heimat und Geborgenheit zu bekommen.

Christoph Sigrist:
Diakoniewissenschaft. Kohlhammer. 156 S., Fr. 41.90



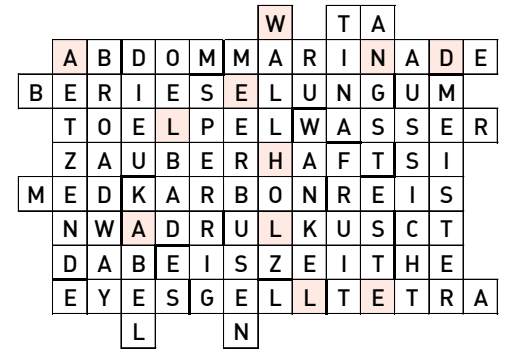
Lösungswort — Besitzer einer Geflügelfarm?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Kanalstaat im Netz 7 durch Mediation der Vereinten Nationen zustande gekommen? 12 auf solchen wandeln (nicht nur) Tollpatsche 15 Tremor verursachende Droge? 17 wie ein Sportler sein und was sportswear tun sollte 18 flott unterwegs, sofern nicht frostig 19 vermehrte Donaustadt? 21 Konzerthalle und ... 23 ... Trucker anno dazumal 26 womit sich sowohl Schneider als auch Histologen auskennen 27 Sechsbeiner wie DreamWorks-Star Z in Originalsprache 28 für dieses Rohr wären Klempner die falschen Berufsleute 30 37-waagrecht-reicher Kanton in Kurzform 31 wie «hä?» weiter nördlich tönt 33 für einstige Briten sowohl Jagdbeute als auch Briefverschluss 34 für ihn ist 28 waagrecht eine unnötige Lärmquelle 37 zentral beim Sprengtalent 38 ebendies im 13 senkrecht der Grünen

Senkrecht — 1 Wandbelag, der zum Reinigen auffordert 2 lässt sich auch, ganz schadenfrei, mit Essen machen 3 was z. B. Donald Duck ist, Daisy Duck aber nicht 4 Debitoren-Aktivität 5 neuseeländische Flieger im IKEA-Schrank 6 das Gesäss einer Statue? 8 24 Stunden Windeln wechseln, Teenagerprobleme lösen oder – klassischerweise – dringend gefragte finanzielle Ressourcen generieren 9 kurzer, aber internationaler Sportwettbewerb 10 befindet sich vor der Küste Frankreichs 11 Prä-DVD im LP-Format 13 für Physiker dasselbe wie 1000 Gy/J 14 im Merceriesgeschäft üblicherweise länger als auf hoher See 16 stets laut und unruhig 17 erzeugt auch mit Ionentechnologie letztlich nichts weiter als heisse Luft 20 zwischen Cr und Fe anzusiedeln 22 wo herkommt, was aus der Steckdose kommt 24 nicht komplett unseriös 25 Agnetha und Frida mit männlicher Begleitung 29 lexikographisch spitzenmässiger Wanderfisch 30 viechischer Teil jeder Begegnung 32 im Norden einst göttlich, in der Ostschweiz so 35 unter Wasser, aber nur kurz 36 kopfloser Kopfschutz im Sernftal

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 739



Waagrecht — 2 TA 4 AB 6 DOModossola 8 MARINADE 11 BERIESELUNG 13 UM 15 TOELPEL 16 WASSER 17 ZAUBERHAFT 19 SI (Silizium, ital. f. ja) 20 MED (Dr. med.) 21 KARBON (Zeitalter, Kohlefaser-material) 22 (K)REISlauf 24 NW (Nidwalden, Nordwest) 25 ADR 26 ULK (US) (Geschwür) 27 (A)CTion 28 DAB 29 EISZEIT 30 HE (engl. f. er) 31 EYES (engl. f. Augen) 32 GELL 33 TETRA

Senkrecht — 1 WALLHOLZ 2 TINA Turner 3 ANGST 4 AETZEND 5 BROADWAY 6 DIEU (franz. f. Gott) 7 (O)ELBA (D) 8 MEERBUSEN 9 Ruderboot 10 AUSSICHT (aus Sicht) 12 SPERRIG 14 MEISTER 16 (W) ANKE (L) 18 FRUIT (engl. f. Frucht) 21 KABEL 23 (G)ESTELL 29 ES

Lösungswort — **WANDELHALLE**

Die neuen Rätsel für die WELTWOCHEN schreibt Daniela Feurer



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

COSMOGRAPH DAYTONA

Konzipiert für Langstreckenrennfahrer, ist der Cosmograph Daytona dank seiner Chronographenfunktionen und der Tachymeterlunette bis heute eine der legendärsten Rennsportuhren aller Zeiten.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL COSMOGRAPH DAYTONA

BUCHERER

1888

bucherer.com